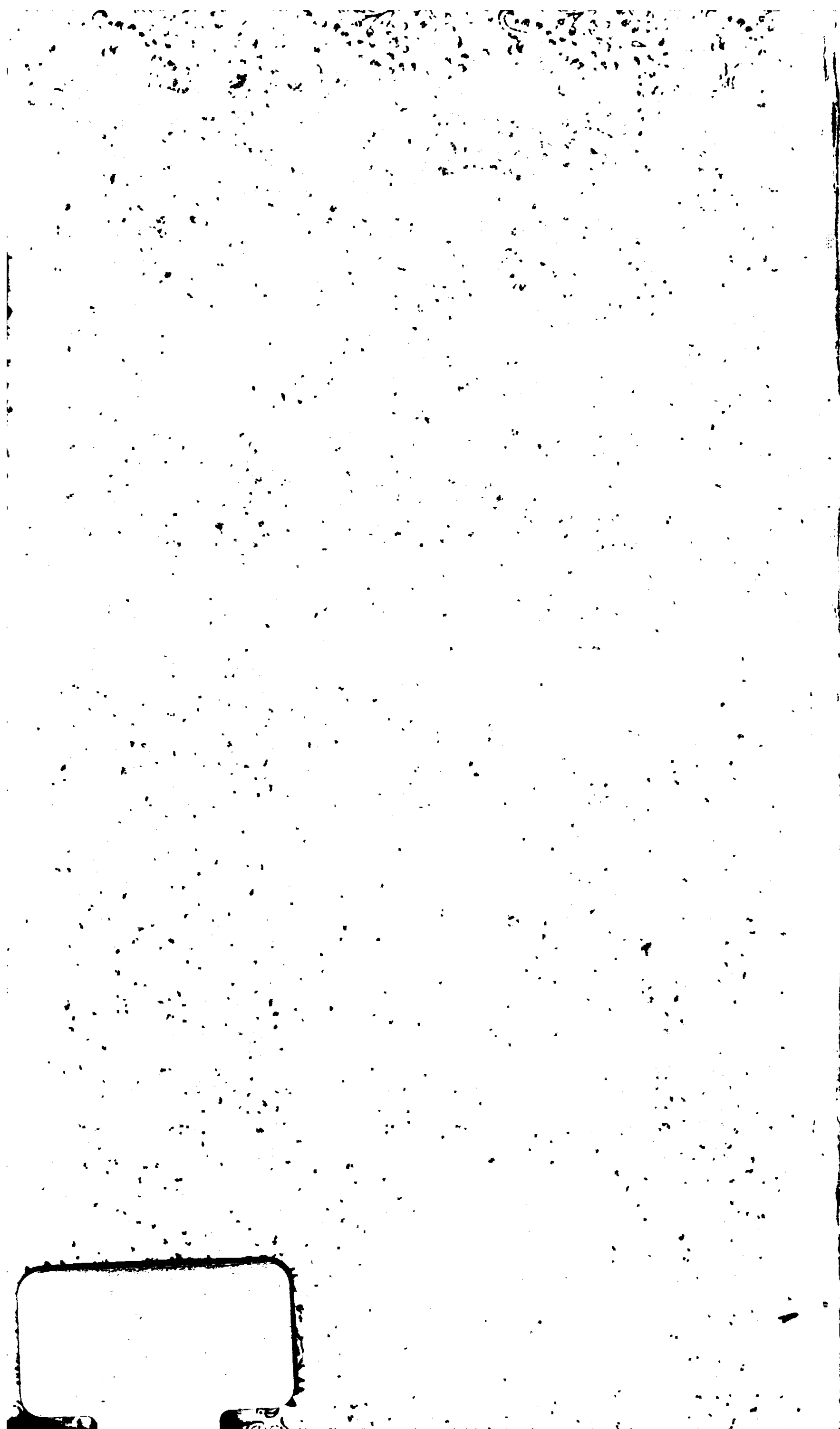
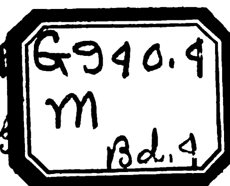




Geschichte

der

Kreuzzüge.



Von

Michaud,
Mitglied der französischen Akademie.

Nach
der vierten französischen Original-Ausgabe
übersetzt
von
L. G. Förster.

Siebenter und letzter Band.

Quedlinburg und Leipzig.
Verlag von Gottfr. Basse.

1832.

Inhalt
des siebenten Bandes.

den gleichzeitigen Generationen und bei der Nachwelt hervorgebracht haben.

Die Verschiedenheit der Gegenstände und Fragen, die wir abzuhandeln haben, veranlaßt uns, bei dieser Arbeit eine neue Form anzunehmen, und um das Langweilige der Uebergänge zu vermeiden, theilen wir unsere letzten Bücher in Kapitel. Wir werden in einer abgekürzten Darstellung der Kreuzzüge weder eitle Worte noch unnütze Bemerkungen verschwenden. Meistens werden wir die Thatsachen reden lassen; unter diesen Thatsachen aber wird man viele finden, welche in der Geschichte selbst nicht Raum hatten, nun aber wenigstens dazu dienen werden, dieselbe vollständig zu machen.

Oft haben wir von jenem religiösen und kriegerischen Enthusiasmus, von jener schlagfertigen Frömmigkeit geredet, welche das Abendland erschütterten; hier wollen wir von den Empfindungen reden, welche die Christenheit, den heiligen Kriegen gegenüber beseelten. Es war nicht die Rede davon, für die Reiche der Erde zu kämpfen, sondern für das Reich des Himmels; die Kreuzzüge waren nicht die Sache der Menschen, sondern die Sache Gottes selbst, weßhalb man sie auch nicht gleich andern menschlichen Ereignissen beurtheilen durfte. Die Meinung, welche man damals von diesen entfernten Kriegen hatte, und die Ueberzeugung, worin man sich befand, daß der göttliche Ruhm dabei interessirt wäre, müssen uns in dem gegenwärtigen Zeitalter in Erstaunen setzen; auch wagten es, als die Züge nach dem Morgenlande ihre frommen Erwartungen betrogen, unsere guten Vorfahren keinesweges, ihre schwache Vernunft um Rath zu fragen, und konnten die Siege der Sarazenen nicht begreifen. Man erinnere sich der Verzweiflung jener Menge von Pilgern, welche sich nach Syrien zu den Gefährten Gottfrieds begeben wollten und plötzlich auf ihrem Weg erfuhren, daß das ganze christliche Heer auf dem Punkte stände, in Antiochia umzukommen. Der Sturz der Welt würde nicht so viel Unruhe und Unordnung in ihren Gemüthern verbreitet haben. Es kostet uns Mühe, den Chroniken jener Zeit zu glauben, wenn sie uns eine Menge frommer Ritter, Geistliche und Bischöfe schildern, die mehrere Tage hindurch die Religionsfeierlichkeiten einstellten und

es nicht wagten, den Gott der Christen; den sie beschuldigten, er habe seine eigene Sache verlassen, weder anzubeten noch zu befragen.

Als man in Europa die Unfälle des zweiten Kreuzzuges erfuhr, hielt sich das trostlose Frankreich deshalb an den heiligen Bernhard, welcher den heiligen Krieg gepredigt hatte. In einer an den heiligen Stuhl gerichteten Vertheidigungsschrift drückt der Abt von Clairvaux mit warmer Beredtsamkeit die Ueberraschung und den Schmerz aus, welche ihm die Unglücksfälle der Christen verursachten. Es schien ihm, Gott habe die Menschen vor der Zeit gerichtet und wie im ersten Zeitalter der Welt, über sein eigenes Werk Reue gefühlt. »Warum hatte der erzürnte Herr seinem Volke nicht verziehen? Warum hatte er den Ruhm seines Namens nicht geschont? Die ungläubigen Völker, welche gesehen hatten, wie die Kinder der Kirche in unbekannten Ländern zerstreut, durch das Schwert oder den Hunger weggerafft wurden, sagten zu einander: Wo ist denn ihr Gott?« In der Leidenschaft, womit der Apostel des Kreuzzugs an die Heiligkeit des Amtes glaubte, welches er erfüllt hatte, fragte er die göttliche Gerechtigkeit, ob sie sein Fasten verachtet und nichts von seinen Demüthigungen und Gebeten gewußt hätte? Der beredte Cönobit erstaunte, daß Gott keine Wunder thäte, um die Ruchlosen zu zerschmettern, und verschmähte es, denen zu antworten, welche sich weigerten, an die Wahrheit seiner Sendung zu glauben. »Antworte,« sagte er zum Papste, »für mich, für Dich und für Gott selbst.«

Wir finden dieselben Gesinnungen bei mehrern Schriftstellern des Mittelalters, welche von den Kreuzzügen geredet haben und die man als getreue Dolmetscher ihrer Zeitgenossen betrachten muß. Ob sie sich gleich nicht mit derselben Energie, mit derselben Kühnheit der Ueberzeugung ausdrücken, wie der Abt von Clairvaux, so verdient ihr Zeugniß deshalb nicht weniger berichtet zu werden. Nachdem der Verfasser der Gest. Ludov. VII. die Niederlage der christlichen Heere in Kleinasien erzählt hat, erklärt er, die Gerichte Gottes dürften nie getadelt werden, »aber dessenungeachtet,« sagt er, »kommt es dem schwachen Verstand der Menschen außerordentlich vor, daß die Franzosen, ein from-

mes, dem göttlichen Gesetz gehorsames Volk, durch diejenigen sind besiegt worden, welche das Gesetz Christi hassen.« Der Tod Friedrichs Barbarossa und der gänzliche Untergang eines prächtigen Heeres, welches von den Ufern der Donau und des Rheins aufgebrochen war, mußten ganz Deutschland in Bestürzung setzen. Die Chroniken der Zeit, welche die Unfälle des kaiserlichen Heeres erzählen, sagen, daß die christlichen Seelen es nicht wagten, den Himmel nach seinen Beschlüssen zu fragen, »denn diese furchtbaren Beschlüsse waren gleich eben so vielen Abgründen, vor denen der Verstand des Menschen verwirrt und unruhig stehen blieb.« Ein deutscher Geschichtschreiber, welcher den Kaiser begleitete, fürchtet, seine Verzweiflung möchte die Handlungen Gottes anzuklagen scheinen, und eilt, seine Ergebung durch folgende fromme Bemerkung auszudrücken: »Wir wollen uns an das Urtheil dessen halten, zu dem Niemand sagen darf: Warum hast Du das gethan?«

Derjenige von allen Unglücksfällen der Kreuzzüge, der in Europa die meiste Ueberraschung und den größten Schmerz verursachte, war ohne Zweifel die Gefangenschaft Ludwigs IX. in Aegypten. Nach dem Bericht der gleichzeitigen Schriftsteller verließen sehr viele Kreuzfahrer die Religion Jesu Christi und nahmen die siegende Religion Mahomets an; in Frankreich, Deutschland, und vorzüglich in Italien schwankte der Glaube mehrerer Individuen. Der Papst selbst wagte es nicht, den undurchdringlichen Schleier zu lüften, welcher den Blicken der Gläubigen die göttliche Güte zu verhüllen schien, und in seinen Briefen an die französische Geistlichkeit, an den gefangenen Monarchen, kann er nicht begreifen, daß Gott so vieles Unglück über diejenigen geschickt hätte, welche für seine Sache kämpften. »Herr Jesus,« so drückte sich Innocenz aus, »es sei mir erlaubt, Dich mit heiliger Furcht zu fragen, warum Du Dich lastend gelegt hast auf den christlichsten Fürsten und sein frommes Heer, welche brennend vor heiliger Gluth, jenseits der Meere gegangen sind, um allen Gefahren zu trotzen und Deinen Namen zu vertheidigen.« Das Oberhaupt der Kirche fürchtete, der Glaube der Kinder Gottes möchte durch das Aergerniß untergehen, und die Welt

möchte die Beschlüsse des obersten Richters der Strenge beschuldigen.

Diese mysteriösen Klagen, diese Gefühle, die man Mühe hat, auszudrücken und die uns zuweilen an den Fanatismus der Alten, mit allen seinen unvermeidlichen Uebeln erinnern, erzeugten sich bei allen unglücklichen Expeditionen auf's Neue; wir finden sie in den Chroniken wieder, die von den letzten Kreuzzügen und der Zerstörung des christlichen Reichs in Syrien geredet haben. Mehrere Chroniken aus der letzten Zeit des XIII. Jahrhunderts, welche verkünden, daß Europa im Morgenlande weder Städte noch Colonien mehr hat, klagen bitter über dieses unerhörte Drangsal und erstaunen, die Barmherzigkeit Gottes nicht mit seiner Gerechtigkeit im Einklange zu finden. »Welcher Ruhm,« sagt einer dieser Geschichtschreiber, »war dem christlichen Glauben aufbewahrt, wenn die Muselmänner in Syrien wären besiegt worden! Ich rede so nach meinem Urtheile, welches ganz menschlich ist, denn die Urtheile Gottes sind unbegreiflich, und er allein weiß, warum er gestattet, daß diese Dinge geschehen.«

Da man sich indessen nicht überreden konnte, daß Gott wirklich die Sache der heiligen Kriege verlassen habe, so schob man die Unglücksfälle dieser Expeditionen auf die Verbrechen und die Sittenverderbniß der Kreuzfahrer. Wenn Gott erlaubte, daß die christlichen Heere bei einem, in seinem Namen unternommenen Kriege umkamen, so geschah dies, um böse Kinder zu bestrafen; man durfte das Mißgeschick der Kreuzeskrieger nicht der Ungerechtigkeit des züchtigenden Herrn zuschreiben, sondern den Lastern des Volkes, welches gesündigt hatte. Wenn man die Prediger der Kreuzzüge an die Versprechungen erinnerte, welche sie im Namen des Himmels gegeben hatten, und welche nicht waren erfüllt worden, so begnügten sie sich damit, das Beispiel der Kinder Israel anzuführen, welche in der Wüste umgekommen waren. Als Moses aus Aegypten wegzog, versprach er den Hebräern ein besseres Land; allein sie schmähten Gott und seinen Diener Moses, sie fielen in alle Arten von Ausschweifungen, die Wüste wurde das Grab des ungehorsamen Volkes, und dennoch fand man Gott keinesweges seinen Versprechungen untreu.

Wir müssen hier bemerklich machen, daß das Verlangen, die Kreuzzüge zu rechtfertigen, den Chronisten oft satyrische Schilderungen einflößte, deren Uebertreibungen die unparteiische Geschichte nicht würde aufnehmen können. Um die Ungläubigen zu beschämen und die ganz Wahrhaftigkeit der Gerichte Gottes zu beweisen, glaubten sie sich verpflichtet, ihr Gemälde dunkel halten und die Soldaten des Kreuzes unter den verhaßtesten Farben darstellen zu müssen. Am meisten muß es uns in Erstaunen setzen, daß die Kreuzfahrer, wenn sie Unglücksfälle erfuhren, sich unter einander selbst beschuldigten, alle Uebel, die sie erlitten, durch ihre Aufführung verdient zu haben. Hunger, Krankheiten und Unfälle des Krieges erweckten in ihrem Gemüth Gewissensbisse, und die Strenge der Pönitenz mischte sich immer zu dem Gefühl ihres Elendes; wenn endlich der Sieg wieder unter ihre Fahnen zurückkehrte, und das Glück sich günstiger zeigte, dann überredeten sich die christlichen Krieger, sie wären besser geworden, und dankten dem Himmel, daß er sie seines Mitleidens und seiner Wohlthaten würdig gemacht hätte.

Bei einem unglücklichen Kreuzzuge klagte man nicht allein die Pilger an, sondern auch die im Abendlande zurückgebliebenen Christen. Nach der Meinung der Zeit hatte Gott sein Erbe der Tugend, der Frömmigkeit aller Gläubigen anvertraut, und die christliche Welt entsprach diesem heiligen, anvertrauten Gute. Als man in Europa erfuhr, daß Jerusalem in die Gewalt Saladins gefallen war, eilten die Gläubigen von allen Seiten in die Kirchen, um sich wegen ihrer Fehler anzuklagen, und die Christenheit dachte an weiter nichts mehr, als durch Fasten und Gebet die Zügellosigkeit und die Sittenverderbniß abzubüßen, welche den Untergang Zions und den letzten Triumph der Ungläubigen herbeigeführt hatten.

Nachdem man die Unglücksfälle der Kreuzzüge durch die Gerechtigkeit und sogar durch den Zorn Gottes erklärt hatte, erklärte man sie noch einmal durch die göttliche Barmherzigkeit. Man hat in der Geschichte lesen können, daß die Prediger des heiligen Krieges diesen stets als ein Mittel darstellten, die Sünder zu bekehren und sich der Tugend der Gerechten zu erfreuen. Gott bedurfte des Beistandes der Menschen nicht, um das Erbe Jesu

Christi zu erobern; allein er öffnete ihnen den Weg des Heils und bot ihnen eine Gelegenheit, sich von ihren Sünden zu erlösen. Nichts ist heut zu Tage seltsamer, als die Vernünfteleien, durch welche man sich damals bemühte, die Vortheile eines Krieges anschaulich zu machen, welcher zwar mehrere Gegenden Europa's entvölkert, aber in den Augen der Gläubigen den eigentlichen Zweck hatte, die Wohnung der Engel zu bevölkern und die Anzahl der Märtyrer und Auserwählten Gottes bis in das Unendliche zu vermehren. Um die Meinung der abendländischen Völker über diesen Punkt zu erfahren, ist es hinlänglich, die glühendsten Prediger der Kreuzzüge zu hören. Sollte man, so sagten sie, nicht wissen, daß Gott keineswegs diejenigen haßt, die er straft, und daß er immer eine Ruthe bereit hat, um das geliebte Kind zu züchtigen? Seine göttliche Güte verwundet, um zu heilen, erniedrigt, um zu erhöhen, und wenn er die Tage seines Zornes schickt, sind die Tage seiner Barmherzigkeit nicht fern. Wenn der Himmel durch zeitliche Leiden die Undankbarkeit seiner Kinder verfolgt, ist es dann nicht, um sie von den Strafen zu retten, welche kein Ende haben? — Die Stimme der Päpste mischte sich der der Prediger bei, um den Christen zu verkündigen, daß Trauer und Thränen unüberwindliche Waffen gegen die Gewalt der Hölle wären, und daß alle, beim Kreuzzug umgekommenen Krieger, gleich dem drei Mal geprobten und sieben Mal durch das Feuer gereinigten Gold, Gnade gefunden hätten vor dem ewigen Richter. »Wie konnten,« sagt einer dieser Päpste (Innocenz IV.), »Menschen, welche hienieden Häuser von Lehm bewohnten, den Schmutz vermeiden, und wie konnten sie ohne durch das Feuer der Trübsal zu gehen, rein genug sein vor demjenigen, welcher Schatten und Flecken an den Sternen entdeckt?«

In gewöhnlichen Zeiten werden die Menschen durch das Unglück klug gemacht und beharren selten bei dem, was ihnen nicht gelungen ist; aber der Meinung nach, die man über die Kreuzzüge hegte, waren die Lehren des Unglücks verloren, und nichts konnte die fromme Blindheit und die hartnäckige Leichtgläubigkeit der Kreuzeskrieger schwächen, oder entmuthigen. Man betrachtete damals den heiligen Krieg als einen ganz geistlichen

Krieg und um uns des Ausdruckes eines alten Chronikenschreibers (des Schatzmeisters Bernhard), zu bedienen, »als eine Arbeit, welche gleichsam ein Fegefeuer vor dem Tode war.« Man verglich das Schicksal eines Kreuzzuges mit dem der unglücklichen Tugend, die erst in jenem Leben belohnt wird. Diese Stimmung der Gemüther mußte lange Zeit hindurch den Enthusiasmus der abendländischen Völker unterhalten und die Dauer der heiligen Kriege verlängern.

Zweites Kapitel.

Christliche Demuth und Bruderliebe der Kreuzeskrieger.

Am meisten erstaunen wir in der Geschichte des Mittelalters, wenn wir sehen, daß christliche Demuth sich mit ritterlichem Heldensinne vermischte und sich gewissermaßen mit Allem vereinigte, was kriegerische Tapferkeit nur Glänzendes und Rühmliches hatte. Die Kreuzzüge bieten uns oft dieses Schauspiel, und wir werden einige Beispiele davon anführen.

Der Geschichtschreiber Tancreds (Raoul von Caen), sagt uns, daß sein Held durch den Widerspruch, den er zwischen den Grundsätzen der Welt und denen des Evangeliums fand, lange in Unthätigkeit gehalten wurde; aber nichts konnte sein kriegerisches Feuer dämpfen, sobald die Religion gesprochen und den heiligen Krieg bekannt gemacht hatte. Man muß indeß glauben, daß der berühmte Ritter noch etwas von seinen ersten Zweifeln beibehielt, und daß das Christenthum ihm den Geist der Demuth einflößte, den er mit zum Kampfe brachte. Jene Einfalt des Herzens, die er mit den Gebräuchen des Lagers zu vereinigen wußte, der Schwur, den er seinem Stallmeister abnahm, über einen errungenen Sieg zu schweigen, können selbst in der Geschichte der christlichen Krieger als ein Wunder betrachtet werden.

Obgleich uns die Kreuzzüge nicht oft das Bild einer so seltenen Entsagung zeigen, so müssen wir dennoch sagen, daß evangelische Bescheidenheit eine der auszeichnenden Eigenthümlichkeiten dieser Religionskriege war. Man braucht nur die so ganz einfachen Berichte zu lesen, welche die Fürsten und Ritter des Kreuzes nach den Siegen des ersten Kreuzzuges an den Papst Urban erließen. »Wir wünschen,« heißt es in einem derselben, »daß Ihr erfahret, wie groß die göttliche Barmherzigkeit gegen uns gewesen ist, wie wir mit Hülfe des Allmächtigen, Sieger der Sarazenen geworden und den größten Gefahren entgangen sind.« Anselm von Ribemont, einer der berühmtesten Gefährten Gottfrieds, schrieb an Manasse, Erzbischof von Rheims und sagte, indem er der Siege der christlichen Heere gedachte: »Wir verdanken unsern Gebeten mehr, als unsern eigenen Verdiensten.« Der Abt Guibert, ein ziemlich aufgeklärter Beobachter der Sitten seiner Zeit, sagt in seiner Geschichte: »Die christlichen Soldaten wurden schwächer, wenn ihr Herz vom Stolz des Sieges angeschwellt war; kehrten sie aber zur christlichen Demuth zurück, so wurden sie unüberwindliche Krieger.« In einer Bulle, welche Cölestin IV. an die Gläubigen erließ, um sie zur Annahme des Kreuzes zu ermahnen, stellt dieser Papst die Demuth als das einzige Mittel vor, über die Muselmänner zu siegen; bei dem Kreuzzuge, wo die Lateiner sich Constantinopels bemächtigten, ist nichts merkwürdiger, als die Krieger des Abendlandes zu sehen, wie sie sich beugen unter die Hand des Papstes und sich demüthig wegen des größten Sieges entschuldigen, den jemals die Kreuzfahrer erfochten haben. Olivier Scholasticus, welcher die Belagerung von Damiette beschrieben hat, redet von den Kriegern aus Pisa, welche den Wall der Stadt angreifen wollten, und macht bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung, worin der Geist der Kreuzzüge sich malt. »Obgleich die Pisaner,« sagt er, »große Tapferkeit besaßen, so waren sie doch nicht diejenigen, welche das Heil Israels bewirken sollten, denn sie hatten den Zweck, einen großen Ruhm zu erwerben.«

Unsere alten Chroniken glauben das Andenken Gottfrieds nicht besser ehren zu können, als wenn sie ihn einen Löwen auf

dem Schlachtfelde, und einen Mönch im gewöhnlichen Leben nennen. Seine Weigerung, in der Stadt Jesu Christi eine Krone zu tragen, würde hinreichen, uns eine richtige Vorstellung von der Art des Heroismus zu geben, welcher die Anführer der Kreuzzüge beseelte. Diese christliche Demuth setzte die Bewohner des Morgenlandes in Erstaunen und gab ihnen eine hohe Meinung von den Kriegern des Kreuzes. Wilhelm von Tyrus erzählt uns auf rührende Weise die Zusammenkunft der Abgeordneten von Samaria mit dem Herzoge von Lothringen, welcher die Stadt Arsuf belagerte. Der neue Gebieter von Jerusalem empfing die Emirn, ohne irgend eine Pracht zur Schau zu stellen, sondern bescheiden auf einem Strohsacke sitzend. Die Oberhäupter der arabischen Stämme fragten, warum ein so großer Fürst, »der bei seiner Ankunft aus dem Abendlande Asien erschüttert und ein großes Königreich erobert hätte, sich ohne Begleitung und Pracht sehen ließe, und auf der Erde hingestreckt, ohne Teppiche und seidene Gewänder.« Gottfried antwortete, die Erde könnte ihm wohl als Lager dienen, da sie nach dem Tode seine Wohnung sein sollte. Nicht ohne Bewunderung konnten die Samariter so viele Demuth mit so großem Ruhme vereinigt sehen; sie entfernten sich mit den Worten: »Das ist wahrlich der Mann, welcher das Morgenland erobern und die Völker beherrschen soll!« Dieser Widerspruch der Größe und der Bescheidenheit ist stets unter den Menschen ein Gegenstand des Erstaunens gewesen, und die Geschichte vermag es nicht, ein auffallenderes Schauspiel darzubieten, als das der höchsten Gewalt, welche die Nichtigkeit menschlicher Größe proclamirt.

Die Geschichtschreiber der Kreuzzüge berichten uns keinen einzigen Zug des Hochmuths und der Eifersucht, und man findet dies erst gegen das Ende der Kriege mit den Ungläubigen. Hunyades und der Mönch Capistranus stritten sich vor dem Papst um die Ehre des Sieges von Belgrad. Das Vergessen seines eigenen Ruhms war ohne Zweifel das größte Opfer, welches ein Ritter Gott bringen konnte, und ein glücklicher Umstand bei den heiligen Kriegen war jener Geist der Demuth, welcher die Krieger des Kreuzes nie verließ. Oft wurden sie uneinig über die Theilung der Beute, den Besitz der Städte und Provinzen, und

man kann nicht wissen, wie weit die Wuth des Zwiespalts gegangen wäre, wenn sie sich auch wegen des Ruhms entzweit hätten. Selbst Richards heftiger, ungestümer Charakter ist jenem bescheidenen frommen Heldenmuthe nicht fremd, welchen man in den heiligen Kriegen bemerkt. Wir besitzen noch zwei Briefe des Königs von England, von denen der eine an den Erzbischof von Rouen, der andere an den Abt von Clairvaux gerichtet ist, und in beiden erzählt der König den berühmten Sieg, den er in der Ebene von Arsuf über Saladin erfocht. Der siegreiche Held empfiehlt sich demüthig den Gebeten der Gläubigen und redet nur von sich selbst, um zu sagen, daß er durch einen Pfeil (quodam pilo) ist verwundet worden. Um dieses Beispiel christlicher Demuth zu würdigen, ist es nöthig, daß man sich in die Zeiten der Kreuzzüge versetze. Was gab es in einem Jahrhundert, wo alle Macht vom Schwerte herkam, wo Jähzorn und Stolz die Krieger zu allen Frevelthaten hätten führen können, was gab es da wohl Beruhigenderes für die Menschheit, als zu sehen, wie die Stärke sich vergaß und auf diese Weise demüthigte. Ein neuerer Geschichtschreiber Großbrittaniens (Sharon Turner), vergleicht Richarden mit dem aufbrausenden Achilles, und dieser Vergleich ist treffend genug; allein wir bedauern es nur, daß der englische Schriftsteller nicht gesagt hat, welchen Unterschied das Christenthum in die Charakter bringen mußte, die er auf gleiche Linie stellt. Man weiß, daß die Demuth, sowie das Evangelium uns dieselbe lehrt, eben nicht die Tugend der Helden des Alterthums war, und die Epopéen, in welchen sie gefeiert werden, zeigen uns dieselben stets voll Prahlerei; man sieht sie unaufhörlich ihre Feinde beschimpfen, indem sie ihre eigenen Thaten rühmen, und selbst der fromme Aeneas ruft mehr, als einmal auf dem Schlachtfelde, daß sein Ruf bis zum Himmel gestiegen ist. Dieses rohe Gefühl der Kraft, dieser Stolz auf das Schwert verkünden nur die Leidenschaften eines barbarischen Zeitalters, und um zu wissen, wie groß das Uebergewicht der neuern Civilisation über die des profanen Alterthums sein müßte, würde es vielleicht hinreichend sein, die Helden der Iliade und der Aeneide mit den, durch Tasso und unsere bloßen Chronisten gefeierten Helden zu vergleichen.

Eine andere unterscheidende Tugend der Kreuzfahrer ist das Gefühl der Bruderliebe. Dieses Gefühl, welches ihnen in den morgenländischen Christen Brüder zeigte, mußte die Bande fester knüpfen, welche sie unter einander vereinigten und es mußte, vorzüglich den Ungläubigen gegenüber, mitten unter dem Elend und den Gefahren eines entfernten Krieges immer mehr zunehmen. »Wir, die wir sind getauft worden in Jesu Christo,« sagte der Bischof Adhemar zu seinen Gefährten, welche bereit waren, gegen die Türken zu kämpfen, »wir Alle sind Kinder Gottes, wir Alle sind Brüder, und also möge eine gegenseitige Zuneigung Alle vereinigen, welche durch ein geistiges Band mit einander verknüpft sind.«

Die Redner des heiligen Krieges predigten ohne Unterlaß evangelische Bruderliebe; die Könige und die Fürsten selbst gaben das Beispiel dazu. Richard zeigte oft bei dem Kreuzzuge, dessen Anführer er war, jene edle Großmuth, jene heldenmäßige Nächstenliebe, welche uns antreibt, allen Gefahren zu trotzen, um dem unterliegenden Schwachen zu helfen. Als er einst dem Grafen Leicester zu Hülfe eilte, und man ihn zurückhalten wollte, rief er aus: »Nein, ich wäre nicht werth König zu sein, wenn ich nicht den Tod verachten könnte, um diejenigen zu vertheidigen, die mir in den Krieg gefolgt sind!« Wir könnten hier noch an viele andere Gelegenheiten erinnern, wo Richard sein Leben wagte, um das der christlichen Soldaten zu retten, und diese Züge von Großmuth machen, daß wir die grausamen Handlungen vergessen, welche seinen Ruhm befleckten.

Ein Fürst, welcher mehr Frömmigkeit und Christenliebe mit zu den Kreuzzügen brachte, als Richard, widmete sich mit weniger Glanz, aber mit mehr Tugend dem Wohl der Kreuzfahrer, welche ihm in das Morgenland gefolgt waren. Wir haben die bewundernswürdige Antwort berichtet, die Ludwig IX. denen gab, welche ihn ermahnten, sich auf dem Nil einzuschiffen, während Krieger, die von Anstrengung erschöpft und voll Verzweiflung waren, zu Lande nach Damiette zurückkehren sollten, und als dieser Fürst zu Tunis auf der Asche starb, waren seine Gedanken noch immer mit dem Schicksale seiner Waffengefährten beschäftigt. »Wer wird nun dieses Volk, welches ich hierher geführt

habe, nach Frankreich zurückführen?« Dies waren die letzten Worte des heiligen Monarchen.

Jedesmal, wenn die Kreuzfahrer Europa verließen, versprachen ihnen die Anführer, sie in ihr Vaterland zurückzubringen und während der Pilgerfahrt für ihr Wohl zu sorgen. Wehe denen, welche ihr Versprechen nicht hielten, denn sie wurden vor Gott und den Menschen beschuldigt, weder Glauben noch Christenliebe zu besitzen. Einer unserer alten Chronikenschreiber (Odo von Deuil), bewundert, indem er die Geschichte der Kreuzzüge erzählt, den Edelmuth der Großen der Erde, welche sich für ihre Söldner und ihre Diener opferten; allein er ist nicht davon überrascht, wenn er sich erinnert, daß Jesus Christus, der Heiland der Welt, das Beispiel dazu gegeben hatte.

Kein Gesetz bestrafte die Entweichung der Kreuzfahrer; aber die allgemeine Meinung der Christen bestrafte dieselbe als eine schändliche Handlung. Wir haben gesehen, mit welcher Heftigkeit sich das ganze Abendland gegen Stephan, Grafen von Blois erhob, welcher aus dem ersten Kreuzzuge entwich. Indem uns Wilhelm von Tyrus daran erinnert, daß dieser Fürst bei seinem zweiten Pilgerzuge unter den Streichen der Ungläubigen fiel, fügt der Geschichtschreiber hinzu: »Gott überhäufte ihn mit seiner Barmherzigkeit, denn nur die Märtyrerpalme konnte die Schande verlöschen, womit er sich bedeckt hatte.« Um die Meinung der Zeitgenossen über diesen Punkt kennen zu lernen, muß man den Abt Guibert hören, wie er es dem Eremiten Peter vorwirft, die Kreuzfahrer mitten unter den Schrecken der Hungersnoth verlassen zu haben. »Lerne Dich nähren mit den Kräutern des Feldes,« sagt der strenge Geschichtschreiber zu ihm, »denn als Du zu den Völkern redetest, riefst Du sie nicht zu Festen. Lerne nach dem handeln, was Du gesagt hast und gib Deinen Brüdern in Jesu Christo ein Beispiel.« Die gleichzeitige Geschichte steht an, die Namen der Ritter zu nennen, welche das Panier des Kreuzes verließen, »denn diese treulosen Ritter waren im Buche des Lebens ausgestrichen.«

Wenn die Anführer der Kreuzzüge sich für das Wohl ihrer Soldaten besorgt zeigten, so hatten diese Letztern auch nicht weniger Ergebenheit für ihre Anführer. Jede Schaar von Kreuz-

schwern zeigte das Bild einer wahrhaften Familie, und mit Vergnügen sieht man, wie die Chronikenschreiber jener Zeit sich des lateinischen Ausdruckes familia bedienen, um das militärische Haus eines Fürsten, oder eines Ritters vom Kreuz zu bezeichnen. Als Gottfried von Bouillon, nachdem er einen Bär zu Boden geworfen hatte, der einen armen Pilger verfolgte, verwundet und mit Blut bedeckt in die Mitte der Kreuzfahrer zurückkam, waren diese betrübter, als wenn sie von den Sarazenen wären besiegt worden. In den gewöhnlichen Kriegen nimmt der Soldat nur schwachen Antheil an der Sache, die er vertheidigt; aber in einem Kriege, dessen einziger Zweck der Triumph eines Glaubens war, hatten die Kämpfenden gleiche Furcht, gleiche Hoffnung, ja, wir müssen sogar sagen, gleichen Ehrgeiz. Diese Gemeinschaft des Interesse und der Gefühle gab den Kreuzesheeren große Kraft und näherte auf dem Schlachtfelde nicht allein die Anführer der Soldaten, sondern sie näherte auch Völker einander, welche durch Sitten, Charakter und Sprache verschieden waren. Foucher von Chartres, der sich beim ersten Kreuzzuge befand, sagt: »Wenn ein Bretagner, ein Deutscher, oder irgend ein Anderer mit mir reden wollte, konnte ich ihm nicht antworten; ob wir aber gleich durch die Verschiedenheit der Sprache getrennt wurden, so schienen wir doch nur ein einziges Volk auszumachen, wegen unserer Liebe zu Gott und unserer Christenliebe zum Nächsten.« Bei den Belagerungen von Nikäa und Antiochia war Alles gemeinschaftlich unter den unzähligen Kreuzeskriegern, die aus dem Abendlande gekommen waren. Gern beschreiben die deutschen Chronisten den Geist des Friedens und der christlichen Liebe, der im Heere Friedrichs Barbarossa herrschte, als dasselbe durch die Provinzen des griechischen Reiches zog. Ohne Zweifel zeigten die christlichen Heere nicht immer dieses erbauliche Schauspiel, denn wie viel Uneinigkeiten brachen nicht unter den Fahnen der Kreuzzüge aus; aber das Gefühl der Bruderliebe wohnte deshalb nicht weniger in der Tiefe der Herzen. Um den Charakter der Kreuzfahrer richtig zu würdigen, ist es hinlänglich, sich an die Reden der Prälaten und Geistlichen zu erinnern, welche beauftragt waren, jene zu den evangelischen Tugenden zurückzurufen, und an die Leichtigkeit,

womit sich die heiligen Redner Gehör verschafften, wenn sie vom Vergessen der Beleidigungen sprachen.

Was würde aus dem unglücklichen Volke der Pilger geworden sein, wenn es nicht durch edle Gefühle wäre unterstützt worden? Hier muß man die Vorsehung bewundern, welche dem Uebel stets das Heilmittel zur Seite stellt und dem Menschen in seinem Elend auch die nöthigen Tugenden schickt, um dasselbe zu ertragen. In einem Schreiben der zu Jerusalem gebliebenen Pilger an die Gläubigen des Abendlandes kann man die ganze Einfalt und das Rührendste sehen, was die Gefühle der Bruderliebe in sich fassen. Jene empfahlen den europäischen Christen die Kreuzfahrer, welche nach Europa zurückkehrten. »Wir bitten Euch,« sagten sie, »wir flehen Euch an bei unserm Herren Jesu Christo, der immer mit uns war und uns gerettet hat aus unserer Trübsal, Euch dankbar zu zeigen gegen Eure Brüder, die zu Euch zurückkehren, ihnen Gutes zu thun und ihnen zu bezahlen, was Ihr ihnen schuldig seid, damit Ihr Euch dem Herrn angenehm machet.« Wir bedauern es, daß die Geschichte nicht weitläufiger von den letzten Augenblicken geredet hat, welche die Krieger des ersten Kreuzzuges zusammen in Jerusalem zubrachten, sowie von dem bittern Schmerze, der ihre Trennung begleiten mußte. Diejenigen, welche abzogen, empfahlen sich dem Andenken und dem Gebet ihrer Waffengefährten, die als Wächter des heiligen Grabes zurückblieben, und diese letztern antworteten mit Thränen in den Augen: »Vergesset nie Eure, in der Verbannung zurückgebliebenen Brüder!« Verkündeten nicht diese gegenseitigen Gefühle zum Voraus die Bande der Bruderliebe, die Familienbeziehungen, welche die Völker Europens und die christlichen Colonien des Morgenlandes mit einander verbinden sollten?

Drittes Kapitel.

Aberglaube und Magie bei den Kreuzzügen; Leichtgläubigkeit der Kreuzfahrer.

Wir haben in unserer Geschichte oft von den Visionen und Wundern gesprochen, welche zu gleicher Zeit die Frömmigkeit und die Tapferkeit der Kreuzfahrer entflammten. Ihre Leichtgläubigkeit war allerdings übertrieben; man muß aber gestehen, daß sie nichts Gemeines hatte. Ein Erdbeben, ein Nordlicht, ein Haarkomet, eine Sonnen- oder Mondfinsterniß, waren in ihren Augen Vorbedeutungen oder Zeichen, wodurch Gott ihnen seinen Willen kund that. Oft glaubten sie in den Gefahren des Krieges die Heiligen und die Engel vom Himmel herabkommen und sich in ihre Reihen mischen zu sehen, um die Feinde Jesu Christi zu bekämpfen. Die Pilger hatten sich, wie wir gesagt haben, überredet, daß die himmlische Gewalt unaufhörlich der Sache beitreten müßte, welche sie vertheidigten, oder zu vertheidigen glaubten, und diese Ueberzeugung reicht hin, uns zu beweisen, wie viel Edles und Erhabenes in ihrem Aberglauben lag.

Wenn man die Geschichte der Kreuzzüge mit Aufmerksamkeit gelesen hat, erstaunt man nicht mehr, daß die Magie eine so bedeutende Stelle in dem »befreiten Jerusalem« einnimmt. Wir wollen hier an alle Thatsachen erinnern, welche dem unsterblichen Tasso den Gedanken können eingeflößt haben, diese wundervolle Dichtungsart anzuwenden. Die meisten Chronisten, und selbst die Romanciers des XII. Jahrhunderts, wie zum Beispiel Tudebode, Raymund von Agiles, der Mönch Robert, der Verfasser des Romans Gottfried u. s. w., reden einstimmig von der Mutter Kerboga's, Sultans von Mausul. Diese Fürstin, sagen sie, welche länger als ein Jahrhundert gelebt hat, rühmte sich, die Zukunft zu kennen und verkündete ihrem Sohne das Unglück, welches ihm drohte, wenn er gegen die Kreuzfahrer kämpfte. Er fragte, woher sie wüßte, daß er besiegt werden und im Laufe des Jahres sterben würde. »Ich habe,« antwortete sie, »den Lauf der Gestirne beobachtet, die Eingeweide der Thiere gefragt

und Zauberei angewendet.« Da sie auf ihrer Weissagung beharrte, antwortete der wilde Kerboga: »Mutter, rede nicht also, denn die Franken sind keine Götter, und ich will sie bekämpfen.« Das Zeichen zu einer Schlacht wurde gegeben und die muselmännische Fürstin verbarg sich mit ihrer Verzweiflung innerhalb der Mauern von Aleppo. Mehrere Geschichtschreiber berichten ein anderes Factum aus derselben Epoche. Während der Belagerung von Jerusalem zeigten sich zwei Frauen auf den Wällen der Stadt und versuchten es, die furchtbare Wirkung einer Maschine der Christen durch geheimnißvolle Zeichen zu hemmen. »Als sie,« sagt Raymund von Agiles, »ihre unheilige Beschwörung anfingen, warf sie ein ungeheurer, von der Maschine abgeschleuderter Stein zu Boden, und ihre Seelen wurden zur Hölle geschickt, von wannen sie gekommen waren.« Das auffallendste Beispiel, welches die Geschichte uns darbietet, bezieht sich auf die Tage kurz vor der Schlacht von Tiberias. Man überraschte — so erzählt der Schatzmeister Bernhard — eine syrische Sklavin, welche auf einer Eselin reitend, die Zaubermacht gegen die Christen anrief, und als man sie befragte, läugnete sie keinesweges ihr verbrecherisches Vorhaben. Man warf sie in einen brennenden Scheiterhaufen, und sie ging aus demselben wieder hervor, ohne von den Flammen beschädigt zu werden; endlich schlug man sie mit einem Beile todt. Dies sind die einzigen Beispiele von Magie, welche uns durch die Geschichtschreiber der Kreuzzüge sind berichtet worden. Nun überlassen wir es unsern Lesern, zu urtheilen, ob der Sänger Gottfrieds in dem übrigens so poetischen Gemälde, welches er von den Zaubereien Ismenens und Armidens liefert, die Grenzen der Wahrscheinlichkeit überschritten hat.

Wir lesen im Odo von Deuil, daß die deutschen Kreuzfahrer, als sie zu Nikopolis einen Mann sahen, der mit Schlangen spielte, denselben für einen Zauberer hielten und in Stücke hieben; dies beweist zum wenigsten, daß die Soldaten des Kreuzes die Magie und diejenigen, welche dieselbe ausübten, eben nicht sehr achteten. Gilon, Verfasser eines historischen Gedichts über den ersten Kreuzzug, berichtet uns, daß die Kreuzfahrer bei der Belagerung von Nikäa in Procession um die Stadt herum zogen

und dabei Weihwasser gegen die Wälle spritzten. Die Muselmänner glaubten, die Belagerer wollten sich des Platzes durch Zauberei bemächtigen, und machten einen Ausfall, um die Wirkungen des Zaubers zu hemmen. Der Dichter fügt hinzu, daß die Christen über diese Meinung der Ungläubigen sehr erzürnt waren und im Blute ihrer Feinde den Schimpf abwuschen, den man, wie sie glaubten, ihrer Religion und den göttlichen Mysterien derselben zugefügt hatte *).

Dessen ungeachtet darf man von dem, was wir gesagt haben, nicht schließen, daß die Magie damals in Europa unbekannt gewesen wäre; wir begnügen uns damit, zu beweisen, daß sie den Christen nicht in die heiligen Kriege und unter die Fahnen des Kreuzes gefolgt ist. Jedermann weiß, daß zu den Zeiten der Kreuzzüge das Abendland jeder Art groben Aberglaubens hingegeben war. Während in den Augen der leichtgläubigen Menge der Himmel seine Wunder verschwendete, hatte auch die Hölle ihre Gewalt, und nach dem Volksglauben führte der Böse den Vorsitz bei der finstern Kunst der Zauberei und Hexerei. Es gab keinen Tag, keinen Ort, wo der leidige Bote der Hölle nicht mit seinen betrüglichen Täuschungen erschien, bald um die menschliche Schwachheit zu verführen, oder dem Engel des Heils die Seele eines Sterbenden streitig zu machen, bald um den Menschen schändliche Geheimnisse zu entdecken, oder die Unternehmungen der Bösen zu begünstigen. Die Jahrbücher des Mittelalters haben nicht ein einziges Kapitel, wo sich nicht die Versuchungen des Geistes der Finsterniß den politischen und religiösen Ereignissen beigemischt befinden. Die gleichzeitige Geschichte redet indeß nie von der Erscheinung des Teufels unter den Pilgern von Jerusalem. Ein einziger Chronikenschreiber, der Abt Guibert, berichtet, daß zur Zeit des ersten Kreuzzuges ein Ritter aus der Picardie ein Pact mit dem Teufel machte, um den Tod seines in einem Kampfe getödteten Bruders zu rächen;

*) Wenn man über die Ausübung der Magie im Mittelalter so wenige Notizen hat, so kommt es daher, daß man damals nichts als den Teufel sah, und die Chroniken bloß von ihm sprachen, wenn von Magie oder von Nekromantie die Rede ist.

nachdem der Ritter sein Verlangen gestillt hatte, konnte er sich nicht anders von der Gegenwart des höllischen Geistes befreien, als durch Annahme des Kreuzes zur heiligen Wallfahrt. Dieselbe Chronik fügt hinzu, daß der edle Picardier sich mit den andern Kreuzfahrern auf den Weg begab, und daß ihm während seines ganzen Zuges der Teufel nicht erschien; als aber nach der Befreiung von Jerusalem der Pilger wieder nach seiner Heimath zurückkehrte, sah er sogleich denjenigen wieder erscheinen, »der stets nur verbrecherischen Rath ertheilt.« Wir führen diesen seltsamen Zug an, weil er allein schon die Art des Aberglaubens schildert, welchen die Pilger des heiligen Landes besaßen. Nichts muß uns heut zu Tage mehr in Erstaunen setzen, als diese Entfernung des Teufels von einer Volksmenge, wie die bei den Kreuzzügen war. Wir sehen in der Geschichte, daß die Soldaten des Kreuzes andere Vorurtheile, andere Gedanken hegten. Ihre Einbildungskraft gab sich selbst viel größere Schauspiele, und wenn es uns erlaubt ist, so zu sprechen, so scheint es uns, als ob der Teufel von zu geringer Dimension gewesen wäre, um auf dem ungeheuren Theater und in den Riesenscenen der Kriege jenseits des Meeres eine Rolle spielen zu können. ....

Wir haben im Anfange dieses Kapitels von den großen Phänomenen der Natur und den himmlischen Erscheinungen gesprochen, die während der Pilgerfahrt die Aufmerksamkeit der Kreuzfahrer fesselten und den Enthusiasmus derselben verdoppelten. Welches Schauspiel war bei ihrer Ankunft in Syrien wohl mehr geeignet, ihren Geist zu erschüttern, als das der Oerter, welche sie erobern sollten? Welche Täuschung der Magie konnte wohl dieselbe Wirkung auf religiöse Herzen hervorbringen, wie der Anblick des Thales Josaphat, des Berges Zion und der Felsen des Calvarienberges? Die Hymnen, welche ihre Priester sangen, erinnerten unaufhörlich die Kreuzfahrer an den Zweck ihres heiligen Zuges. Wenn man ihnen die an die Auserwählten Gottes gerichteten Worte der Propheten auf denselben Stellen wiederholte, wo jene Männer dazu waren begeistert worden, dann gab es keinen einzigen Pilger, der nicht seine Sinne auf die göttlichen Prophezeiungen richtete und sich nicht überzeugt hielt, der Ewige gehe vor ihm her, um die Verheißungen der

Schrift zu erfüllen. In diesem Glauben, nicht aber in den Vorstellungen eines beschränkten gemeinen Aberglaubens muß man den Charakter und die bewegende Ursache der Kreuzzüge suchen.

Die arabischen Chroniken erzählen weniger übernatürliche Erscheinungen als die abendländischen; jedoch hatten auch die Muselmänner ihre himmlischen Mächte, welche ihnen in den Gefahren des Krieges zu Hülfe kamen. Da, wo der Geschichtschreiber Kemal-Eddin die Niederlage des Fürsten Roger von Antiochia erzählt, redet er von einem grün gekleideten Engel, welcher das Heer der Franken in die Flucht schlug und einen ihrer Anführer zum Gefangenen machte. Boha-Eddin berichtet, daß eine vom Himmel herabgekommene Legion während der Nacht in Ptolemais einrückte, welches durch Philipp August und Richard Löwenherz belagert wurde. Man liest bei demselben Schriftsteller, daß nach der von Richard befohlenen Niedermetzelung der gefangenen Muselmänner in der Ebene von St. Jean d'Acre, die Märtyrer des Islamismus ihren sie aufsuchenden Gefährten die rühmlichen Wunden zeigten, die sie erhalten hatten, und ihnen von den Freuden erzählten, welche ihrer in den Gärten des Paradieses harrten. Bei der Belagerung von Margat sah das Heer des Sultans die vier Erzengel erscheinen, welche die Muselmänner in Gefahren anzurufen pflegen und deren himmlischer Phalanx den Muth der Belagerer beseelte.

Unsere lateinischen Chroniken berufen sich zuweilen auf das Zeugniß der gefangenen Muselmänner, wenn sie die Erscheinung der Heiligen und der Bewohner des Himmels erzählen; aber es ist augenscheinlich, daß die der Willkühr der Christen preisgegebenen Gefangenen der Leichtgläubigkeit ihrer Sieger schmeicheln wollten. Nach der Schlacht von Dorpläum, zum Beispiel, sagten die in der Gewalt der Franken befindlichen Türken, sie hätten die himmlischen Heerschaaren in den Reihen der Kreuzeskrieger kämpfen sehen. Bei der Belagerung von Damiette verlangten diejenigen Ungläubigen, die man im Nilthurme zu Gefangenen gemacht hatte, die weiß und roth gekleideten Männer zu sehen, welche sie mit einem übernatürlichen Muth und mit unbekannten Waffen besiegt hätten. Die Belagerten glaubten des-

halb, die himmlischen Heerschaaren hätten sich unter die christlichen Krieger gemischt und dieser Gedanke erfüllte sie mit Freude. Der Verräther Phirous, welcher Antiochia den Kreuzfahrern auslieferte und nun Bohemunds Vertrauen zu erlangen suchte, fragte, wo jene wunderbare Schaar gelagert wäre, die man oft in den Reihen der Franken kämpfen sähe. Wenn man dem Mönch Robert glaubt, so wurde der Fürst von Tarent verlegen über diese Fragen und schickte den Phirous zu seinem Capellan, welcher demselben erklärte, wie die Heiligen und die Engel vom Himmel herabkämen, um die Soldaten Jesu Christi zu unterstützen. Dennoch warfen einige unserer Chronikenschreiber den Muselmännern ihren Unglauben vor. Als wenige Tage vor der Schlacht von Antiochia eine himmlische Flamme im türkischen Lager niedergefallen war, sahen die Christen hierin ein wunderbares Zeichen der göttlichen Macht, welche sich zu ihrem Vortheil erklärte. »Wenn die Heiden,« sagt bei dieser Gelegenheit der Abt Guibert, »die geringste Vorstellung von irdischen und himmlischen Dingen gehabt hätten, so würden sie eingesehen haben, daß Gott ihnen seinen Zorn verkündigte.« Ein anderer Chronikenschreiber, der Mönch Robert, welcher sich bei der Belagerung von Antiochia befand, fügt hinzu, daß viele Sarazenen von der unglücklichen Vorbedeutung wären betroffen worden; daß aber unter ihnen »eine ungeheure Menge Unbesonnener gewesen wäre, welche hartnäckig das Wunder nicht sehen wollten.« Die Kreuzfahrer glaubten also an alle Wunder, und ihr naiver Aberglaube erstaunte nur darüber, daß man nicht Theil nahm an seinen Täuschungen, und daß man sich nicht wie er selbst überreden ließ.

Indessen hatte die Leichtgläubigkeit der Pilger die Wirkung, daß dieselben zuweilen leichter zu beherrschen und anzuführen waren, denn sie half den Oberhäuptern die Mannszucht erhalten und diente dazu, den niedergeschlagenen Muth der Soldaten aufzurichten. Als die Kreuzfahrer den Bischof von Puy verloren hatten, der sie anführte gleich einem zweiten Moses, glaubte ihre abergläubische Frömmigkeit oft, ihn mitten unter Gefahren wieder zu erblicken. Die Chroniken berichten, daß er auch bei den Belagerungen von Marah und Archas erschien, und daß beim

letzten Sturm auf Jerusalem der Schatten des Papstes von den Wällen herab die Kreuzeskrieger zur Tapferkeit aufmunterte. Um eine Vorstellung von den Wundern zu bekommen, welche die leidenschaftliche Leichtgläubigkeit der Pilger erfand, darf man sich nur an die unglückliche Lage der in Antiochia eingeschlossenen Kreuzfahrer erinnern. Sie überredeten sich, die Mächte des Himmels kämen ihnen zu Hülfe; eine auf wunderbare Art entdeckte Lanze schien ihnen eine unbesiegbare Waffe zu sein, welche Gott selbst ihnen schickte, um ihre Feinde zu zerstreuen, und gestärkt durch diesen Glauben, siegten sie endlich über den Hunger, die Verzweiflung und die unzählige Menge der Sarazenen. Das Schicksal des Kriegs bringe ein aus aufgeklärteren und weniger leichtgläubigen Soldaten bestehendes Heer in dieselbe Lage, so werden sie nur von der Unmöglichkeit, sich zu retten, ergriffen werden, nur an die Nothwendigkeit des Sterbens glauben, und Alle werden auf elende Weise umkommen. Muß nicht diese Betrachtung den Soldaten des Kreuzes wegen ihrer übertriebenen Leichtgläubigkeit Verzeihung verschaffen?

Viertes Kapitel.

Barbarei der Franken bei den Kreuzzügen; Gebräuche und Moral der Kreuzfahrer.

Welches auch der Zweck und der Geist eines Krieges sein mag, so geschieht es doch selten, daß in der Mitte der Lager und bei einer bewaffneten Menge die Menschen besser werden, und die Moral ihre ewigen Grundsätze triumphiren sieht. Die Kreuzfahrer waren so fest überzeugt, der heilige Krieg müßte bei ihnen die Stelle aller Tugenden vertreten, daß sie sich, in der Meinung, Gott müßte ihnen Alles verzeihen, oder Alles erlauben, oft den größten Ausschweifungen überließen. Wir haben mehrere Mal gesehen, daß Banden von Pilgern die Länder verwüsteten, durch welche sie zogen, und mit Beute beladen ihren Weg fortsetzten, indem sie den Spruch Salomo's wiederholten:

»Das Gut des Sünders ist aufbewahrt für den Gerechten.« Da sie ausschließlich an den kleinlichsten Frömmigkeitsübungen hingen, so setzten sie dieselben weit über die evangelische Sittenlehre. Indem nun Albrecht von Aix von einigen Kreuzfahrern redet, die sich in Ungarn der Räuberei überließen, beschuldigt er sie ohne Bitterkeit, sie hätten die Ochsen und Hammel der Einwohner hinweggeführt; allein er verzeiht es ihnen nicht, an den Tagen, wo die Kirche Enthaltsamkeit befiehlt, von dem Fleisch dieser Thiere gegessen zu haben. Die Geschichte hat bei diesem Vernichtungskriege nur zu oft Ursache, über Verletzung des Völkerrechts und Verachtung der Gerechtigkeitsgesetze und der beschworenen Treue zu klagen. Den Phirous, welcher Antiochia den Christen auslieferte, nennen die Chroniken nicht anders, als einen »wackern Verräther,« und sein Betragen eine »lobenswerthe Verrätherei.« Der die Kreuzfahrer gegen die Muselmänner beseelende Haß, verbunden mit dem Gefühl der Übel, die sie erlitten hatten, machte oft ihre Triumphe sehr blutig. Sie vergaßen die Moral des Menschenheilands dermaßen, daß das Blut ihrer Feinde ihnen ein Gott angenehmes Opfer zu sein schien; mitten unter den Scenen des Blutbades glaubten sie sich vor jedem Vorwurfe sicher, nannten die Sarazenen »unreine Hunde,« und wenn das Schwert die waffenlosen Völker der muselmännischen Städte hingemäht hatte, dann riefen sie freudig: »So sind die Wohnungen der Ungläubigen gereinigt worden!«

Die Griechen, durch deren Gebiet die Kreuzfahrer so oft gezogen waren und welche von den Gewaltsamkeiten derselben so viel gelitten hatten, schonten sie nicht in ihren Chroniken. »Wie vieles Böse,« sagten sie, »haben uns diese Lateiner zugefügt mit ihren ehernen Halsbändern, gewölbten Augenbraunen, geschorenen Bärten, mit ihrem hochmüthigen Sinn, ihrem unmenschlichen Charakter, ihren Nasenlöchern, aus denen Zorn athmet, und ihrer kurzen, aber beseelten Rede *). Als beim ersten Kreuzzuge

*) Die Griechen beurtheilten die Lateiner auf diese Weise, nicht allein, weil sie eine Beute ihrer Frevelthaten gewesen waren, sondern auch weil sie sich durch ihre Aufklärung weit über dieselben erhaben glaubten. Die Türken, welche nicht an ihre eigene Überlegenheit glaubten, urtheilten weder über das Betragen noch über den Charakter der abendländischen Pilger; gleich allen Barbaren verachte-

die durch die Franken besiegten und zerstreuten Muselmänner, dem morgenländischen Ausdrucke zufolge, keinen andern Zufluchtsort mehr hatten, »als den Magen der Geier und den Rücken ihrer Kameele,« beklagten sie folgendermaßen ihre Niederlagen: »Welches Volk wird einer so hartnäckigen und grausamen Nation widerstehen können, die weder durch den Hunger, noch durch das Schwert, noch durch das Wüthen des Todes von ihren Unternehmungen hat können abgebracht werden und sich jetzt von Menschenfleisch nährt!«

Was die Barbarei der Kreuzfahrer entschuldigen kann, ist der Umstand, daß man dieselbe oft mit geselligen Tugenden vereinigt findet, welche ein besseres Zeitalter versprechen; denn zu den empörendsten Auftritten mischen sich unaufhörlich Bilder, bei denen die Einbildungskraft gern verweilt. Wenn die Kreuzfahrer gegen ihre Feinde grausam waren, so waren sie auch oft bewundernswürdig in ihren Beziehungen unter einander selbst, und die Geschichte gefällt sich darin, uns an den Geist der Gerechtigkeit, die evangelische Christenliebe, und an die edeln Gefühle zu erinnern, welche die Pilger unter den Fahnen des Kreuzes beseelten. »Wenn ein Pilger,« sagt Foucher von Chartres, »irgend etwas verloren hatte, so trug es der Finder mehrere Tage lang bei sich, bis er es, und zwar mit bestem Willen zurückgegeben hatte, wie es Männern geziemt, welche die heilige Wallfahrt unternommen haben.« So waren bei den Belagerungen von Nikäa, Antiochia und Jerusalem die Heere des Kreuzes beschaffen. Der dritte Kreuzzug bot oft dasselbe Schauspiel; der Chronist Ansberg, welcher Friedrich I. begleitete, redet von den deutschen Kreuzfahrern folgendermaßen: »Man kann nicht genug sagen, auf welche bewunderswürdige Art in diesem Heere Friede und Treue und Glaube herrschten. Wenn Jemand, wie das oft geschah, aus Nachlässigkeit etwas hatte fallen lassen, oder eine Börse voll Gold und Silber verloren hatte, so zeigte sie der Finder überall, suchte denjenigen, dem sie gehörte, und gab

ten sie die Schwachheit, welche sie unterdrücken konnten, und achteten nur die Kraft, welche es vermochte, sie zu überwinden. Sie hatten kein anderes Gefühl, als Haß gegen die Christen, Furcht vor der Gefahr und Übermuth im Siege.

sie augenblicklich zurück, ohne daß ein Stück fehlte, oder das Gewicht der Münze verringert war.« Diese Achtung des Eigenthums, und diese gewissenhafte Redlichkeit, welche die verworrene armselige Menge der Pilger leitete, müssen in unsern neuern Gesellschaften einige Überraschung verursachen. Wir haben bemerkt, daß während der schrecklichsten Hungersnoth das Volk der Kreuzfahrer, welches von Wurzeln und von den Kräutern des Feldes lebte, keineswegs diejenigen beneidete, welche Lebensmittel hatten, sondern daß es beim Anblick der vom Geiz aufgehäuften Lebensmittel immer ruhig und den Gesetzen unterworfen blieb. Es befanden sich Münzwechsler bei den Heeren. Odo von Deuil, welcher Ludwig VII. nach Asien folgte, berichtet uns, daß die Tische der Wechsler unter den Mauern von Constantinopel geplündert wurden; allein wir sehen nicht, daß diese Unordnung bei den andern Expeditionen auf's Neue vorgefallen wäre. Wir finden kein einziges Merkmal einer Unordnung oder Empörung, welche durch das Übermaß des Elends wäre verursacht worden, und das war eines von den Wundern des heiligen Krieges *).

Nicht so gut wußten sich die Kreuzfahrer gegen die Ausschweifungen und Laster zu bewahren, welche durch das morgenländische Klima erzeugt wurden. Man weiß, daß nicht Alle, die das Kreuz nahmen, nach Jerusalem gingen, um Buße zu thun und ihr Leben zu heiligen. Sehr viele Mönche hatten troß des päpstlichen Verbots, ihre Klöster verlassen, und nicht immer folgten ihnen die Tugenden der Einsamkeit bei ihrer Wallfahrt nach dem Morgenlande. Man wird sich des Beispiels jenes Mönchs erinnern, den man während der Belagerung von Antiochia mit einer Nonne überraschte; er wurde gebrandmarkt und so zur Strafe seines Verbrechens im Lager herum geführt. Albert von Aix redet von einer Nonne aus Trier, die man beschuldigte, »schändlichen, abscheulichen Umgang mit einem Türken« gehabt zu haben und welche, nachdem sie in das Lager der Christen ge-

*) Das einzige Beispiel einer durch den Hunger verursachten Unordnung fand bei der Belagerung von Ptolemaïs statt.

kommen war, doch wieder hingerissen von ihrer schändlichen Leidenschaft, zu den Ungläubigen zurückkehrte.

Wenn die Mönche den Weg nach Jerusalem einschlugen, um sich von der Disciplin zu befreien, so stellten sich auch viele Laien in der einzigen Absicht unter die Paniere des Kreuzes, sich den Pflichten und der Einförmigkeit des häuslichen Lebens zu entziehen. In der ersten Zeit der heiligen Kriege verdammten die Doctoren der Kirche den Gatten, welcher ohne Einwilligung seiner Frau nach dem Morgenlande zog, und umgekehrt; aber bald wurde man nachsichtiger in dieser strengen Moral, und der heilige Stuhl selbst ließ in der Besorgniß, die Zahl der Pilger möchte abnehmen, den Gatten, welche das Kreuz nahmen, völlige Freiheit. Die Familiengebräuche wurden also nicht gegen die Verführungen einer langen Abwesenheit und die Gefahren einer weiten Reise vertheidigt.

Die Anwesenheit der Frauen bei den Kreuzzügen war eine von den Ursachen der Sittenverderbniß, welche oft unter den christlichen Soldaten herrschte. Gauthier Vinisauf betrachtet die Weiber bei diesen fernen Zügen als die Quelle aller Verbrechen, fomes delictorum. Man liest in einem Briefe des Bruders Louis Marcilli an ein Fräulein, Namens Domicilla, der Teufel hätte nie etwas Angenehmeres predigen hören, als einen Kreuzzug, »denn,« sagt der Briefschreiber, »während der Kreuzeswallfahrt werden eine Menge edler Damen Buhlerinnen und Tausende junger Mädchen verlieren ihre Unschuld.« Die Chroniken schreiben fast immer die Unfälle der Kreuzfahrer der durch die Zügellosigkeit der Sitten beleidigten Gerechtigkeit Gottes zu. Mehrere Mal untersagten die Bischöfe den Frauen ihrer Sprengel die Wallfahrt wegen der Sünden, die auf dem Wege nach dem Morgenlande begangen wurden. Ein in Versen geschriebener Roman aus dem XIII. Jahrhundert berichtet uns, daß der Ritter von Coucy sich entschloß, das Kreuz zu nehmen, weil die schöne Gabriele von Vergy nach Palästina gehen wollte. »Wenn Ihr im Morgenlande sein werdet,« sagte der Stallmeister Gobert zu seinem Herrn, »dann werdet Ihr Eure Dame leichter zu sehen bekommen als in der Grafschaft Fayel.«

Wir fügen hinzu, daß nicht immer die Sittenverderbniß von

hen, den Heeren folgenden Frauen herrührte. Bei den Streifereien der Kreuzfahrer wurden die Weiber des Feindes ein Theil der Beute, und die Sieger behielten sie bei sich, oder verkauften sie als Sklavinnen. Wenn wir den arabischen Schriftstellern glauben, so wurden dreihundert auf den benachbarten Inseln gekaufte Weiber auf einmal im Lager von Ptolemäs ausgeschifft. Man muß glauben, daß Ludwig IX. auf seiner Flotte keine Weiber von schlechtem Lebenswandel duldete; aber man erinnere sich auch, daß Wilhelm Langschwert in einem Schlosse bei Alexandria eine große Anzahl muselmännischer Frauen gefangen genommen hatte, die er im Triumph zum christlichen Heere führte, und mit dieser Art von Beute füllte man wahrscheinlich die Örter der Ausschweifung, die sich, wie Joinville sagt, einen Steinwurf weit von des Königs Zelt befanden *).

Die Kreuzesheere bieten uns indeß oft ein Vorbild christlicher Sitten. Bei dieser Menge von Pilgern, wo Verbrechen und Tugend gleichmäßig aufgenommen wurden, mußten sehr große Widersprüche stattfinden. Übrigens bemerken wir, daß die Kreuzfahrer gleich allen, von heftigen Leidenschaften beseelten Menschen, leicht von einer Übertreibung zur andern übergingen. Nichts charakterisirt besser den wandelbaren Geist des Kreuzfahrervolkes, als jene plötzlichen und häufigen Übergänge der Frömmigkeit zum Vergessen der Moral, und vom Übermaß des Lasters zur strengsten Tugend. Wir haben gesehen, wie bei der Belagerung von Antiochia die Pilger in allen Arten von Unordnungen versunken waren; allein große Drangsale, ein Erdbeben, ein am Himmel gesehenes Phänomen, die Weissagungen der Geistlichkeit, die Drohungen der Religion und der Gesetze rührten plötzlich ihre Herzen, und die ausschweifendste Menge wurde plötzlich ein unterwürfiges religiöses Volk. Der Bischof von Akre berichtet, daß nach der Einnahme von Damiette sich die Kreuzessoldaten der schändlichsten Wollust und der größten Trunkenheit überließen, sich einander zerfleischten »und böslich die Angelegenheiten Jesu Christi störten;«. sie hatten nur Verachtung für das Schwert der Kirche, und die Excommunicationssentenzen

*) Man sehe das XVI. Buch dieser Geschichte.

flößten ihnen keine Furcht mehr ein. Einige Zeit nachher, und zwar ohne daß man die Ursachen einer so großen Veränderung einsehen konnte, beichteten die, jeder Art von Unordnung hingegebenen Christen und wurden neue Menschen. Jacob von Vitry, ein Augenzeuge, war von dieser Bekehrung so erbaut, daß er in dem Heere des Herrn weiter nichts mehr erblickte, »als ein wahrhaftes Mönchskloster« — ein Ausdruck, welcher zu gleicher Zeit den Geist des Geschichtsschreibers und den der Kreuzfahrer schildert.

Während der Kreuzzüge behielt jede Nation ihre Sitten und Gebräuche bei. Raoul von Caen beschreibt ziemlich weitläufig die Sitten der Provençalen, oder vielmehr der Kreuzfahrer, welche dem Grafen von Toulouse folgten. Sie hatten einen stolzen Blick, hochmüthigen Anstand und lebhaften Gang, und unterschieden sich von den Franzosen nicht weniger »als die Henne von der Ente.« Tancreds Geschichtschreiber stellt sie uns vor, als wären sie unaufhörlich beschäftigt gewesen, ihre Maulthiere zu schmücken, und eifriger Lebensmittel zu suchen, als die Waffen zu ergreifen; sie hätten, sagt er, mit ihren eisernen Spitzen die Erde durchwühlt, um Wurzeln und Samen herauszunehmen, hätten abgeschlachtete Hunde für Hasen, Eselsfleisch für Ziegenfleisch verkauft und die Pferde Anderer getödtet, um sich das Fleisch und das Geschirr derselben zuzueignen. Diese Schilderung ist ohne Zweifel sehr übertrieben, und man findet weniger Bitterkeit, aber mehr Wahrheit in derjenigen, welche die Chronik von Tours uns von den verschiedenen Völkern macht, aus denen das Heer Johanns von Brienne bestand. »Die Römer,« sagt der Verfasser, »hörten nicht auf, ihren Hochmuth zur Schau zu tragen; die Spanier und die Gascogner, ihr drolliges Geschwätz hören zu lassen, und die Deutschen ihre Starrköpfigkeit zu zeigen; aber die französische Miliz war merkwürdig durch die Bescheidenheit, ihre Sitten, ihre Waffen, und hielt sich fern vom Geräusch und vom Schreien, in der Nähe des Königs von Jerusalem, der Tempelherren und der Johanniter auf« *).

Jacob von Vitry schildert mit lebhaften Farben den Charak-

---

*) Man sehe die Erläuterungen des dritten Bandes.

ter und die Sitten der Deutschen, Franzosen und Italiener, welche unter der Fahne des Kreuzes kämpften, oder sich im heiligen Lande niedergelassen hatten. Die Italiener waren ernsthaft, umsichtig, nüchtern bei ihren Mahlzeiten und höflich im Gespräch und Betragen; schwer unterwarfen sie sich Andern, vertheidigten ihre Freiheit in jeder Beziehung und hingen fest an ihren alten Einrichtungen. Die Deutschen, Franzosen und Bretagner besaßen weniger Ernsthaftigkeit, aber mehr Feuer; sie waren den Ausschweifungen der Tafel ergebener, verschwenderischer, weniger vorsichtig, schnell zum Handeln bereit, fromm, wohlthätig, voll Tapferkeit und eben so furchtbar durch ihre Reiterei als die Italiener durch ihre Seemacht. Derselbe Schriftsteller schildert uns die Sitten aller Völker Syriens, und vorzüglich der Einwohner von Jerusalem während der Kreuzzüge; allein diese Schilderungen gleichen der Satyre zu sehr, als daß die unparteiische Geschichte sie in ihren Berichten wiederholen könnte. Wenn wir den gleichzeitigen Chronisten glauben, so besaß das Volk Gottes, welches Palästina bewohnte, Anfangs die Einfalt und Unschuld der Einwohner Edens; bald aber geriethen die Sitten in Verderbniß »und die Hölle eilte, Wohnungen für alle Laster zu bereiten.« Die Verordnungen des unter der Regierung Balduins II. gehaltenen Conciliums von Naplusa enthüllen Verbrechen, welche die Geschichte nicht zu nennen wagt. Sittenverderbniß und Unordnung wuchsen noch bei der Ankunft einer Menge böser Menschen, welche das Abendland zu einer Wallfahrt, oder vielmehr zu einer lebenslänglichen Verbannung nach dem heiligen Lande verurtheilt hatte.

Das Gemälde, welches wir eben gezeigt haben, enthält nur allgemeine Begriffe und kann den Lesern unvollkommen zu sein scheinen; wir müssen aber die Bemerkung machen, daß wir in den folgenden Kapiteln auf denselben Gegenstand zurückkommen werden, und daß dieses ganze Buch dazu dienen soll, die moralische Physiognomie der Kreuzzüge zu zeichnen.

Fünftes Kapitel.

Die Volksmenge, welche den Kreuzfahrern nachfolgte.

Die Kreuzzüge und vorzüglich der erste, zeigen uns das Schauspiel eines ganzen Volkes, welches aus einem Lande in das andere zieht. Man würde sich irren, wenn man glauben könnte, daß die ganze große Menge der Pilger Waffen getragen und unter den Fahnen Christi gekämpft hätte. Im Gefolg der Kreuzeskrieger befand sich eine Volksmenge, wie in allen großen Städten. Man fand darunter Handwerker, Müßiggänger, Kaufleute, Arme und Reiche, Geistliche, Mönche, und sogar Säuglinge. Die heilige Schrift, welche uns das Elend, die Leidenschaften, die Laster und die Tugenden des durch die Wüste ziehenden jüdischen Volkes darstellt, hat uns im Voraus eine treue Geschichte des Volkes der Kreuzfahrer geliefert, welches man auch das Volk Gottes nannte.

Ein Geschichtschreiber des XII. Jahrhunderts, der Abt Guibert, schildert uns die Volksmenge, von der wir reden, ziemlich gut, indem er in den Mund der Frauen, Kranken und Greise, welche nach dem Morgenlande zogen, folgende Worte legt: »Ihr werdet,« sagten sie zu den Kriegern, »die Ungläubigen bekämpfen; was uns betrifft, so werden wir für die Sache Jesu Christi leiden.« Es ist ausgemacht, daß nie eine Verbindlichkeit sowohl von der einen, als von der andern Seite besser ist erfüllt worden; denn nie wurden Tapferkeit und Ergebung weiter getrieben, als in einem Kriege, den man mit Recht den Krieg der Helden und der Märtyrer nennen kann.

Während die Krieger des Kreuzes kämpften, oder sich zum Kampfe bereiteten, lag die Menge der Pilger im Gebet, machte Processionen und wohnte den Predigten der Geistlichkeit bei. Während der furchtbaren, dem Sultan von Mausul gelieferten Schlacht erblicken wir sie auf den Wällen von Antiochia; sie heben die Hände gen Himmel empor, lassen Siegesgesänge erschallen und flehen um den Beistand des Gottes der Heerschaaren. Jedesmal, wenn man bei der Belagerung von Damiette einen Sturm auf die Stadt unternahm, versammelte sich am

Ufer des Nil eine unzählige Menge von Christen, welche das Kreuz Jesu Christi trugen und die Kriegsgebete der Bischöfe wiederholten; bald warfen sie sich mit Thränen in den Augen und mit von Furcht erstickter Stimme schweigend in den Staub, bald überließen sie sich der Freude und feierten durch lauten Beifall den Sieg der Kämpfenden. In der Zeit zwischen den Schlachten sah man die Menge der Kreuzfahrer in den Ebenen und Gebirgen umherirren, wo sie, den im Hinterhalte liegenden Sarazenen trotzend, Lebensmittel suchten. Alles, was die Pilger in diesen unbekannten Ländern sahen und hörten, erregte ihren Enthusiasmus; Hungersnoth, Krankheit, Anstrengung stürzten sie oft in Verzweiflung, und eben diese Verzweiflung vermehrte noch die außerordentliche Begeisterung der Gemüther. Daher kamen die zahllosen Wunder, die man täglich in den Lagern erzählte und welche bei einer müßigen, unwissenden, leidenschaftlichen Menge leichtlich Glauben fanden. Die meisten Chronikenschreiber, welche die Begebenheiten der ersten Kreuzzüge berichten, können als treue Dolmetscher jener Menge betrachtet werden, denn als Mönche und Geistliche kämpften sie nicht, sondern sie mischten sich unter die unbewaffneten Pilger. Raoul von Caen, ein weltlicher Schriftsteller und Ritter, drückt besser den besondern Charakter der Kreuzeskrieger aus; auch ist er weniger freigebig mit Visionen und wunderbaren Ereignissen als Raymund von Agiles, der Mönch Robert und der Capellan Balduins.

Man würde ein kostbares Document für diesen Zeitraum besitzen, wenn man die Geschichte, oder das Tagebuch einer einzigen, aus dem Abendlande nach Jerusalem abgegangenen Familie hätte. Sehen könnte man hieraus in ihrer ganzen Wahrheit die Hoffnungen, den Kummer, die Freuden, kurz alle die verschiedenen Eindrücke, welche das Volk des heiligen Krieges erfuhr; aber wie wenige Menschen, die schreiben konnten, befanden sich unter dieser zahllosen Menge, und die Geistlichen, welche schrieben, beschränkten sich darauf, die großen Ereignisse des Krieges zu erzählen, ohne daß sie in jene Einzelnheiten eingingen, welche heut zu Tage so großes Interesse für uns haben würden. Auf diese Art verschmähen es die gleichzeitigen Chroniken sogar, uns zu berichten, durch welche Unglücksfälle eine un-

geheure Menge von Pilgern in Kleinasien verschwand, und eine dieser Chroniken (die des Abts Ekkard) sagt, daß man im Abendlande eben nicht mehr Nachrichten aus Romanien erhielt als aus dem Reiche der Todten. Die Namen jener zahlreichen Pilger, die Erinnerung ihres Elendes, bis auf die Spuren ihrer Schritte — Alles war untergegangen, und wie weit entfernt, heutiges Tages das Geschick so vieler im Elend erloschener Familien zu kennen, vermag es die Geschichte kaum zu erfahren, ob einer der berühmtesten Anführer des dritten Kreuzzuges, einer der größten deutschen Kaiser, in Antiochia, Tarsus oder Tyrus begraben liegt.

Die Volksmenge, von der wir reden, mußte unglücklicher sein als die andern Kreuzfahrer, denn sie konnte sich in der Gefahr nicht vertheidigen und benutzte selten den Sieg. »Sorget,« sagte der Bischof Adhemar zu den Kriegern des Kreuzes, »sorget für die armen Geistlichen und die schwachen Pilger, denn sie können nicht wie Ihr kämpfen und sich die Bedürfnisse des Lebens verschaffen; aber während Ihr den Anstrengungen und Gefahren des Krieges trotzet, bitten sie Gott, Euch die vielen Sünden zu vergeben, so Ihr täglich begehet.«

Oderich Vital berichtet uns eine Proclamation, mittelst welcher die Anführer nach den Siegen von Antiochia die Absicht bekannt machten, jenem unglücklichen Volke zu Hülfe zu kommen. »Wir werden,« sagten sie, »Jedem einen gewissen Sold geben; die Kranken und Schwachen aber sollen auf Unkosten des Heerschatzes unterhalten werden.« Raymund von Agiles berichtet uns, daß man bei der Belagerung von Archas den Zehnten der Beute im Voraus erhob, und daß ein Theil desselben an die Priester und Bischöfe vertheilt wurde, welche den Pilgern Messe lasen; den übrigen Theil aber bekamen die Armen der Geistlichkeit und des Volkes.

In dem Übermaß der Drangsale, welche die Kreuzfahrer trostlos machten, vergaßen einige derselben ihren Glauben, um Hülfe bei den Muselmännern zu suchen; aber die Meisten opferten ihre Trübsal dem Herrn Jesus Christus und blieben der unglücklichen Sache des Kreuzes getreu. »Wenn man auch die Stimme der Engel hätte,« sagt ein Augenzeuge, »so könnte man

doch nicht alle Übel erzählen, welche die Pilger geduldig ertrugen, ohne die geringste Klage hören zu lassen.« Derselbe Schriftsteller (Ansberg), welcher die von Friedrich I. angeführten Kreuzfahrer begleitete, sagt uns, daß Mehrere derselben niedergedrückt von Hunger, Anstrengung und Krankheit, nur einen Hauch des Lebens noch hatten und kaum dem Heere folgen konnten; dennoch beteten sie mit lauter Stimme den Glauben, warfen sich in Kreuzesgestalt auf die Erde und erwarteten den Tod im Namen des Herrn. »Ob wir gleich nicht weit von ihnen waren,« fügt der Geschichtschreiber hinzu, »so schnitten ihnen doch die Feinde, welche uns verfolgten, die Köpfe ab und machten aus ihnen Märtyrer Jesu Christi.« So war jene Menge der Kreuzfahrer beschaffen, welche das Abendland nur verlassen hatten, um die Märtyrerpalme zu suchen, während die Fürsten und Barone, die sie führten, von der ehrgeizigen Hoffnung beseelt wurden, Asien zu erobern.

Indessen waren diejenigen, welche nicht am Siege Theil nahmen und denselben auch nicht benutzten, oft aufgeblasener von Stolz, als die Krieger selbst. »Unsere abendländischen Brüder,« so heißt es in einem Briefe der Prälaten des christlichen Heeres, »mögen erfahren, daß wir Herren von Antiochia und noch vierzig andern großen Städten sind. Einige der Unserigen leben nicht mehr; aber wenn wir eine Handvoll Menschen verloren haben, so hat der Feind ein Heer verloren, und da, wo wir einige Soldaten gelassen haben, hat er Fürsten gelassen, kurz, wenn wir ein Lager verlassen haben, so haben die Türken ein Königreich verlassen.« An dem Tone dieses Briefes sehen wir, daß die christliche Einfalt und Demuth, wodurch sich die Ritter des Kreuzes auszeichneten, nicht immer die Tugenden der Geistlichen und Pilger waren, welche dem Heere folgten. Wir müssen hinzufügen, daß dieses Volk, welches so lebhaft von der Ehre der christlichen Waffen gerührt wurde, niemals den Gegenstand der Pilgerfahrt aus den Augen verlor, und während Fürsten und Könige in den reichen Provinzen, die sie durchzogen, die Schwüre des Kreuzzuges vergaßen, führte sie mehrere Mal das Geschrei einer frommen Empörung auf den Gedanken zurück, Jerusalem zu befreien.

Wir haben nicht nöthig zu sagen, daß diese Menge, welche nicht kämpfte und fast immer in Furcht lebte, weniger großmüthig gegen die besiegten Feinde sein mußte, und wir stehen nicht an, eben dieser Menge einen großen Theil der blutigen Auftritte zuzuschreiben, welche zuweilen den Sieg der christlichen Krieger befleckten. Man wird jene Schaar von Landstreichern nicht vergessen haben, welchen die Kreuzfahrer, die Antiochia belagerten, einen Anführer gaben, den man den »Bettelkönig,« oder den »König der Gauner« nannte. Bei dieser elenden Schaar befanden sich zuweilen Grafen und Barone, denn die außerordentliche Noth vermischte die Großen mit den Kleinen, und nach dem Ausdrucke jener Zeit wurden viele edle Krieger »Ritter ohne Eigenthum,« oder »Arme Jesu Christi.« Diese verworrene Menge mußte oft Unordnung in den Heeren verbreiten, denen sie folgte. Ein Chronikenschreiber, der einer Niederlage der Kreuzfahrer beigewohnt hatte, beklagt das Elend jener waffenlosen Menge und ruft mit Bitterkeit: »Wollte der Himmel, daß der Papst, welcher dem Fürsten verboten hat, Hunde und Vögel mitzunehmen, welcher Verordnungen gegeben hat über die Kleider und Waffen der Ritter, wollte Gott, daß er sich mit dem armen, nach Jerusalem ziehenden Volke beschäftigt, den Schwachen nicht das Kreuz zu nehmen erlaubt, den Starken aber ein Schwert anstatt der Wandertasche, und einen Bogen anstatt des Pilgerstabes gegeben hätte.« Odo von Deuil fügt hinzu, daß diese waffenlosen Pilger die christlichen Krieger am Kampfe hinderten und den Barbaren eine leichte Beute wurden, und in der That, je mehr ihre Zahl abnahm, desto furchtbarer wurden die Heere des Kreuzes.

Sechstes Kapitel.

Belustigungen der Kreuzfahrer.

Virgil hält sich in seinem fünften Buche dabei auf, die Spiele und Feierlichkeiten zu erzählen, welche den die Meere durchirrenden Trojanern die süßen Erinnerungen an das Vater-

land zurückriefen; eben so zeigt uns die Geschichte die Kreuzfahrer, wie sie bei ihrer frommen Verbannung die Sitten und Gebräuche, die Trauer und Freude, ja sogar die Belustigungen der Heimath beibehalten. Die Chroniken sagen uns, daß die Barone und Ritter des Abendlandes den Luxus und die Vergnügungen ihrer Schlösser mit nach Asien gebracht hatten. Man wird sich erinnern, daß ihre Hunde und Falken in dem glühenden Phrygien vor Hunger und Durst starben, und selbst mitten in den Unglücksfällen des Krieges war dieser Verlust eine bedeutende Ursache zur Betrübniß für die edeln Pilger. Die gleichzeitigen Berichte schildern eben so treu die den wilden Thieren gelieferten Kämpfe, als die Schlachten gegen die Sarazenen. Bald überwindet Gottfried einen furchtbaren Bären in den Wäldern von Cilicien; bald besteht Richard Löwenherz in den Gebirgen von Judäa einen Kampf gegen einen Eber, der noch schrecklicher ist als der caledonische. Die Damhirsche und Gazellen des Karmel, des Silon und des Libanon wurden oft in ihren Schlupfwinkeln durch das Geräusch der Waffen aufgeschreckt und fielen unter den Streichen der aus Frankreich, Deutschland und Norwegen gekommenen Krieger. Weder die Anstrengungen der Pilgerfahrt, noch die Gefahren des Krieges konnten die Ritter und Fürsten ihrer Lieblingsleidenschaft entfremden. Wir haben gesehen, daß der König von England in Gefahr war, von den Ungläubigen gefangen zu werden, als er mit mehrern Kreuzfahrern im Walde von Arsuf, oder Sichem jagte. Der deutsche Schriftsteller Mutius behauptet, Friedrich Barbarossa hätte das Rothwild Armeniens wollen kennen lernen; ermüdet von der Verfolgung desselben in den Gebirgen von Seleucien, hätte er sich in dem Flusse Seleph gebadet und den Tod gefunden. Eine Chronik berichtet, daß Roger, Fürst von Antiochia, vor dem Kampfe, wo er getödtet wurde, die in der Nähe von Apamea befindlichen Ebenen und Berge durchstreifte, mit seinen Falken die Vögel fing und mit den Hunden die vierfüßigen Thiere hetzte.

Die Jagd war indeß nicht die einzige Belustigung der Kreuzfahrer, denn die Leidenschaft zum Spiel hatte für die Ritter nicht weniger Reiz, und diese Leidenschaft war den Franken

und Sarazenen gemein. Man weiß, daß der Fürst von Mausul Schach spielte, als die Kreuzfahrer aus Antiochia kamen, ihm die Schlacht zu liefern, wodurch sein Heer vernichtet wurde. Die Chroniken jener Zeit berichten uns, daß man nach der Einnahme von Antiochia durch die Christen in der Stadt weiter nichts fand, als Schierling, Kümmel, Würfel und andere Glücksspiele. Um einzusehen, wie weit oft die Kreuzfahrer die Leidenschaft zum Spiele trieben, wird es hinreichend sein, die bei verschiedenen Kreuzzügen erlassenen Verordnungen zu lesen. »Niemand im ganzen Heere,« sagt eine derselben, welche Brompton berichtet, »darf irgend ein Spiel um Geld spielen, ausgenommen die Ritter und die Geistlichen, welche aber im Verlauf eines ganzen Tages und einer ganzen Nacht nicht mehr verlieren dürfen als zwanzig Sous.« Die Geistlichen und Ritter, welche mehr als zwanzig Sous in einem Tage verloren, mußten eine Strafe bezahlen, und nur die Könige durften nach ihrem Belieben spielen. Die gemeinen Kreuzfahrer, die man beim Spielen unter einander betraf, wurden ihrer Kleider beraubt und in Gegenwart des ganzen Heeres drei Tage lang mit Ruthen geschlagen; gehörten die Schuldigen zum Seewesen, so stürzte man sie drei Mal von einem Schiffe hinab in das Wasser.

Man wird sich erinnern, daß nach der Eroberung von Constantinopel gewöhnliche Ritter um die Städte und Provinzen des griechischen Reiches würfelten. Die Gefährten des heiligen Ludwig spielten während des Aufenthalts zu Damiette sogar um ihre Pferde und Waffen. Es gab kein Elend, welches die Kreuzfahrer nicht über dem Spiele vergaßen. Nach der Gefangenschaft des Königs von Frankreich in Ägypten, und als die Trümmer des christlichen Heeres zur See nach Ptolemaïs zurück kamen, würfelten der Graf von Anjou und der Graf von Poitiers auf dem Schiffe des Königs. Joinville, welcher gegenwärtig war, berichtet uns, daß Ludwig IX. voller Zorn den Spieltisch umstürzte, sich der Würfel bemächtigte und Alles in's Meer warf.

Unter den Belustigungen der Kreuzessoldaten, als dieselben zur Eroberung von Asien zogen, können wir die lärmenden und

zuweilen ungemäßigten Vergnügungen bei vorfallenden Siegen nicht vergessen. Als die Kreuzfahrer Herren der Hauptstadt Syriens waren, brachten sie, wenn man der gleichzeitigen Geschichte glaubt, drei Tage und drei Nächte mitten unter Festen und Tänzen mit den Frauen der Sarazenen zu.

Man weiß, daß nach der Einnahme von Ptolemais die Pilger sich nur mit Mühe entschlossen, Richarden zu folgen, der gegen Joppe zog, weil die eroberte Stadt Wein im Überfluß hatte und man dort viele schöne Weiber fand. Als Richard eine von Kairo kommende Karavane weggenommen hatte, feierte man diese reiche Eroberung durch Freudenfeuer, Hymnen und zahlreiche Banquette, bei welchen das weiße Fleisch der Kameele den Soldaten des Kreuzes vortrefflich schmeckte. Zu derselben Zeit verließen die französischen Kreuzfahrer die Stadt Tyrus nicht, sondern sie gaben sich allen Vergnügungen des Friedens hin; sie bekränzten sich mit Blumen, trugen öffentlich ihre vergoldeten Halsketten, ihre, mit silbernen Spangen gebundenen Mäntel zur Schau und brachten die Nächte unter den rauschenden Freuden der Weinhäuser zu.

Obgleich die Päpste zu wiederholten Malen die Turniere verboten hatten, so füllten dieselben doch die müßigen Stunden der Kreuzeskrieger aus. Wir haben gesehen, daß die Ritter und Barone, mitten unter den Drangsalen der Belagerung von Antiochia, den Gesandten von Kairo das Schauspiel ihrer Geschicklichkeit und Stärke in den Lanzenstechen und ritterlichen Wettrennen gaben. Sie tummelten ihre gewandten Rosse und stellten das Bild des Kampfes vor, indem sie mit den Lanzen auf einander einsprengten. Ihre Lieblingsübung war die Quintaine. Man stellte nämlich auf einen fest in die Erde gerammten Pfahl einen hölzernen Mann, der mit den Waffen und der Kleidung eines Kriegers bedeckt war; seine ausgestreckte rechte Hand hielt einen Schild, die linke ein Schwert oder einen Stock. Die Ritter mußten, schnell heransprengend, die Puppe auf die Brust treffen, denn wenn der Stoß rechts oder links kam, so schlug das Bild des Kriegers, indem es sich um sich selbst drehte, mit seinem Schild oder mit seinem Schwerte den ungeschickten Reiter, welchen alsdann das laute Gelächter der Menge verfolgte.

Für die Pilger, welche niemals ihr Land verlassen hatten, mußten alle Dinge, welche sie erblickten, Gegenstände der Neugier und der Überraschung sein. Sorgfältig berichtet uns die Geschichte der Zeit, mit welchem Erstaunen sie die Stadt Byzanz und die andern großen Städte des Morgenlandes betrachteten. Wenn sie den fremden Völkern zuweilen ihre Spiele und Feste sehen ließen, so nahmen sie auch manchmal Theil an den Vergnügungen und Belustigungen der Morgenländer. Als der norwegische König Sigurd aus dem heiligen Lande zurückkam, ließ der Kaiser von Constantinopel vor ihm die Spiele darstellen, welche die Griechen »padremische« nannten, und in welchen die Krieger des Nordens sahen, wie Homers Götter und Helden sich auf dem Schlachtfeld unter einander mischten. Feuer, gleich dem des Blitzes, fiel aus den Lüften herab und zersprang krachend auf dem Kampfplatze, während sich von fern die harmonischen Töne der Lyren und Citharen hören ließen. Der Historiker, welcher diese Heldenspiele beschreibt, fügt hinzu, daß Krieger von einer schützenden Gottheit unterstützt, im Handgemenge den Ruhm des griechischen Volkes vertheidigten, und daß die gegenwärtige zuschauende Menge hierin das zukünftige Schicksal des Kaiserreichs erblickte *)

Die arabischen Chroniken reden von gewissen muselmännischen Weibern, welche man erzog, um zu tanzen und dem Hofe der Sultane und der Emirn zum Schauspiele zu dienen **). Die Geschichte sagt uns, diese Art von Schauspiel hätte nicht alle Kreuzfahrer gleichgültig gelassen. Richard von Cornwallis, Heinrichs III. Bruder, brachte nach England mehrere dieser sarazenischen Frauen, deren zierliche Geschmeidigkeit man bewun-

---

*) Torfoeus. Indem dieser norwegische Geschichtschreiber von der Pilgerfahrt Sigurds redet, sagt er, daß dieser Fürst bei seiner Rückkehr aus dem heiligen Lande nach Constantinopel kam, wo der griechische Kaiser ihm sechs Goldtalente bot, oder den Anblick der padremischen Spiele. Dasselbe Anerbieten wurde dem dänischen Könige Erich gemacht, als derselbe die heiligen Stätten besuchen wollte. Erich zog die Goldtalente vor; Sigurd aber mochte lieber das padremische Spiel sehen, wovon Torfoeus eine Beschreibung macht, die wohl eines Commentars bedürfen möchte.

**) Wir besitzen noch aus den Zeiten der Kreuzzüge muselmännische Gefäße, auf denen morgenländische Buhlerinnen in ihren wollüstigen Tänzen dargestellt sind.

derte und welche, indem sie den Takt mit der Schellentrommel schlugen, ohne das Gleichgewicht zu verlieren, mit der Leichtigkeit des Windes auf stählernen Kugeln tanzten.

Beim dritten Kreuzzuge, wo die Franken und die Sarazenen einander so lange gegenüber standen, entwickelten die christlichen Streiter oft vor den Augen ihrer Feinde die Pracht und die Feierlichkeiten der kriegerischen Feste Europens. Die Muselmänner und sogar Saladin nahmen einigen Antheil an diesen Spielen der christlichen Ritterschaft; ein Neffe Saladins wurde durch Richard zum Ritter geschlagen, und zwar in Gegenwart des bei Askalon lagernden Heeres der Kreuzfahrer. An den Tagen, welche dazu bestimmt waren, den Ruhm des Ritterthums zu feiern, mußte man zu gleicher Zeit die Feierlichkeiten und kriegerischen Übungen des Abendlandes und des Morgenlandes erblicken.

Wenn wir einer Stelle des Geschichtschreibers Brompton glauben, so überließen sich die Gefährten Richards nicht immer so edeln Übungen, als die Turniere waren. Mehrere englische und französische Herren hatten Messina verlassen, um sich ihren gewöhnlichen Spielen hinzugeben, und als sie nach der Stadt zurückkehrten, begegneten sie dem Wagen eines Bauern, welcher lange Rohrstäbe führte. Sogleich bemächtigten sich die edelsten Ritter Frankreichs und Englands dieses Bauernwagens, und die Rohrstäbe, welche sie auf demselben fanden, wurden zu Lanzen, womit sie einander in den Straßen und auf den Plätzen angriffen und verfolgten. Alles, was einem Kampfe glich, gefiel also den Kriegern, die so weit hergekommen waren, um ihre Tapferkeit zu zeigen. Bei diesem Kampfe, wovon die ganze Stadt Messina Zeuge war, griff man sich Anfangs nur spielend an; bald aber stritt man gar ernstlich um den Sieg. Der König von England hatte die Schande, durch Wilhelm von Barres überwunden zu werden, und der Verdruß Richards Löwenherz war so groß, daß der König von Frankreich und alle französischen Barone ihn vergebens baten, demjenigen zu verzeihen, der ihn in dieser seltsamen Übung überwunden hatte, die nur ein grobes, elendes Bild des Krieges war.

Bei dem Kreuzzuge Friedrichs II. zeigt uns die Geschichte

anständigere, der Könige und Fürsten würdigere Belustigungen. Der Sultan von Ägypten und der Kaiser von Deutschland, welche beide Dichtkunst trieben und wißbegierig waren, wendeten ihre müßigen Stunden dazu an, die Sitten und den Charakter ihrer verschiedenen Völker zu studiren, und während um sie her der Krieg auszubrechen drohte, unterrichteten sie einander durch friedliche Botschafter von den Gesetzen, dem Gewerbfleiß und den Erzeugnissen Asiens und Europens. Man liest bei den arabischen Geschichtschreibern, daß diese beiden Fürsten einander geometrische Probleme zur Auflösung zuschickten, sowie zur Zeit Salomo's die morgenländischen Könige sich einander Räthsel, oder Allegorien sendeten, deren Sinn und moralische Anwendung sie dann aufzusuchen strebten.

Zuweilen mischten sich auch Troubadours und Minstrels unter die Menge, welche sich zu den Kreuzzügen begab. Die Chroniken sagen uns, daß man beim ersten heiligen Kriege auf den Capellan des Herzogs von der Normandie und auf seine zwei Nichten, die er mit sich in das Morgenland genommen hatte, Lieder dichtete. Wilhelm, Herzog von Poitou, feierte seine traurigen Abenteuer in Asien durch Verse, welche der Genius der heitern Kunst ihm eingeflößt hatte. Nach der Einnahme von Ptolemais hatte Richard satyrische Verse gegen den Herzog von Burgund gemacht, und dieser, welcher sich ebenfalls einbildete, ein Dichter zu sein, antwortete durch ein Lied, worin die Königin Berengera und die Prinzessinnen, welche Richarden begleiteten, eben nicht geschont wurden. Wir brauchen nicht zu sagen, daß man bei den Kreuzzügen, wo sich Franzosen befanden, niemals die Gewohnheit des Singens ablegte. Dem Könige von Navarra, welcher persönlich in seinen Gesängen den Zug gepredigt hatte, dessen Anführer er war, folgten nach Palästina eine große Anzahl von Rittern, welche gleich ihm Troubadours waren *). Einige von den Gesängen, die sie während des Kreuzzuges dichteten, sind bis auf uns gekommen. Es herrscht darin

*) Wir bedienen uns hier des Wortes „Troubadour," weil man damit alle diejenigen bezeichnet, welche damals Verse oder Lieder dichteten. Die Dichter, von denen hier die Rede ist, waren eigentlich Trouvères.

im Allgemeinen ein Gefühl von Trauer und Melancholie, welches beweist, daß diese Gesänge weniger gemacht waren, die Pilger zu belustigen, als dieselben zu trösten. Mehrere Gefährten Thibaults, welche bei der Schlacht von Gaza in die Hände der Muselmänner gefallen waren, besangen in den Gefängnissen zu Kairo Frankreich, »das süße Land, welches sie so sehr liebten.« Die dichterischen Erinnerungen des Vaterlandes halfen ihnen auf diese Art, ihr Unglück ertragen und erleichterten ihre Gefangenschaft bei den Ungläubigen.

Siebentes Kapitel.

Die Weiber bei den Kreuzzügen.

Wenn ganze Völker aufstanden, um in den heiligen Krieg zu ziehen, mußten auch die Frauen sich in großer Anzahl in den Lagern befinden; dennoch ist es schwer, ihnen bei dieser weiten Pilgerfahrt zu folgen, denn die Geschichte beschränkt sich meistens darauf, zu sagen, daß sie unter den Fahnen des Kreuzes fortgezogen sind, und die Chronikenschreiber reden von ihnen nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, oder auch wenn sie die Sittenverderbniß beschreiben, welche unter den Pilgern herrschte.

Auf dem Schlachtfelde finden wir zum ersten Male Weiber bei Doryläum, wo die Gattinnen und Töchter der Ritter und Barone, in der Besorgniß, dem Feind in die Hände zu fallen, sich mit ihren Diamanten bedeckten und den glänzendsten Schmuck anlegten, in der Absicht, das Herz der Barbaren zu rühren und zu erweichen *). Der Geschichtschreiber, welcher uns diese Thatsache berichtet, fügt hinzu, daß die Frauen, als die Gefahr vorüber war, sich in das Handgemenge warfen und Lebensmittel, Wasser und Waffen hinzutrugen, ohne Zweifel, um einen Augenblick der Schwachheit vergessen zu machen und das Unrecht abzubüßen, welches sie gethan hatten, sich für die Türken zu schmücken.

*) Albert von Aix. Man sehe das XI. Buch dieser Geschichte.

Wir erwähnen hier nicht Florinens, der Tochter des Herzogs von Burgund, welche mit Suenon auf dem Wege nach Antiochia starb, noch Margarethens von Hennegau, welche das Morgenland durchstreifte, um ihren unter den Streichen der Türken gesunkenen Gatten zu suchen, noch der Prinzessin Ida, welche im Getümmel einer Schlacht verschwand und ihr Leben im Harem des Khalifen von Bagdad beschloß. Nach dem sechsten Kreuzzuge widmete sich die Königin von Ungarn, Bela's Gemahlin, dem Dienste Jesu Christi und blieb im Morgenlande. Die Gemahlin Thierry's VI., Grafen von Flandern, war ihrem Gemahl nach dem Orient gefolgt, wollte daselbst sterben und nahm den Schleier zu Bethania.

Als nach der Einnahme von Jerusalem Wilhelm von Poitou nach dem Morgenlande zog, folgten ihm eine große Menge Frauen und junge Mädchen. Albert von Aix sagt uns, daß die edeln Damen Frankreichs, Deutschlands und Italiens, welche das Kreuz genommen hatten, in Kleinasien elendiglich umkamen, indem sie von ihren Rittern verlassen wurden und in die Gewalt der Türken fielen, die wegen ihrer abscheulichen Gesichter, ihrer dicken Bärte und ihrer bizarren Kleidung den Dämonen der Hölle ähnlich sahen. Ein griechischer Schriftsteller, welcher von dem Zuge Ludwigs VII. und des Kaisers Conrad nach Constantinopel redet, berichtet uns, daß man unter den Fahnen des Kreuzes eine Schaar mit Waffen bedeckter Weiber sah, welche eine Anführerin hatten, deren glänzenden Schmuck man bewunderte und die man »die Dame mit den goldenen Beinen« nannte.

Drei große Königinnen begaben sich während der Kreuzzüge nach dem Morgenlande, nämlich Eleonora von Guienne, Margaretha von Frankreich und Berengera von Navarra. Wir haben gesagt, daß der Hof Richards, an welchem sich die Königin Berengera und die Tochter Isaaks befanden, der Gegenstand einiger satyrischen Lieder wurde, die man im christlichen Heere sang. Man wird sich erinnern, daß Margaretha sich vor ihrem Stallmeister auf die Knie warf und ihn bat, ihr den Kopf abzuschneiden, wenn sie in die Hände der Muselmänner fiele. Eleonora hatte nicht so große Furcht vor den Türken, und man

weiß von welchen Folgen, sowohl für sie selbst, als auch für Frankreich, ihre Aufführung war; nachdem sie sich in ihrer Jugend von einem Gemahl getrennt hatte, welchem sie nach Jerusalem gefolgt war, sehen wir sie im reifern Alter über das Schicksal eines Sohnes jammern, den man bei seiner Rückkehr aus dem heiligen Lande überfallen und in Fesseln geschlagen hatte. Wie rührend — wenn auch diese Fürstin, als Gemahlin Ludwigs VII., Erinnerungen zurückließ, die nicht sehr vortheilhaft für ihre Ehre waren — wie rührend sind indessen die Briefe, worin die trostlose Zärtlichkeit einer Mutter den heiligen Stuhl um die Befreiung Richards Löwenherz anfleht!

Als die Kreuzfahrer den Weg zur See einschlugen, sah man unter ihren Fahnen keine so große Menge von Weibern mehr. Bei dem Zuge Richards und Philipp Augusts durfte man am Bord der Schiffe nur die Wäscherinnen aufnehmen, und auch diese mußten von allem Verdachte frei sein; dessenungeachtet sagen uns die arabischen Schriftsteller, daß man mehrere Mal unter den Todten Weiber fand, welche in den Reihen der Kreuzfahrer gekämpft hatten und Waffen und Kleidung abendländischer Krieger trugen. Eine Frau, deren Namen uns die Geschichte nicht aufbewahrt hat, zeichnete sich bei diesem Kreuzzuge durch eine Heldenthat aus, welche hier erwähnt zu werden verdient. Die Belagerer waren beschäftigt, einen Graben von Ptolemaïs auszufüllen, und die christliche Heldin, die sich unter der Menge derer befand, welche Erde, Steine und Holz hineinwarfen, wurde von einem Wurfspieße getroffen und zu Boden gestürzt. Da sie tödtlich verwundet war, so rief sie ihren Gatten und beschwor ihn, sie selbst, wenn sie todt sein würde, in den Graben zu werfen, damit sie auch nach ihrem Ableben den Arbeiten und Siegen der Christen noch beiwohnen könnte. In einem lateinischen Gedicht, wovon uns Fragmente geblieben sind, erzählt ein Mönch aus Froidmont die kriegerischen Abenteuer seiner Schwester Margaretha, welche sich in Jerusalem befand, während Saladin diese Stadt belagerte. Mit einer Schleuder bewaffnet, die Stirn bedeckt mit einem helmförmigen, ehernen Gefäß, stellte sich diese Amazone des Kreuzes in die Reihen der Kämpfenden. Sie entkam dem Schlachtschwert und den Fesseln

der Sarazenen; aber sie war allein, verlassen, und hatte nichts behalten, als ein Psalmbuch. So zog die junge Margaretha, von den größten Gefahren umgeben, durch Syrien und Kleinasien und kam nach Europa zurück, wo sie sich in ein Kloster bei Laon begab. Wenn die Frauen sich auch nur selten in den Reihen der Kämpfenden zeigen konnten, so ermunterten sie doch zuweilen die Tapferkeit der Krieger durch ihre Reden. Unter denen, welche bei den Kreuzzügen ihrem Charakter Bewunderung erwarben, müssen wir vorzüglich die Gräfin Adele von Blois nennen, welche die Schande ihres, dem heiligen Krieg entwichenen Gemahls nicht ertragen konnte. Sie zwang ihn durch ihre Bitten, nach dem Morgenlande zurückzukehren, denn sie wollte ihn lieber todt, als von dem Verdachte befleckt sehen, die Ehre des Ritterthums verletzt zu haben.

Wir können hier nicht umhin, von dem Kreuzzuge zu reden, bei welchem die Frauen allein die Loosung und das Beispiel gaben. Dreißig Jahre nach dem Tode Ludwigs IX. ermahnte der heilige Stuhl die Völker des Abendlands, die Waffen gegen die Ungläubigen zu ergreifen; aber seine apostolischen Ermahnungen wurden nur von einigen genuesischen Damen gehört, welche den Schwur ablegten, das heilige Land zu befreien. Der römische Hof zollte ihrem Eifer seinen Beifall und hegte dabei ohne Zweifel die Hoffnung, den Nacheifer der christlichen Ritterschaft zu erregen; aber die Ritter dachten damals nicht mehr an die Befreiung von Jerusalem, die genuesischen Damen blieben allein auf dem Platze und der Kreuzzug wurde nicht unternommen. Wir besitzen heut zu Tage, um die Ergebenheit der christlichen Amazonen zu beweisen, weiter nichts mehr, als die Bullen des Papstes Bonifaz VIII. und das Zeugniß eines Reisenden, der im vorigen Jahrhundert die zu dieser seltsamen Expedition verfertigten Helme und Schilde gesehen hat.

Ohne Zweifel zeichneten sich die Frauen bei den Kreuzzügen durch diejenigen Tugenden aus, welche ihnen eigen sind. Wie oft waren sie nicht während dieser langen Pilgerfahrten beschäftigt, die Kranken und Verwundeten zu pflegen, das Elend der Pilger zu mildern und alle Leidenden zu trösten; aber die einfachen bescheidenen Tugenden haben die Blicke der gleichzeitigen

Geschichte nicht gefesselt, und wir können jetzt den Heldinnen der christlichen Liebe nur eine unvollkommene Huldigung darbringen. Wenn Ehrgeiz und Verlangen nach Ruhm viele Ritter bestimmten, das Kreuz zu nehmen, so muß man glauben, daß die Leidenschaft der Liebe auch viele Frauen zu jenen Expeditionen hinriß, zu welchen die kriegerische Jugend sich stellte, und daß die Gefühle, welche die Schönheit einflößt, sich zuweilen den ernsten strengen Gefühlen des heiligen Krieges beimischten. Die gleichzeitigen Troubadours des dritten Kreuzzuges haben uns die rührende Erinnerung Raouls von Coucy und der unglücklichen Gemahlin des Herrn von Fayel hinterlassen; der Sänger Gottfrieds hat in seinen Versen die Liebe Suenons und der Tochter des Herzogs von Burgund besungen; indessen stellen unsere alten Chroniken wenig ähnliche Beispiele auf, und ihre Berichte bieten uns nur selten romantische Abenteuer. Die durch Geistliche oder Mönche, welche ganz damit beschäftigt sind, uns die Tapferkeit und Frömmigkeit der Ritter zu zeigen, abgefaßte Geschichte hat den Romanschreibern und Dichtern die Sorge überlassen, die Leidenschaften und profanen Liebschaften der Kreuzesritter zu schildern.

Da wir eben dabei begriffen sind, von den Frauen in den heiligen Kriegen zu reden, so mag es uns erlaubt sein, ein Wort über die morgenländischen Frauen und über die Art zu sagen, wie sie uns Tasso vorstellt. Wir haben schon von der Mutter des Kerboga gesprochen, welche die Zukunft in den Sternen las und ihren Sohn von dem Kriege gegen die Christen abzubringen suchte. Es ist noch ein großer Unterschied zwischen den Weissagungen dieser Fürstin und der prachtvollen Dichtung von der Armida. Oderich Vital ist von allen abendländischen Chronikschreibern der einzige, welcher uns die Frauen des Morgenlandes zeigt, als nähmen sie einigen Antheil an den Ereignissen des Krieges. Der Geschichtschreiber der Normandie redet von der Tochter Solimans, eines Emirn von Kleinasien, welcher Bohemunden gefangen hielt. Melas — so nennt er die muselmännische Prinzessin — nahm lebhaften Theil an dem Schicksal des Fürsten von Antiochia und seiner Unglücksgefährten, welche sie täglich in ihrem Gefängnisse besuchte. Sie vermochte die

tapfern Gefangenen dazu, gegen die Feinde ihres Vaters zu kämpfen; allein ob dieser gleich wirksam war unterstützt worden, so verzieh er doch seiner Tochter den Antheil nicht, welchen sie an christlichen Kriegern nahm, und die Benennung pessima meretrix, die er ihr in seinem Zorne beilegte, zeigt uns die Art des Verdachts, welchen das Betragen seiner Tochter Melas ihm einflößte. Bei dem Allem ist aber nichts, was der stolzen Clorinde, oder der Liebe Tancreds gliche. Indem derselbe Geschichtschreiber von der Gefangenschaft Balduins, Königs von Jerusalem, redet, erwähnt er dreier Frauen des Emirn Balak, die sich in einer von den christlichen Kriegern vertheidigten Festung befanden. Eine dieser Frauen, Fatime, welche sich für die christlichen Krieger sehr interessirte und sich gar sehr fürchtete, ihrem Gemahl zurückgegeben zu werden, rieth Balduin und seinen Gefährten, sich bis auf das Äußerste zu vertheidigen, wobei sie dieselben vor den satyrischen Gesängen der Soldaten warnte, und sie an »die Wunder und die lange Dauer der Belagerung von Troja« erinnerte. Man findet in dieser Erzählung nichts, was die Geschichte aufnehmen dürfte, oder womit sich die epische Muse bereichern könnte. Oderich erwähnt noch einer muselmännischen Frau, nämlich der Tochter des Statthalters von Antiochia, die nach der Einnahme dieses Platzes in die Hände der Kreuzfahrer gefallen war. Als man sie ihrer Familie zurückgab, fing sie an zu weinen, und als man sie fragte, worüber sie betrübt wäre, antwortete sie: »Ich werde nun das herrliche Schweinefleisch nicht mehr essen dürfen.« Dies ist die Person, aus welcher Tasso die glänzende, poetische Herminia gemacht hat.

Der Geist und die Gebräuche des Islamismus erlaubten den Frauen nicht, auf dem Schauplatze der politischen Ereignisse zu erscheinen, und während der ganzen Dauer der Kreuzzüge sehen wir nur eine einzige muselmännische Frau, deren Namen in den Angelegenheiten dieses Zeitpunktes genannt wird; Negmeddins Lieblingsgemahlin stieg mittelst ihrer Intriguen auf den Thron der Sultane von Kairo. Das ganze Volk der Gläubigen nahm ein Ärgerniß an dieser Neuerung, und der Khalif von Bagdad fragte die ägyptischen Emirn, ob dieses große Land keine Männer mehr hätte, die es regieren könnten. Mit Recht wirft man

dem Tasso vor, die Sitten der Muselmänner nicht hinlänglich studirt zu haben, und wenn man es unternähme, sein Gedicht in eine morgenländische Sprache zu übersetzen, so würde es derselben wahrscheinlich an Ausdrücken fehlen, um mehrere seiner Erzählungen und Gemälde getreu wiederzugeben. Ich hoffe, daß der Schatten Tasso's mir diese kritische Bemerkung verzeihen und daß man die Wahrheit derselben fühlen wird. Der Geschmack oder vielmehr jene höhere Ursache, welche bei den Meisterwerken der Künste den Vorsitz hat, überläßt zuweilen menschliche Ereignisse der Phantasie der Dichter; allein sie legt der Poesie wie der Geschichte die Pflicht auf, in der Schilderung der Sitten und der Charaktere pünktlich zu sein.

Achtes Kapitel.

Gesetzgebung der Kreuzfahrer.

Wir haben in unserer Geschichte bereits von den »Assisen von Jerusalem« gesprochen; man weiß, daß dieses werthvolle Denkmal der Gesetzgebung des Mittelalters dem Könige Ludwig IX. den Gedanken einflößte, seinem Königreiche Gesetze zu geben, und mit Vergnügen bemerkt die Geschichte, daß für Europa die Civilisation auf derselben Stelle begann, von wo aus der christliche Glaube gekommen war. Wir werden hier nicht von den Gesetzen reden, welche das heilige Land regierte, sondern von den für die Kreuzfahrer während der Expeditionen im Morgenlande aufgestellten Verordnungen. Es ist nicht leicht, der täglichen Gesetzgebung eines Volkes oder eines Heeres zu folgen, welches tausend Unannehmlichkeiten und jeder Art von unvorhergesehenen Zufällen ausgesetzt, durch ferne Länder zieht, dessen Lage sich unaufhörlich verändern und jeden Tag einen andern Anblick darbieten mußte. Wir werden indeß die Documente, die wir in den gleichzeitigen Chroniken zerstreut finden, benutzen, um die Vorschriften oder Gesetze kennen zu lernen, welche die Pilger von Jerusalem weit mehr durch Nothwendigkeit und Umstände erhielten, als durch die Vorsorge ihrer Anführer.

Odo von Deuil berichtet uns, daß man es zwar nicht unterließ, Verordnungen für den zweiten Kreuzzug zu machen, daß aber dieselben unausgeführt blieben; er erklärt demzufolge, daß er nicht davon reden wird. Albert von Aix berichtet uns, daß bei der Belagerung von Antiochia die Anführer des Heeres, in der Überzeugung, daß die Übel, die man litt, von den Sünden der Pilger herrührten, zur Unterdrückung der Unordnungen und zur Bestrafung der Schuldigen Gesetze einführte. Mit Strenge bestrafte man denjenigen, welcher nach falschem Gewicht oder Maß verkauft, oder beim Münzwechsel oder Handel »irgend einen seiner Brüder in Christo« betrogen hatte. Vorzüglich hart verfuhr man gegen diejenigen, welche Diebstahl begingen, oder sich mit dem Laster der Hurerei und des Ehebruchs besudelten. Beim dritten Kreuzzuge setzten der König von Frankreich und der König von England gegen die Unordnungen und Verbrechen der unter ihren Fahnen stehenden Pilger schwere Strafen fest.

Ein des Diebstahls Überwiesener sollte mit geschorenem, mit Pech überstrichenem und mit Federn bedecktem Haupt am Ufer ausgesetzt werden; ein Mörder sollte an den Leichnam seines Mörders gebunden und in die Fluthen geworfen, oder lebendig begraben werden. Diese Gesetzgebung, welche übrigens nur für die Seereise gemacht zu sein scheint, würde hinreichen, um ein barbarisches Zeitalter und eine eben so barbarische Nation zu bezeichnen. Wenn man die Heftigkeit und Empfindlichkeit der Franken kennt, wird man sich wohl denken, daß häufige Streitigkeiten unter den Kreuzfahrern entstehen mußten, und ohne Zweifel gab man aus diesem Grunde so strenge Gesetze wegen der Genugthuung für Beleidigungen. Wer eine Ohrfeige gab, wurde drei Mal in das Meer getaucht; wer seinen Gefährten schimpfte, bezahlte so viele Unzen Silber, als er Schimpfwörter oder Beleidigungen ausgestoßen hatte.

Als Friedrich I. nach Asien zog, machte er »im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes,« peinliche Gesetze bekannt, um die Ordnung in seinem Heere aufrecht zu erhalten. Demjenigen, der einen Andern geschlagen, oder gar verwundet hatte, wurde die rechte Hand abgehauen. Da es für den Unterhalt der Pilger wichtig war, denen, welche Lebensmittel ver-

kauften oder lieferten, Zutrauen einzuflößen, so wurde Jeder, der in einem Handel sein Wort nicht hielt, oder einen Contract gewaltsam brach, zur Todesstrafe verurtheilt. Die für die Miliz des Kreuzes gemachten Gesetze wurden feierlich proclamirt, und alle Kreuzfahrer schworen auf das Evangelium, sie zu beobachten und über die Vollstreckung derselben zu wachen.

Wir haben viele Nachforschungen angestellt, um zu erfahren, ob man in den christlichen Heeren Spuren einer permanenten Gerichtsbarkeit, einer Art von Tribunal entdecken könnte, welches bestimmt war, um Processe zu entscheiden, den Verbrechen der Pilger Einhalt zu thun und dieselben zu bestrafen.

Bei gewissen Gelegenheiten bildete man eine Rathsversammlung, welche beauftragt war, alle gegen die öffentliche Ordnung begangenen Vergehungen zu untersuchen. Friedrich wählte unter den weisesten Männern seines Heeres sechzig Commissarien, und die Geschichtschreiber reden von der Strenge, womit dieselben ihre Beschlüsse aussprachen. Bei der Belagerung von Antiochia wählte man Richter aus der Geistlichkeit und den Baronen, und dieses furchtbare Tribunal, welches die Kreuzfahrer als das Organ des erzürnten Himmels betrachteten, verurtheilte die Schuldigen, mit Ketten beladen, mit Ruthen gepeitscht, oder gebrandmarkt zu werden. Während Damiette durch das Heer Johanns von Brienne belagert wurde, verpflichteten sich der Marschall des Legaten und zwölf Räthe eidlich, alle Übelthäter zu strafen. Sie sollten von Zeit zu Zeit heilsame Ermahnungen an die Kreuzfahrer erlassen, und nach dem Bericht des Bischofs von Akre schonte man weder Diebe, noch Mörder, weder liederliche Weiber, noch diejenigen, die Weinhäuser hielten oder besuchten.

Man muß glauben, daß unabhängig von den allgemeinen, durch die Anführer eines Kreuzzuges erlassenen Gesetze, jedes Volk, in das Morgenland auch seine besondern Sitten und Gebräuche mitgebracht hatte, welche als Vorschriften dienten, um die Unterwürfigkeit zu erhalten und jedem Pilger Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; es bleiben uns indeß von allen diesen gesetzlichen Einrichtungen bloß zerstreute Spuren. Die Kreuzfahrer hatten meistens keine andern Gesetze, als die Vorschriften des Evangeliums und brauchten bei ihren Ausschweifungen nur

das Tribunal der Buße und die Drohungen der Kirche zu fürchten. Wenn man großes Unglück erlitt oder befürchtete, wenn man am Himmel offenbare Zeichen vom Zorne des Allmächtigen erblickte, dann sagten augenblicklich die Pastoren des Kreuzzuges (und die Menge war davon eben so überzeugt wie sie selbst), Gott erhebe sich, um die Verbrechen der Pilger zu bestrafen. So war oft die göttliche Gerechtigkeit die einzige, welche die Kreuzfahrer anerkannten, und die Übel, welche die Soldaten leiden mußten, als Hungersnoth, Krankheiten, Kälte des Winters, glühende Hitze des Sommers und des Klima's, Gefahren und Drangsale des Kriegs, waren nach den Meinungen der Zeit die Strafen, welche der oberste Richter und Gebieter denen auferlegte, die seine Gesetze nicht hielten.

Man sieht aus dem, was wir so eben gesagt haben, daß die Gesetzgeber der Kreuzzüge hauptsächlich dahin arbeiteten, der Sittenverderbniß Einhalt zu thun. Der Luxus und die Verschwendung bei dem ersten Zuge hatten den Gedanken erregt, Prachtgesetze einzuführen, und mehrere von den französischen und englischen Baronen abgefaßte Statuten schränkten beim dritten Kreuzzuge den Luxus der Tafel und der Kleidung ein. Verschiedene Edicte der Fürsten und Anführer des Kreuzzuges untersagten die seidenen Pelze von Grauwerk und Zobel, den Scharlach und die reichen Kleider; auch war es durch Verordnungen, welche die Geschichte uns aufbewahrt hat, verboten, sich mehr als zweier Schüsseln zu bedienen, und Weiber zur heiligen Pilgerfahrt mitzunehmen. Mehrere Concilien, mehrere Päpste untersagten den Kreuzfahrern, Sorgfalt auf ihren Putz zu verwenden, Jagdhunde und Falken, oder irgend etwas bei sich zu haben, was die Seele der Krieger verweichlichen könnte. Das ungeheure Fluchen, die Spiele und die Turniere wurden ebenfalls während der Kreuzzüge verboten. Alle diese Gesetze, vorzüglich die Prachtgesetze wurden nach den Umständen mehr oder weniger beobachtet. Die Hungersnoth, und alle Arten von Elend, welche gewöhnlich die christlichen Heere begleiteten, unterstützten nur zu sehr die Gesetze, welche den Luxus der Kreuzfahrer einschränkten; aber in Glück und Sieg vergaß man der Vorschriften. Das Beispiel Balduins, Grafen von Edessa, wel-

cher die asiatischen Gebräuche angenommen hatte, sowie das des Kanzlers Conrad, dessen Tafel mit goldenem Geschirr besetzt war, beweisen uns hinlänglich, daß die Einfalt des Evangeliums wohl eine Tugend in den Tagen des Unglücks war, daß aber die Soldaten Jesu Christi bei ihren entfernten Eroberungen nicht immer den Prunk der Orientalen verschmähten.

Die Kreuzfahrer, welche ihre Güter und ihre Geräthe verkauft hatten, um sich nach dem Morgenlande zu begeben, konnten, was das Eigenthum betrifft, nicht viel streitige Gegenstände haben; denn sie besaßen nichts weiter, als ihre Waffen und Rosse, und an den Tagen des Sieges ihren Theil an der Beute. Indessen waren die Angelegenheiten der Pilger bei den Kreuzzügen durch Civilgesetze geordnet, von denen einige bis auf uns gekommen sind. Diejenigen, die während der Pilgerfahrt starben, konnten über ihre Waffen, Geräthe und Rosse, und wenn sie Geistliche waren, über ihre Capellen und Bücher verfügen. Eine andere Verordnung befahl, das bei einem Kreuzfahrer gefundene Geld nach seinem Tode in drei Theile zu theilen; der erste gehörte von Rechtswegen dem heiligen Lande, der zweite den Armen, und der dritte denen, welche den Verstorbenen bedient hatten. Was die Güter betrifft, welche die Kreuzfahrer während des Krieges erworben hatten, so konnten sie nur über die Hälfte derselben verfügen; die andere Hälfte wurde zum Dienst der heiligen Örter zurückbehalten.

Das wichtigste von allen Gesetzen, die man beim ersten Kreuzzug einführte, war unstreitig die Übereinkunft, mittelst deren man eine Stadt oder ein Haus demjenigen zusprach, welcher daselbst zuerst eine Fahne aufpflanzte. So blieb Tancred nach der Einnahme von Jerusalem Herr der Moschee Omars und aller Reichthümer, welche dieselbe enthielt. »Ich bin zuerst in den Tempel gedrungen,« rief er, sich zu den Anführern des Kreuzzuges wendend, »und zuerst habe ich die Thore desselben zertrümmert; ich habe mich zuerst an einen Ort gestürzt, wohin mir Niemand zu folgen wagte!« Tancred wendete keine andern Gründe an, um seine Ansprüche zu vertheidigen, und der Rath erkannte die Gerechtigkeit seiner Sache an. Dieses, auf die berüchtigte Maxime des Primo occupanti gegründete Gesetz war

unter einer so großen Menge nicht leicht zu vollstrecken, und es erhoben sich auch wirklich viele Streitigkeiten über den Besitz der in Syrien und Kleinasien durch die Kreuzfahrer eroberten Städte. Das Gesetz, welches man gemacht hatte, konnte nur für einzelne Kreuzfahrer und in gewöhnlichen Fällen zureichen; allein es war unzulänglich, wenn man es gegen die siegreiche Macht aufstellte.

Noch viele andere Verordnungen mußte man wegen der Vertheilung der Beute machen, welche in einem Kriege, wo Jedermann arm war, wo man bloß von den Erzeugnissen des Sieges lebte, den wesentlichsten Gegenstand ausmachte. Keine Ungerechtigkeit wurde lebhafter gefühlt, als diejenige, welche die Kreuzfahrer des Theiles beraubten, den sie von der feindlichen Beute bekommen sollten. Ehe das Heer Johanns von Brienne und des Legaten Pelagius in Damiette einrückte, proclamirte man ein Gesetz, welches verbot, irgend etwas von der Beute unterzuschlagen, bei Strafe des Abhauens der rechten Hand und des Verlustes aller Ansprüche bei der allgemeinen Theilung. Bei der Einnahme von Constantinopel sollten diejenigen, die etwas von dem in der Stadt Gefundenen zurückbehalten hatten, Todesstrafe leiden. Wir müssen hinzufügen, daß die Strafe der Excommunication damals die unerläßliche Ergänzung und Sanction aller militärischen Verordnungen und Civilgesetze war.

Wir schließen dieses Kapitel nicht, ohne von den Privilegien der Kreuzfahrer zu reden, welche man als einen Theil der Gesetzgebung der heiligen Kirche betrachten kann *). Unter diesen Privilegien muß man dasjenige bemerken, welches in allen Sachen, wo nicht vom Leben oder vom Abnehmen eines Gliedes die Rede war, die Pilger unter die geistliche Gerichtsbarkeit stellte; eben so wenig vergessen wir die Ermächtigung, welche die Kreuzfahrer hatten, ihre Lehen ohne Einwilligung ihrer Herren und ihrer Familien zu verpfänden und zu veräußern, eine Ermächtigung, welche sehr viel dazu beitrug, das Princip der Feudalregierung zu verändern. Unter den Vortheilen, welche man denen gewährte, die das Kreuz nahmen, waren diejenigen,

*) Wir haben im ersten Buche unserer Geschichte eine kurze Schilderung von den Privilegien der Kreuzfahrer gegeben.

die sie wohl am meisten benutzten, die Befreiung von den Abgaben und die Dispensation vom Bezahlen ihrer Schulden. Das Privilegium, die gegebenen Versprechungen nicht zu erfüllen, wurde beim ersten, und sogar beim zweiten Kreuzzuge ohne Einschränkung ertheilt. Man kann sich die Unordnung vorstellen, welche durch die Aufhebung aller, die Erfüllung der Verträge schützenden Gesetze, in der Gesellschaft mußte verbreitet werden. Die Mißbräuche gingen so weit, daß sie den Kreuzfahrern selbst nachtheilig wurden, denn man weigerte sich, ihnen Geld zu leihen und sie mußten ihrem Privilegium entsagen. Von der dritten Expedition an begannen die, die Schulden der Pilger betreffenden Kreuzzugsgesetze gemäßigter zu werden. Wer das Kreuz genommen hatte und Jemanden etwas schuldig war, konnte zwar nicht gerichtlich angegriffen werden; allein er mußte Pfänder geben, Gewährschaft leisten, oder zur Bezahlung dessen, was er schuldig war, Ländereien anweisen. Der Edelmann oder Fürst, unter dessen Jurisdiction sich die Contrahenten befanden, sollte in diesem Falle den Schwächern gegen den Stärkern, das Recht gegen das Unrecht schützen, und Alle die sich weigerten, den Gesetzen beizustehen, waren den Verdammungen der Kirche ausgesetzt.

Neuntes Kapitel.

Versammlung der christlichen Heere; Mittel, sich zu den Kreuzzügen Geld zu verschaffen.

Der erste Kreuzzug bietet das Schauspiel einer großen Bewegung unter den Völkern. Diese Bewegung war durch keine menschliche Macht vorbereitet worden, und die alten Schriftsteller können sie nur dadurch erklären, daß sie uns dieselbe als eine Inspiration Gottes schildern. Man findet Anfangs darin keine Ordnung, keine Richtung, kein überwiegendes Oberhaupt; allein die Meinung war so stark, so mächtig, daß sie zu Allem hinreichte und sogar die Stelle der Gesetze vertrat. Diese Meinung

war gleichsam eine Vorsehung, welche über die Erhaltung der öffentlichen Ordnung wachte, bei den Kriegsrüstungen den Vorsitz hatte und die Ereignisse leitete.

Beim zweiten Kreuzzuge erregten die Predigten des Abts von Clairvaux und die Klagen der morgenländischen Christen noch immer einen lebhaften Enthusiasmus unter den Gläubigen; allein dieser Enthusiasmus hatte etwas Regelmäßigeres als bei der ersten Expedition. Der Rath des heiligen Bernhard und seine Weigerung, die Kreuzeskrieger nach Asien zu führen, waren eine der Macht der Erfahrenheit und dem Ansehen der Fürsten dargebrachte wirkliche Huldigung. Die deutschen und französischen Kreuzfahrer stellten sich ohne Unruhe und Unordnung unter die Fahnen Ludwigs VII. und des Kaiser Conrads. Indem Odo von Deuil von der Gesandtschaft redet, welche Ludwig der Jüngere an den Kaiser von Constantinopel schickte, sagt er, er wüßte die Namen dieser Gesandten nicht, weil sie nicht in das Reisebuch wären geschrieben worden. Wir sehen hieraus, daß beim zweiten Kreuzzuge ein Verzeichniß, oder wie man es damals nannte, eine Rolle vorhanden war, wo man die Namen aller, oder doch wenigstens derjenigen Kreuzfahrer einschrieb, welche Waffen trugen. Beim dritten Kreuzzuge gaben die Großen das Beispiel der Ergebenheit für die Sache Jesu Christi, und von allen Seiten strömte die Menge der Pilger herbei, um ihnen zu folgen. Europa schien Oberhäupter zu erwarten, um sich auf das Abendland zu stürzen, und nun erhielten die Fürsten Gewalt, die Heere des Kreuzes zu leiten. Das in Deutschland erlassene Verbot, bei dem christlichen Heere Pilger aufzunehmen, die nicht den Werth von drei Mark Silbers bei sich hätten, beweist von der einen Seite, daß man Vorsichtsmaßregeln ergriff, und von der andern, daß man eine Autorität anerkannte, welcher die Pilger gehorchen sollten. In Deutschland und England durften Leibeigene, Bauern und Bürger nicht ohne Erlaubniß ihrer Lehensherren das Kreuz nehmen. Alle Kreuzfahrer, welche diese Erlaubniß nicht hatten, mußten gleich denen, welche im Abendlande zurückblieben, den saladinischen Zehnten erlegen, ein Beweis, daß die Wege der Pilgerfahrten nicht für Jedermann offen standen wie im ersten heiligen Kriege, und daß die große

Bewegung der Kreuzzüge anfing, sich durch Gesetze und festgestellte Gebräuche zu ordnen. Später wollte der Cardinal von Courçon, welcher in Frankreich den heiligen Krieg predigte, im Namen des Kreuzes Verordnungen machen; allein dieses Verfahren des Prälaten wurde als eine wahre Usurpation der Rechte des Fürsten betrachtet. Wir besitzen über diesen Gegenstand noch eine Correspondenz zwischen dem heiligen Stuhle und Philipp August, welche uns zeigt, daß der König von Frankreich den Aufbruch der Kreuzfahrer verschob, und der Papst zum Bitten seine Zuflucht nehmen mußte, damit der Kreuzzug weder Hinderniß noch Zögerung erlitte. Die gleichzeitige Geschichte fügt hinzu, daß die Predigten des römischen Legaten für den heiligen Krieg nur wenig Früchte trugen, und daß derselbe, indem er Allen, die es verlangten, das Kreuz gab, die Ritter und Barone mißvergnügt machte; dies beweist vollends, daß die Kreuzzüge täglich mehr von der Gewalt der Großen und der Monarchen abhingen.

Man weiß, daß die meisten deutschen Kreuzfahrer mit Friedrich Barbarossa zogen und daß, als Friedrich starb, das siegreiche Heer, welches er anführte, sich zerstreute und zugleich mit seinem erlauchten Anführer verschwand. Der Kaiser Heinrich VI. ließ sich als Oberhaupt des vierten Kreuzzuges anerkennen und verpflichtete sich dabei, jedem Kreuzfahrer drei Unzen Gold und Lebensmittel auf ein Jahr zu geben; als aber dieser Fürst in Apulien starb, kehrten alle Pilger, die er in das Morgenland geschickt hatte, eilig nach Europa zurück, trotz der Anstrengungen des heiligen Stuhles, sie unter den Fahnen des Kreuzes festzuhalten.

Wir finden in einer italienischen Chronik eine Übersicht der Soldaten, welche die sämmtlichen Prälaten des Landes Neapel zum Kreuzzuge Friedrich II. stellen sollten. In einer Chronik von Bremen wird gesagt, daß der Papst in Übereinstimmung mit dem deutschen Kaiser befahl, die Herzöge, Erzbischöfe und Bischöfe, Grafen und Barone sollten eine gewisse Anzahl von Kriegern stellen, um dem heiligen Lande zu Hülfe zu kommen. Die Stadt Bremen stellte ihr Contingent, welches sie durch zwei Consuln nach Asien führen ließ, und erhielt vom Kaiser ein be-

sonderes Wappen für die bei der Belagerung und Einnahme von Sidon geleisteten Dienste. Nach der Eroberung von Damiette, zur Zeit Johanns von Brienne, erhielt die Stadt Harlem ebenfalls einige Privilegien vom Reichsoberhaupte als Lohn für die Waffenthaten, wodurch ihre Bürger sich in Ägypten ausgezeichnet hatten.

Aus den Thatsachen, welche soeben sind berichtet worden, ist zu schließen, daß man die Gebräuche des Feudalsystems auf die heiligen Kriege angewendet hatte. So wie in den ersten Zeiten die christliche Religion bei ihren Feierlichkeiten und Übungen einige Gebräuche des Heidenthums angenommen hatte, eben so hatte sich der religiöse Geist der Kreuzzüge mit den Institutionen und Gebräuchen der gleichzeitigen Gesellschaften vermischt. In den Predigten der heiligen Kriege wurden die Kreuzfahrer oft als Vasallen des Sohnes Gottes bezeichnet, und ein Troubadour des XII. Jahrhunderts, Aymeris von Valqueras, redet von Jerusalem als von einem Lehen Jesu Christi. Der Papst Innocenz III. vergleicht diejenigen, die nicht dem heiligen Lande zu Hülfe eilen, mit ungetreuen Vasallen, welche ihrem gefangenen Herrn die Hülfe ihrer Arme, Schätze oder Waffen versagen. Wenn ein Baron oder ein Ritter das Kreuz nahm, dann schien es ihm, er träte in den Dienst Gottes, und es würde zwischen ihm und dem Himmel ein gegenseitiges Verhältniß des Gehorsams und des Schutzes aufgestellt. Dies erklärt die seltsamen Klagen, welche die Kreuzfahrer, von ihrer Verzweiflung begeistert, zuweilen an den Himmel richteten. »Allmächtiger Gott,« rief einer von ihnen in den Tagen der Noth, »wenn Du auf diese Art diejenigen verlässest, welche Dir dienen, welche Christen werden dann in Deinem Dienste bleiben wollen?« Eine Chronik berichtet uns, daß die unter den Mauern von Antiochia getödteten Kreuzfahrer, als sie angethan mit der weißen Stola und der Märtyrerkrone, vor dem Throne des Ewigen erschienen, zu diesem folgende Worte sagten: »Warum hast Du nicht unser Blut gerächt, welches heut für Dich geflossen ist?« Würde sich nicht in der Feudalregierung ein Vasall auf eben diese Weise gegen seinen Herrn beschweren, der ihn verlassen hätte? Eine andere Chronik, die von der wunderbaren Unter-

stützung redet, welche der Himmel den Kreuzfahrern schickte, verfehlt nicht hinzuzufügen, daß ihnen diese Unterstützung wohl gebührte wegen ihres Eifers, die Sache Christi zu vertheidigen, und wegen ihrer Standhaftigkeit im Dienste Gottes. Also begleiteten die Traditionen und Gebräuche Europens diejenigen nach Asien, welche für das Erbe Jesu Christi oder für das Reich des Himmels kämpfen wollten; man folgte den Königen und Fürsten, als den großen Vasallen des Gottes der Heerschaaren, und die Macht der aus dem Abendlande mitgebrachten Gewohnheiten war so groß, daß in allen durch die Waffen der Kreuzfahrer eroberten Ländern die Feudalregierung sich wie von selbst einrichtete *).

Wir haben die unter den Fahnen der Fürsten und Könige versammelten christlichen Heere gezeigt; gehen wir jetzt zu den Mitteln über, die man hatte, für ihren Unterhalt zu sorgen. Bei dem ersten Kreuzzuge war, wie wir gesagt haben, in dieser Hinsicht nichts geordnet. Die Anführer verkauften oder verpfändeten ihre Ländereien, und Jeder nahm Geld, wo er es fand; man plünderte die Juden, man beraubte die Christen, und vorzüglich die Griechen; wenn es aber an Beute fehlte, litt man geduldig Hungersnoth und alle Übel eines entfernten Krieges. Eine Chronik berichtet uns, daß beim Concilium von Clermont der Papst zu den Gläubigen gesagt hatte: »Wenn Ihr kein Geld habt, so wird Euch die göttliche Barmherzigkeit dasselbe verschaffen.« Jedermann weiß, daß diese Verheißung des Papstes von ihrer Erfüllung weit entfernt war, und die Geschichte sagt uns, wie man dem abhalf.

Das Übermaß der Trübsal erzeugte endlich Vorsicht, und schon beim zweiten Kreuzzuge wurde der Gebrauch eingeführt, zum Unterhalt der christlichen Heere Steuern zu erheben. Wir haben nicht genau erfahren können, welche Mittel man in

---

*) Als man nichts mehr als Unglücksfälle erfuhr, als die Herren bemerkten, daß die Kreuzzüge ihre Einkünfte und ihre Macht verschlangen, weigerten sie sich, nach Palästina zu gehen, weil sie fürchteten, sich zu Grunde zu richten. Ludwig IX. war daher gezwungen, den Rittern und Baronen einen Sold zu geben, um sie mit sich jenseits des Meeres zu führen. (Man sehe die Erläuterungen zum VI. Bande dieser Geschichte.)

Deutschland anwendete, um die Ausgaben für Conrads Heer zu decken; aber in Frankreich erhoben sich überall Klagen, vorzüglich von Seiten der Geistlichkeit, welche man beraubte, und als nun Unglücksfälle eintraten, verfehlte man nicht, die Ursache derselben in dem Verfall des Volkes und der Kirchen zu finden.

Die Statuten der französischen und englischen Barone wegen Erhebung des saladinischen Zehnten verordneten, daß die Geistlichkeit und alle Laien, mochten es Krieger oder Andere sein, den zehnten Theil ihrer Einkünfte und ihrer beweglichen Habe erlegen sollten. Die Einsetzung dieses Zehnten, deren Text ist aufbewahrt worden, verheißt den Segen des Himmels demjenigen Christen, »welcher fromm und ungezwungen dasjenige bezahlen wird, was er schuldig ist.« Dies war ein Aufruf an die christliche Liebe und das Gewissen der Gläubigen; indessen setzte man in Frankreich Commissarien zur Beitreibung der Abgaben ein, und wenn wir den englischen Geschichtschreibern glauben, so verurtheilten die Verordnungen Heinrichs II. und Richards diejenigen zum Gefängniß, die sich weigerten, die Summen zu entrichten, welche man im Namen Jesu Christi von ihnen forderte. Da die Geistlichkeit nicht geschont wurde, so beklagte sich dieselbe sehr bitter. Man beschuldigte die bekreuzten Fürsten, sie hätten einen Krieg nicht für die Kirche, sondern gegen dieselbe beschlossen, sie hätten den Weinberg des Herrn im Voraus der Wuth der Türken übergeben. Um sich eine Vorstellung von der Unzufriedenheit der Geistlichen zu machen, muß man vorzüglich die heftigen Declamationen Peters von Blois lesen. »Warum,« sagt er, »müssen diejenigen, welche für die Kirche kämpfen, die Kirche selbst zu Grunde richten? Es ist im Gegentheil ihre Pflicht, sie mit der Beute des Feindes, mit den Schätzen des Sieges zu bereichern. Glauben denn die Fürsten des Jahrhunderts, Christus, welcher selbst die höchste Gerechtigkeit ist, betrachte mit günstigem Auge eine ungerechte, kirchenräuberische Abgabe? Wenn die Meinung der Christen diejenigen, welche nicht von ihren Gütern den Armen geben, zu den Flammen der Hölle verdammt, zu welcher Strafe muß man alsdann diejenigen verurtheilen, welche die Güter der Armen und der Kirche rauben?« Dies waren die Beschwerden der Geistlichkeit; allein

alle diese Klagen hinderten es nicht, daß der vom Oberhaupt der Kirche gebilligte »saladinische Zehnte« im ganzen Abendland erhoben wurde.

Späterhin erließ Innocenz III. an alle Gläubigen, an die Bischöfe, Äbte und Prioren, an alle Kapitel, Städte und Flecken ein Circular, worin er sie beschwor, es möchte Jeder nach seinen Kräften eine gewisse Anzahl von Kriegern stellen, sowie auch für Alles sorgen, was nöthig sei, dieselben drei Jahre lang zu erhalten *). Jedes Mal, wenn man einen neuen Kreuzzug predigte, beschäftigten sich die Päpste, die Concilien und die Könige damit, eine Auflage ausfindig zu machen und die Hülfsgelder für den Krieg zu reguliren, und bald belegte man die Geistlichkeit mit dem zwanzigsten, bald mit dem vierzigsten, bald mit dem hundertsten Theil ihrer Einkünfte. Zuweilen wurde die Geistlichkeit allein mit Abgaben belegt, zuweilen geschah dies allen Gläubigen, und diese Steuern wurden mit größerer Strenge erhoben als alle andern. Unter der Regierung des heiligen Ludwig wandte sich die französische Geistlichkeit zwei Mal mit ihren Reclamationen an den Papst; allein dieser wies ihre Bitten zurück und drohte sogar den Bischöfen, sie zu excommuniciren **).

Die Predigermönche und Minoriten, die Gregor IX. nach England geschickt hatte, um die Abgabe für den Kreuzzug zu erheben, erschöpften, wie Mathieu Paris sagt, dieses Königreich dermaßen, »daß viele Einwohner gezwungen wurden, ihr Land zu verlassen und um Almosen zu betteln.« Alles zeigt an, daß Deutschland eben nicht mehr geschont wurde als die andern Länder, von denen wir geredet haben; auch ging der Widerstand der deutschen Geistlichkeit zuweilen bis zur Gewalt, wie man es beim Concilium zu Wisby sah, wo der Neffe des römischen Legaten getödtet wurde, und das Leben des Legaten selbst in der größten Gefahr schwebte.

Nichts beweist besser die Stimmung der Gemüther, oder die Unzufriedenheit und das Mißtrauen der Gläubigen, als die öffentlichen Vorsichtsmaßregeln, welche man im XIII. Jahrhun-

*) Man sehe dieses Schreiben in den Erläuterungen zum III. Bande.
**) Man sehe das XIV. Buch.

dert ergriff, um die Zehnten zu den heiligen Kriegen zu erheben. Da sich das Gewissen der Völker gegen diese Art von Auflage empört hatte, so ist es wahrscheinlich, daß man dieselbe nicht pünktlich entrichtete, und daß ihr Ertrag unzureichend wurde; auch sah man sich genöthigt, zu andern Mitteln seine Zuflucht zu nehmen. Man belegte die Juden bald mit dem Zehnten, bald mit dem Zwanzigsten von ihren Gütern, und zu wiederholten Malen forderte man ungeheure Summen von ihnen. Ferner nahm man die Christenliebe der Gläubigen in Anspruch, und Opferstöcke, welche in den Kirchen aufgestellt wurden, nahmen die freiwilligen Gaben der Frömmigkeit auf. Man verwendete zu den Unkosten der heiligen Kriege die frommen Vermächtnisse, deren Zweck nicht bestimmt angegeben war, sowie die Einkünfte der vacanten und der keiner Residenz unterworfenen Pfründen. Gegen den Anfang des XIII. Jahrhunderts dispensirten die Päpste diejenigen, welche das Kreuz genommen hatten, für Geld von der Verbindlichkeit, ihr Gelübde zu erfüllen; sehr viele derselben blieben also in ihrer Heimath, und der Kreuzzug wurde mit den Schätzen der reichen Pilger fortgesetzt, welche die Fahnen Jesu Christi verließen. Wir besitzen noch ein Schreiben vom Papst Honorius III., worin derselbe, »zum Unterricht für die Nachwelt,« uns eine genaue Angabe der ungeheuern Summen vorlegt, die er zur Belagerung von Damiette geschickt hatte und welche der Ertrag von dem Zurückkauf der Gelübde und von der Erhebung des Zwanzigsten waren *). Wir wollen hier nicht von der Austheilung der Indulgenzen reden, woraus die Kreuzzüge wenig Nutzen zogen und welche so unglückliche Folgen für die römische Kirche hatte.

---

*) Hier folgt das Ganze dieser Summen, welches man das Budget des Kreuzzuges nennen könnte: 126,818 Unzen Gold; 41,454 Mark Silbers; 11,888 Livres Silber; 123 Mark Gold; 25,642 Marabotinen (eine spanische Münze); 754 maximutkinische Oboten. — Man sehe die Briefe Honorius III. in den Erläuterungen zum III. Bande.

Zehntes Kapitel.

Verproviantirung und Unterhalt der christlichen Heere während der Kreuzzüge.

Dies ist noch ein Punkt, worüber uns die Geschichte wenig genaue positive Nachrichten gibt. Alle jene fränkischen Krieger, die niemals länger als zwanzig oder vierzig Tage unter den Fahnen der Lehnsherren blieben, wußten nicht viel von den Mitteln, sich für entfernte Kriege, die oft mehrere Jahre dauerten, mit Lebensmitteln zu versorgen. Jeder Anführer dachte ohne Zweifel darauf, sich für die Zeit der Reise zu verproviantiren; aber Alle waren unbekannt mit den Schwierigkeiten der Wege und den Räumen, welche sie zu durchziehen hatten, und selbst diese Unwissenheit erhielt die Kreuzfahrer nur zu oft in einer gefährlichen Sicherheit, und die am besten geordneten Schaaren konnten kaum Constantinopel erreichen, ohne die Schrecken des Hungers erdulden zu müssen.

Nach der Belagerung von Nikäa, wo die Griechen für alle Bedürfnisse gesorgt hatten, fanden die durch das glühende Phrygien ziehenden Kreuzfahrer keine andern Hülfsmittel, als das Getreide auf den Feldern, welches sie mit den Händen zerrieben. Noch weit schlimmer ging es den Heeren, welche nach der Einnahme von Jerusalem ankamen. Da sie durch ganz Kleinasien ziehen mußten, so nahmen sie Lebensmittel auf einige Tage mit, in der Hoffnung, ohne Hinderniß nach Khorassan, oder nach dem gelobten Lande zu gelangen; aber Hungersnoth und Krankheit überlieferten in Kurzem diese Menge dem Schwert der Türken.

Wenn sich die Pilger den Seeküsten näherten, dann brachten ihnen Schiffe Lebensmittel; allein diese Hülfe kam nicht immer zu rechter Zeit; und wenn sie auch kam, so litten die Pilger, denen es an Gelde fehlte, darum nicht weniger Hunger. Die Bewohner der Länder, durch welche die Kreuzfahrer zogen, flohen bei der Annäherung derselben und nahmen alles, was sie besaßen, mit sich fort, so daß die Christen in öden, unfruchtbaren Gegenden vorrückten und sogar nicht einmal hoffen konnten, der

Sieg würde ihnen helfen und die Beute eines Lagers, oder einer mit Sturm genommenen Stadt in ihre Hände geben.

Es war nicht bloß die Rede davon, sich mit Lebensmitteln zu versorgen, sondern auch dieselben fortzuschaffen. Es scheint, als ob bei weiten Zügen jeder Kreuzfahrer seine Lebensmittel selbst getragen hätte. Ansberg berichtet uns, daß ein Pilger, welcher mit dem Heere durch Kleinasien ging, nur noch ein Brot besaß; aber einen Muselmann, welcher neun Brote hatte, mit einem Pfeile tödete und sich dadurch auf zehn Tage verproviantirte. Bei der ersten Expedition bediente man sich der Wagen, auf die man aber bei schwierigen Wegen Verzicht leisten mußte. Friedrich I. ließ eine große Menge Wagen bauen, und zwar nicht allein zu den Lebensmitteln und zum Gepäcke, sondern auch für die Verwundeten. Alles wurde aber zurückgelassen, als man über den Bosporos gegangen war. Wie hätten auch Wagen, die mit beschlagenen Pferden und Ochsen bespannt waren, durch Felsen und Abgründe, und über steile Berge gelangen können, wo, nach dem Ausdruck einer Chronik, die Herren und Prälaten auf Händen und Füßen gingen wie vierfüßige Thiere?

Die Chroniken reden von den Handelsverträgen, die Friedrich mit dem Könige von Ungarn wegen der Lieferung von Ochsen und Hammeln abschloß. In einer ungarischen Stadt waren zwei große Gebäude mit Mehl und Hafer für die armen Kreuzfahrer angefüllt. Commissarien wiesen dem christlichen Heere Wohnungen an, wo man ihnen Baumfrüchte, Gartengemüse und Holz zum Feuer verabreichen sollte. Zu Philippopolis gab man nicht allein Wohnungen, sondern man vertheilte auch die Ländereien und Weinberge der Einwohner, so daß die Pilger Ernten und Weinlesen einsammeln und sich, wie in ihrem eigenen Lande, mit Lebensmitteln versorgen konnten.

Es geschah oft, daß die Kreuzfahrer ihre eigene Pferden essen mußten, wenn es ihnen an Lebensmitteln fehlte, oder wenn für die Pferde selbst kein Futter vorhanden war. Als bei einem Zuge Balduins, Grafen von Edessa, nach Jerusalem, die Pilger, wie Foucher von Chartres in seiner Chronik sagt, bemerkt hatten, daß die vom Hunger abgematteten Pferde nicht mehr gehen konnten, so entschloß man sich, sie zu essen, »damit

sie nur zu etwas gut wären.« Diese äußerste Noth war ohne Zweifel das Schmerzlichste für die Ritter, die nicht zu Fuße kämpfen konnten und sich im Handgemenge zuweilen in die Nothwendigkeit versetzt sahen, auf Eseln oder Ochsen zu reiten. Die Geschichte sagt uns, daß am Tage vor der großen Schlacht gegen den Fürsten Kerboga so wenige Pferde beim christlichen Heere vorhanden waren und man diesen Mangel so lebhaft fühlte, daß der Bischof von Puy durch eine feierliche Proclamation befahl, jeder Reiter, welcher sein Pferd behalten hätte, sollte das ihm noch übrigbleibende Getreide mit dem treuen Gefährten seiner Anstrengungen und Gefahren theilen. Auf einer so weiten Reise konnten die Kreuzfahrer ihre Lastthiere nicht erhalten. »Ihr würdet,« sagt Foucher von Chartres, »gelacht oder vielmehr, ihr würdet aus Mitleiden geweint haben, wenn ihr die armen Pilger gesehen hättet, wie sie Ziegen, Schweine und Hunde mit ihrem Gepäck beluden; die Rücken dieser Thiere waren zerdrückt von der Last, welche sie niemals getragen hatten.« Auf den schwierigsten Wegen verkauften die Kreuzfahrer Kleider, Gepäcke und was ihnen hinderlich war, um den geringsten Preis, oder warfen Alles in Abgründe; Alle hofften auf den Sieg, denn dieser allein schien damit beauftragt, sie zu nähren, zu kleiden und zu bewaffnen. Mit Lumpen bedeckt, zogen sie durch Kleinasien und Syrien, lebten an jedem Tage nur von dem, was sie fanden, und hatten oft weder Zelte noch sonstige Schutzmittel gegen Frost, Regen oder Hitze. An den Tagen des Sieges setzten sie sich an die für ihre Feinde bereiteten Tafeln, bemächtigten sich der Pfeile und andern Waffen der Sarazenen, und bekleideten sich mit den weiten Gewändern, Turbanen, oder seidenen Mützen der Orientalen, sowie mit Allem, was sie auf dem Schlachtfelde oder in den eroberten Städten fanden; man kann sich einen Begriff von dem wunderlichen Schauspiele machen, welches die christlichen Heere auf diese Art gaben. Auch sah man in den Gefechten zuweilen Pilger unter den Streichen ihrer Gefährten und Brüder fallen, die sie nicht erkannten. Man muß hinzufügen, daß die Kreuzfahrer sich selten den Bart abnahmen, daß ihr Antlitz mit Staub und Schmutz bedeckt, von der Sonne verbrannt und vom Hunger abgemagert war, wodurch sie vollends

unkenntlich wurden. Um so traurigen Mißgriffen zuvorzukommen, hatte der Erzbischof von Puy den Soldaten befohlen, die Bärte abzunehmen, ein metallenes Kreuz auf der Brust zu tragen und im Handgemenge mit lauter Stimme die Worte zu wiederholen: »Kyrie Eleyson.«

Das Elend der Kreuzfahrer entsprang fast immer aus ihrer eigenen Unvorsichtigkeit. Als sie an die Ufer des Orontes kamen, fanden sie eine Menge von Getreide und Lebensmitteln aller Art, und mitten in diesem Überflusse verschmähten sie die weniger schmackhaften Theile der Ochsen und Lämmer; aber einen Monat nach ihrer Ankunft, aßen sie, wie uns Foucher von Chartres erzählt, die Bohnenstengel, welche auszuschlagen begannen, und die stechenden Disteln, die sie nicht würzen konnten; sie verschlangen Hunde und Ratten; die Ärmsten nährten sich von der Haut dieser Thiere, und was schrecklich zu sagen ist, fügt unser Chronikenschreiber hinzu, die todten Mäuse und die Samenkörner, die sie im Unrath fanden, schienen ihnen Leckerbissen zu sein. Auf lange dauernden Zügen und selbst bei Belagerungen, schützte man sich nicht immer gegen den Mangel an Wasser und Holz, und oft wurden die Kreuzfahrer von heftigem Durste gezwungen, ihren Urin, oder das Blut ihrer Pferde zu trinken; man sah sie Wurzeln, den Unrath der Pferde und feuchte Erdschollen kauen; wenn man weder Holz, noch Rohr, noch trockene Kräuter hatte, um das Fleisch der Pferde und Saumthiere zu kochen, dann verbrannte man Sattel, Zelte, Bogen, Wurfspieße, und selbst Kleider.

Wenn die Kreuzfahrer vom Hunger gequält wurden, hätten sie oft keine andere Hülfe, als eine Provinz zu verheeren, und die Pilger, die zu Fuße waren, mußten alsdann die Felder durchstreifen, um Vorräthe zu sammeln. Wilhelm von Tyrus berichtet, indem er von einer Expedition gegen den Fürsten von Damas redet, daß dieselbe scheiterte, weil das christliche Fußvolk, welches das Heer versorgen sollte, von den Ungläubigen überfallen und zersprengt wurde. Die Kreuzfahrer schonten bei ihren kriegerischen Streifereien nicht immer die Christen und am wenigsten die Griechen. Die Pilger betrachteten Jesum Christum als den »höchsten Versorger« der Kreuzesheere, und die Beute der

Muselmänner, ja sogar manchmal die der Christen, wurde im Lager der Kreuzfahrer als Wohlthat des Himmels aufgenommen. Wir besitzen noch einen Brief von Innocenz III., welcher beweist, daß selbst das Oberhaupt der Kirche sich kein großes Gewissen über die Mittel machte, die man anwendete, sich Lebensmittel zu verschaffen, wenn es daran fehlte. Er sagte zu den Anführern des fünften Kreuzzuges: »Ihr seid dem Dienste des Gekreuzigten gewidmet, welchem die ganze Erde gehört. Im Falle man Euch die nöthigen Vorräthe verweigerte, so würde es nicht ungerecht sein, wenn Ihr Lebensmittel überall megnähmet, wo Ihr sie fändet, jedoch immer in der Furcht Gottes, in der Absicht, sie wieder zu erstatten, und ohne gegen irgend Jemand Gewaltthigkeiten zu üben.« In dem Rathe, welchen er den Pilgern gab, stützte sich der Papst auf das Beispiel Gideons, welcher, nachdem er für das Volk, welches er führte, vergebens um Brot gebeten hatte, die Fluren der feindlichen Städte verwüstete, und einen Theil der Einwohner mit den Kräutern des Feldes und den Dornen der Wüste aufrieb *). Es ist nicht nöthig zu sagen, daß die Kreuzfahrer von Natur geneigt waren, den Rathschlägen des Papstes zu folgen, und daß sie dieselben gar nicht abwarteten, um sich die Lebensmittel zu verschaffen, deren sie bedurften.

Man muß glauben, daß Habsucht oder Begierde, sich zu bereichern, den Pilgern zuweilen in ihrer Noth zu Hülfe kam, und daß oft die Vorsorge des Gewerbfleißes die der Könige und Fürsten ersetzte. Wenn die gleichzeitigen Chroniken eine Hungersnoth beschreiben, so verfehlen sie niemals, über die ungeheure Theurung der Lebensmittel zu klagen, und dies beweist, daß im Gefolg der Heere sich Kaufleute befanden, welche Vorräthe verkauften. Wir finden in einer englischen Chronik eine durch Richard erlassene Verordnung über den Verkauf des Weines, Brotes und Fleisches im christlichen Heere. Trotz vieler Nachforschungen haben wir nicht erfahren können, welche Mittel man anwendete, um das Getreide zuzubereiten und in Mehl zu verwandeln. Die Documente, welche noch vorhanden sind, be-

*) Spinas deserti et tribulos contrivit cum eis, et comminuit viros Socchob.

schränken sich darauf, uns zu sagen, daß die Kreuzfahrer Handmühlen hatten, als sie durch Kleinasien und unter die Mauern von Antiochia zogen. Die Geschichte fügt hinzu, daß man zur Handhabung dieser Mühlen die muselmännischen Weiber gebrauchte, welche das Kriegsglück in die Hände der Christen hatte fallen lassen. Gauthier Vinisauf berichtet, daß die Deutschen bei der Belagerung von Ptolemaïs eine Maschine erbauten, um Getreide zu mahlen. Diese Maschine, welche aussah wie ein festes Schloß, wurde durch Pferde in Bewegung gesetzt, und die Mühlsteine drehten sich mit einem so heftigen Geräusch, daß die Muselmänner dieses neue Gebäude für eine Kriegsmaschine hielten und von Schrecken ergriffen wurden.

Wenn man den Landweg verließ und den Weg zur See einschlug, war es weniger schwer, die christlichen Heere mit Lebensmitteln zu versorgen, und dennoch wüthete unter der Menge der Kreuzfahrer jedes Mal der Mangel, wenn man durch die Belagerung einer Stadt, oder einen unerwarteten Widerstand des Feindes aufgehalten wurde. Während der Belagerung von Akre trat eine so furchtbare Hungersnoth ein, daß man Ritter sah, welche vom Hunger getrieben, öffentlich den Kaufleuten Brot stahlen. Eine Chronik berichtet, daß Ludwig IX. hinlängliche Lebensmittel nach Syrien hatte schaffen lassen, um zwanzigtausend Mann zehn Jahre lang zu ernähren; als aber das französische Heer Damiette verließ, war nichts von allen diesen Vorräthen mehr übrig, und unter den Plagen, welche die Kreuzfahrer an den Ufern des Thanis drückten, war die Hungersnoth nicht die kleinste. Der einzige Kreuzzug, wo sich das Geschrei des Hungers nicht in das Brausen des Kampfes und die Hymnen des Sieges mischte, war der gegen Constantinopel; denn die Venetianer hatten sich verbindlich gemacht, das Heer der Kreuzfahrer auf ein Jahr zu verproviantiren, und dieser Vertrag wurde treulich erfüllt, weßhalb auch die Lebensmittel nicht mangelten.

Sanuti gibt die genausten Details über die Verproviantirung der Flotten, welche die Pilger nach dem Morgenlande führten; er berechnet die Ausgaben, welche die Lieferung der Lebensmittel verursachte, für zehn, für hundert, für tausend, und

für zehntausend Kreuzessoldaten. Er gibt die Vorräthe an, womit man sich zu versehen hatte; er sagt, zu welchem Preis man die Lebensmittel kaufen und wie man sie austheilen mußte. So gab also die weise Vorsorge nützlichen Rath; allein dieser Rath wurde selten befolgt, und der Mangel richtete fast immer große Verwüstungen unter den Kreuzfahrern an. Es starben weit mehr Pilger durch den Hunger, als durch das Schwert; auch suchten sich unsere frommen Chronikenschreiber zu überreden, diejenigen, welche aus Hunger stürben, wären ebenfalls Märtyrer und müßten in den Himmel gelassen werden, um sich von dem Brote der Engel zu nähren. Wenn wir die Mittel sehen, die man hatte, um so entfernte Expeditionen, wie die nach dem Morgenlande, zu unternehmen und fortzusetzen, und wenn wir dieselben mit den Hülfsquellen vergleichen, die man heut zu Tage für den gewöhnlichsten Krieg eröffnet, dann fühlen wir weit mehr, wie viel Muth und Ergebung die Generationen besaßen, welche die Kreuzzüge machten. Man muß hinzufügen, daß die meisten Pilger den Mangel um so mehr ertrugen, als sie diese Plage oft in ihrem eigenen Lande zu leiden hatten. Menschen, die sich von allem nährten was sie fanden, sogar vom Fleische der Sarazenen, konnten besser als viele Andere, den schrecklichen Prüfungen eines Kreuzzuges widerstehen, und verdienten wohl, daß ihre Feinde sie »ein eisernes Volk« nannten.

Elftes Kapitel.

Die Waffen der Kreuzfahrer, und ihre Art zu kämpfen.

Um zu wissen, was für Waffen die Kreuzfahrer hatten, würde es hinreichend sein, diejenigen zu kennen, deren man sich im Mittelalter bediente. Man konnte in diesen Kriegen, wo zwanzig verschiedene Völker nebeneinander kämpften, nicht gleichförmig bewaffnet sein; wir begnügen uns daher, von den am allgemeinsten gebräuchlichen Waffen zu reden. Trutzwaffen waren: Die Lanze von Espen- oder Eschenholz, die sich in eine eiserne Spitze endigte und meistens mit einem Fähnchen geziert

war; das lange breite, einschneidige Schwert; mehrere Arten von Pfeilen und Wurfspießen; die Axt und die Keule. Unter den Schutzwaffen zeichneten sich die entweder ovalen, oder viereckigen Schilde aus; ferner das aus Stahldraht geflochtene Panzerhemd, der Helm, auf welchem sich der Helmschmuck, und die Helmdecke befanden; der Waffenrock; das Ueberkleid von Leder, oder von Tuch, mit Wolle gefüttert, und endlich der Panzer von Stahl oder von Eisen. Nirgends sehen wir, daß die Kreuzfahrer, hauptsächlich bei ihren ersten Zügen, mit einer schweren Rüstung wären bedeckt gewesen, gleich den Kriegern des funfzehnten Jahrhunderts, und eine solche Bewaffnung würde auch zu unbequem gewesen sein, um durch unbekannte Länder zu ziehen, durch Flüsse und Gebirge zu gehen und den Krieg in ferne Himmelsstriche zu versetzen.

Die Lanze der Kreuzfahrer richtete bei dem ersten Zuge, wo die Sarazenen sich dieser Waffe noch nicht bedienten, große Verwüstungen an. Das Schwert der Franken mußte furchtbare Streiche führen, wie man aus den mannhaften Thaten Gottfrieds von Bouillon, des Kaisers Conrad, Roberts von der Normandie und mehrerer anderer Kreuzesritter schließen kann. Ihre mit Wolle gefütterten Schilde und Panzer waren hinreichend, um die Pfeile der Muselmänner abzuhalten, oder ihnen die Kraft zu nehmen; wenn uns die Chronikenschreiber auf dem Schlachtfelde die mit Pfeilen gleichsam gespickten Kreuzfahrer zeigen, so ist der Ausdruck, daß sie Stachelschweinen glichen, bei ihnen sehr gewöhnlich. Ein englischer Schriftsteller vergleicht Richarden, wie er mit von Pfeilen durchstochenen Kleidern aus dem Handgemenge kommt, mit einem Kissen voller Nadeln. Die europäischen Pilger mit ihren hölzernen, ledernen oder stählernen Schilden, ihren schwarzen Panzern, eisernen oder ehernen Helmen, ihren Leibröcken von Sarsche aus Rheims, und ihren mit Panzerringen bedeckten Rossen, zeigten dem Morgenland ein neues Schauspiel. Die Sarazenen, welche bei der Belagerung von Ptolemais sie von den Höhen des Karuba aus erblickten, wie sie in Menge aus ihrem Lager hervorströmten, glaubten, wie die arabischen Chroniken sagen, beschuppte Schlangen und unzählige Ameisen zu sehen, welche einherliefen und sich auf weiten

Ebenen ausbreiteten. Jedem Raoul von Caen von der Schlacht von Dorylänm spricht, zeigt er uns die Kreuzfahrer, wie sie ihre Lanzen schwingen, das Schwert ziehen und die Brust mit ihren ausgeschweiften Schilden bedecken. Wenn man den gleichzeitigen Chroniken glaubt, so sagte der Sultan von Nikäa zu den Arabern, welche ihm seine Flucht vorwarfen; »die Lanzen der Franken glänzen wie strahlende Gestirne, ihre Panzer und Schilde werfen Feuer von sich wie das der Morgenröthe im Frühjahre, und das Dröhnen ihrer Waffen ist furchtbarer als das Rollen des Donners.«

Die Kriegsmaschinen, die man in den Kreuzzügen anwendete, waren dieselben, wie bei den Römern. Man sah den »Widder,« einen starken, mit einem Eisenkolben versehenen Balken, den man mit Tauen und Ketten gegen die Mauern trieb; das »Schutzdach,« welches die Arbeiter schützte und durch Leder und Ziegeln gegen Eisen und Steine gedeckt war; den »Pluteus« und den »Vineus,« welche mit einer Ochsen- oder Kameelhaut bedeckt waren und worunter sich Krieger stellten, um diejenigen zu schützen, welche Sturm liefen; »Katapulten« und »Ballisten,« mit denen man ungeheure Wurfspieße, Felsenstücke, ja zuweilen sogar Menschenleichname und todte Thiere fortschleuderte, endlich die aus mehrern Stockwerken bestehenden Rollthürme, deren Zinnen die Mauern beherrschten und gegen welche die Belagerer kein anderes Vertheidigungsmittel hatten, als das Feuer. Bei den Belagerungen von Jerusalem, Ptolemaïs und Damiette erfanden oder vervollkommten die Kreuzesritter sehr viele Maschinen, welche Schrecken unter den Sarazenen verbreiteten. Die gleichzeitige Geschichte hat weder den rollenden Thurm Gottfrieds von Bouillon vergessen, dessen sogar der Ritter Follard erwähnt, noch jene schwimmende Maschine — das Werk eines armen Priesters aus Cöln — mit deren Hülfe die Christen sich des mitten im Nil stehenden Thurmes bemächtigten.

Beim ersten heiligen Kriege bediente man sich der Armbrust, wovon uns Anna Komnena eine Beschreibung hinterlassen hat; indessen entsagte man dieser Waffe bei den folgenden Kreuzzügen, weil das lateranische Concilium sie als zu mörderisch verboten hatte. Dieses Verbot, welches durch die Päpste und

durch mehrere Concilien erneuert wurde, verdient die Aufmerksamkeit der Geschichte zu fesseln. Man hat bemerkt, daß die Kreuzfahrer in der Kriegskunst fast gar nichts von den Muselmännern entlehnten. Jenes griechische Feuer, welches Joinville und seine Gefährten so sehr in Furcht setzte, flößte ihnen nicht einmal den Gedanken ein, es nachzuahmen und gegen ihre Feinde anzuwenden.

Eine Bemerkung, die man zur Ehre der Krieger aller Zeiten machen kann, ist die, daß wahre Tapferkeit niemals Waffen gesucht hat, welche den Tod auf dem Schlachtfelde vervielfältigten, und aus diesem Grunde unterwarfen sich die Ritter den Decreten der Kirche so leicht, welche ihnen den Gebrauch der Armbrust untersagten. In der That nehmen die mörderischen Waffen der persönlichen Tapferkeit einen großen Theil ihres Übergewichts und ihres Ruhms, und man würde nicht Unrecht haben, zu denken, daß die wirksamsten Mittel, das Menschengeschlecht im Kampfe zu zerstören, dem Menschen durch den Geist der Furcht sind enthüllt worden. Mit Vergnügen wiederholt es bei dieser Gelegenheit die Geschichte, daß das griechische Feuer von einem Volke ausging, welches seinen kriegerischen Ruf schon verloren hatte, und daß späterhin das Schießpulver, anstatt eine Erfindung der Feldlager zu sein, in der friedlichen Einsamkeit eines Klosters entdeckt wurde.

In jedem christlichen Heere befanden sich Waffenherolde, welche die Befehle der Anführer bekannt machten und den Heerbann ausriefen, mittelst dessen man von Städten und Provinzen Besitz nahm. Mitten im Heere flatterte, von einem Grafen oder Ritter getragen, die Fahne des Kreuzes; es war die Oriflamme von Saint-Denis, oder die Fahne des heiligen Petrus, oder auch eine andere, vom Papst geweihte Fahne. Jede Schaar hatte noch ihre besondere Fahne, um welche sich die Kreuzfahrer »eines Landes« und »einer Sprache« versammelten; auf dieser Fahne sah man die Wappen und die unterscheidenden Farben der Bannerherrn, welche ihre Vasallen zum Kreuzzuge führten. Bei mehrern heiligen Kriegen hatten die Kreuzfahrer ein Panier, welches die lateinischen Chroniken »Standard« nennen und welchem die Italiener den Namen »Carrocchio« gaben. Der Standard

war ein auf vier Rädern stehender dicker Balken, von welchem herab eine Fahne wehte. Man pflegte vorzüglich bei Gefechten, welche in einer Ebene geliefert wurden, die Deckung der Standard einer auserlesenen Schaar anzuvertrauen; in die Nähe dieses Banners trug man die Kranken, die Verwundeten und auch zuweilen die todten Krieger, deren Andenken man ehren wollte.

Die gleichzeitigen Chroniken sind voll Anreden, die während der Gefechte gehalten wurden. »Setzet,« sagte Richard zu den Soldaten des Kreuzes, welche in Schlachtordnung vor Jaffa standen, »setzet der Gefahr einen unerschrockenen Geist entgegen; die Feinde stehen auf allen Wegen, und die Flucht versuchen hieße dem Tod in den Rachen laufen. Nehmet dankbar die Märtyrerkrone hin; laßt uns aber vorher unsern Tod rächen und Gott für die Gnade danken, die er uns gewährt, für ihn zu sterben.« Ein Augenzeuge berichtet, daß Richard, nachdem er diese Ermahnung ausgesprochen hatte, hinzufügte, er würde denen »die Köpfe abhauen,« welche aus ihren Gliedern träten. Auf diese Art redeten die Oberhäupter der Kreuzzüge zu den Pilgern; indessen glauben wir, daß sie nicht alle die von den Chronikenschreibern angeführten Reden wirklich gehalten haben. Alles, was man sagen kann, ist, daß sie sich stets an der Spitze ihrer Geschwader befanden und daß die Schaaren, die sie führten, hauptsächlich durch ihr Beispiel angefeuert wurden.

Die christlichen Heere führten eine kriegerische Musik bei sich, welche das Zeichen zum Kampfe gab. Die gebräuchlichsten Instrumente waren eherne Trompeten, hölzerne, eiserne, goldene oder silberne Hörner, Sistern, Harfen, Pauken und Reitertrommeln. Ein Geschichtschreiber des ersten Kreuzzuges berichtet, daß bei der Menge der nach dem Morgenlande ziehenden Kreuzfahrer die Luft von einer kriegerischen Symphonie ertönte. Der Mönch Robert sagt: »Als die Kreuzfahrer gegen Askalon vorrückten, belebte der vom fernen Echo wiederholte Schall der Zinken, Sistern und Trompeten die Soldaten des Kreuzes und verbreitete Schrecken in den feindlichen Lagern.« Wir lesen bei Albrecht von Aix, daß die Christen, als sie von einem Zuge an das Meerufer nach Jerusalem zurückkehrten und durch die Ge-

birge von Judäa zogen, plötzlich zum Siegeszeichen Hörner, Zinken und Trommeln ertönen ließen; die von diesem Geräusch erschreckten wilden Thiere flohen nach allen Seiten hin, und die in ihrem Flug aufgehaltenen Vögel des Himmels fielen vor Schrecken mitten in die Schaaren der Christen nieder. Marino Sanuti verlangt in seinem, dem Papste vorgelegten Kreuzzugsproject, es sollten sich bei dem Heere, welches dazu bestimmt würde, die Ungläubigen zu bekämpfen, Flöten, Trompeten, Leiern und Zinken befinden, damit die bald sanfte, bald kriegerische Harmonie die Pilger wechselsweise erfreuen und ihren Muth entflammen, in den Reihen des Feindes aber Schrecken verbreiten könnte.

Alle Völker Europens bedienten sich im Kampfe des Feldgeschreis; das der ersten Kreuzfahrer, welches man auch beim Concilium zu Clermont vernahm, war: »Gott will es,« (Deus lo vult, Dieix lo volt.) Später fügte man noch den Ruf hinzu: »Gott helfe« (Dieu aix), dessen fast in allen gleichzeitigen Chroniken Erwähnung geschieht. Außer diesem allgemeinen, hatte jede Nation ihr besonderes Feldgeschrei, wie sie auch ihre besondere Fahne hatte. Raoul von Caen berichtet, daß in der Schlacht vor Doryläum der Herzog Robert die Sarazenen mit dem Rufe angriff: »Auf mich, Normandie!« Die Provençalen riefen, wie Raymund von Agiles sagt, während ihres Zuges durch Makedonien den Namen Toulouse. Das Feldgeschrei wurde bei allen morgenländischen Zügen verändert. Richard Löwenherz rief in der Schlacht von Arsuf: »Gott hilft seinem Grabe!« Mit dem Rufe: »Flandern und Montferrat,« rückten die Kreuzfahrer — die Sieger von Constantinopel — gegen die Griechen vor; unter dem Geschrei: »Montjoie-Saint-Denis!« landeten die Gefährten Ludwigs IX. in Ägypten. Als Johann von Brienne Damiette belagerte, begannen beim letzten Sturme die Christen, welche zuerst auf den Wall gelangten, zu schreien: »Kyrie eleyson,« und das Heer antwortete: Gloria in excelsis! Das Feldgeschrei der Könige von Jerusalem war: »Dem siegreichen Christus! Dem Reiche Christi!« Wir haben in der Geschichte gesehen, daß die Namen des heiligen Georg, des heiligen Demetrius und des heiligen Mercurius oft auf dem Schlachtfelde ertönten. Die liebsten Kriegsrufe für die aus ihrem Vaterlande verbannten

Pilger waren unstreitig die Namen der Provinzen und Reiche, die sie für die Sache Jesu Christi verlassen hatten. Die Wörter »Frankreich, Österreich, England, Deutschland« mußten mehr als einmal die Tapferkeit der Franken in den Ebenen von Asien beleben und dienten dazu, die Soldaten des Kreuzes an den Ufern des Orontes, des Nil und des Jordan wieder zu sammeln.

Zwölftes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Bei ihren Zügen durch unbekannte Gegenden hatten die Kreuzfahrer die meisten Gefahren zu bekämpfen, das meiste Elend zu erdulden. Man hatte die Gewohnheit, das Gepäck und die Menge der unbewaffneten Pilger in die Mitte des Heeres zu nehmen; allein man konnte diese Ordnung nicht lange in Heeren beibehalten, welche vom Hunger verfolgt wurden, und bei einer Menschenmenge, welche unsere alten Chroniken mit einem Reisbund ohne Band, mit Sand ohne Kalk vergleichen. Jeden Abend schlugen die Pilger ihre Zelte auf, ohne zu wissen, wo sie waren; am folgenden Morgen brachen sie wieder auf, ohne einen andern Führer zu haben, als den Anblick des Firmaments. Selten hatte ein Heer einen Vortrab, um nach dem Feinde zu forschen und die Gegend zu untersuchen, durch welche es zog. Auch wurden die unzählbaren Legionen oft beim ersten Angriff überwunden, und die geringste Niederlage war zuweilen das Zeichen einer allgemeinen Flucht, oder Vernichtung. Am meisten schadete den christlichen Heeren bei ihren Zügen der Umstand, daß die verschiedenen Schaaren, aus denen sie bestanden, oft von einander getrennt blieben, und die Anführer nicht immer in Verbindung mit einander standen. Man wird sich erinnern, wie die ersten Banden der Kreuzfahrer, und die Kriegerschaaren Ludwigs VII. und Conrads in Kleinasien elendiglich umkamen; später wurden zwei Heere, nämlich das Johanns von Brienne und das Ludwigs IX., an den Ufern des Nil besiegt, weil man es vernachlässigt hatte, die Communication mit Damiette zu unterhalten, von wo sie ausgegangen waren.

Wir haben nicht genug positive Notizen, um die genaue Beschreibung eines Lagers im Mittelalter und bei den heiligen Kriegen zu geben. Ein Lager mußte nach Maßgabe der Örtlichkeit viereckig, dreieckig oder halbrund sein; die Gestalt eines länglichen Vierecks war für die Vertheidigung am vortheilhaftesten. Der Bezirk des Lagers war mit einem neun Fuß breiten und acht Fuß tiefen Graben umgeben; man baute um das Lager her Mauern von Erde, welche drei Fuß hoch waren, und außerhalb derselben wurden Palissaden gepflanzt. Um ein Lager aufzuschlagen, vermied man gewöhnlich die zu dürren Ebenen, die Ufer der Ströme und die Nähe der Berge. Ludwig VII. und der Kaiser Conrad mußten die Belagerung von Damas aufheben, weil sie ihr Lager in eine Gegend gelegt hatten, wo es ihnen an Wasser fehlte. Die Chronisten des dritten Kreuzzuges reden viel von dem Lager der Christen vor Ptolemaïs, welches einer großen Stadt glich; man hatte dort so viele Fortificationen errichtet, daß, nach dem Ausdrucke eines Augenzeugen, sogar die Vögel nicht hineinzubringen vermochten.

Die in unserer Geschichte beschriebenen Schlachten haben schon von der Art und Weise, wie die Kreuzfahrer kämpften, einen Begriff geben können. Jedermann weiß, daß im Mittelalter die Reiterei die eigentliche Kraft der Heere ausmachte. Die Kreuzesritter hatten kein Vertrauen mehr auf ihre Arme, sobald sie ihre Rosse verloren, und wir haben sie zuweilen lieber auf Kameelen, ja, sogar auf Eseln und Ochsen reiten, als zu Fuße kämpfen sehen. Die christliche Reiterei hatte in ihrem Gefolge immer eine beträchtliche Menge von Fußknechten, welche die Chroniken durch das lateinische Wort Vulgus bezeichnen und deren man sich bei den Belagerungen vortheilhaft bediente.

In großen Schlachten unterschieden die Kreuzeskrieger weder den rechten, noch den linken Flügel, noch das Centrum des Heeres; meistens waren sie in mehrere Schaaren getheilt, und jede Schaar wurde von einem Anführer befehligt, welcher den in einem Kriegsrathe festgesetzten Vorschriften gemäß handelte. Der Mönch Robert berichtet uns, daß in der dem Fürsten Kerboga gelieferten Schlacht das christliche Heer, in Pyramiden- oder vielmehr in Keilform geordnet, gegen den Feind anrückte.

Raoul von Caen gibt Tancreden die Ehre des Sieges bei Dory-läum und berichtet, daß der normannische Held Unordnung unter den Sarazenen verbreitete, indem er sich der Höhen bemächtigte. Wir sind nicht unterrichtet genug, um das kriegerische Talent würdigen zu können, welches die Befehlshaber in den heiligen Kriegen entwickelten; allein es scheint uns, als ob die Schlachten von Antiochia und Askalon, die des dritten Kreuzzuges, die Gegenwart der erfahrensten Anführer bezeugten. Wir können uns nicht enthalten, zu sagen, daß man in den unglücklichen Schlachten von Tiberias und Mansura nicht dieselbe Geschicklichkeit wieder erkennt.

Die Muselmänner rückten nie anders gegen den Feind an, als unter einem furchtbaren Geschrei und indem sie gewaltig auf ihre Schilde, Trommeln und Pauken schlugen. Die Geschichtschreiber sagen, daß dieser Lärm, welcher den Zweck hatte, den Muth der Krieger zu beleben, dieselben mit der Trunkenheit, oder vielmehr mit der Wuth des Sieges beseelte. Der Sultan von Nikäa, welchen die Franken mehrere Mal besiegt hatten, sagt uns, wie sich diese zum Kampfe bereiteten. »Sie erhoben ihre Lanzen, gingen reihenweise und beobachteten ein so tiefes Schweigen, als ob sie keine Stimme hätten; wenn sie dem Feinde nahe kamen« — wir wiederholen hier die Worte des muselmännischen Fürsten — »stürzten sie gleich hungrigen Löwen auf denselben, knirschten mit den Zähnen und erfüllten die Luft mit ihrem kriegerischen Geschrei.« Zuweilen öffneten die Sarazenen ihre Reihen, als wollten sie den Feind hindurch lassen, fielen aber alsdann in Menge über ihn her. Bei andern Gelegenheiten kämpften sie fliehend und bestrebten sich, die Christen in einen Hinterhalt zu locken. Der bloße Gedanke an Flucht, wäre sie auch nur verstellt, war der Tapferkeit der Franken im höchsten Grade zuwider. »Es gibt Leute,« sagt einer ihrer Geschichtschreiber, »welche diese Taktik der Türken als eine Geschicklichkeit betrachten; allein diese Geschicklichkeit ist im Grunde nichts als Treulosigkeit.« Die Kreuzfahrer waren unbekannt mit Ränken und Kriegslisten und Saladin selbst wirft es ihnen vor, dieses Mittel zum Siege vernachlässigt zu haben. Sich auf den Feind stürzen, welchen sie vor sich hatten, ihn mit offener

Gewalt angreifen — das war ihre ganze Taktik; als Richard bei der Schlacht von Arsuf befohlen hatte, ein gewisses Zeichen zu erwarten, um in die Reihen der Sarazenen einzubrechen, waren die christlichen Ritter trostlos, und als hierauf das muselmännische Heer ihre Schaaren bedrohte, »da gab es,« sagt die Geschichte, »keinen Fürsten, Grafen oder Baron, der nicht vor Schaam erröthete und sich durch diese Unthätigkeit dem Feinde gegenüber zu entehren glaubte.«

Oft zeigten die durch die Anstrengungen und Gefahren des Krieges geprüften Kreuzessoldaten die ganze Kraft, welche Subordination und Disciplin einem Heere geben können. Folgende Einrichtungen fanden bei den Schaaren Richards, welche übrigens nur zehn Rosse bei sich hatten, unter den Mauern von Joppe statt. Die zu Fuße Kämpfenden fielen mit dem rechten Knie auf die Erde, um mehr Festigkeit zu bekommen, stützten sich auf den linken Fuß und streckten mit der linken Hand ihre Schilde vor; in der rechten Hand hielten sie die Lanzen, deren Spitze sie gegen den Feind neigten. Zwischen zweien dieser Krieger und von den Schilden derselben gedeckt, stand ein Ballistarier; ein anderer Soldat spannte die Balliste, so daß es die Sache des einen war, sie zu spannen, und des andern, die Pfeile abzuschießen. Zweitausend auf diese Art aufgestellte Fußgänger, schlugen mehrere Mal, wenn sie der Stimme ihres Anführers gehorchten, das ganze Heer Saladins zurück.

Man muß gestehen, daß diese Wunder von disciplinirter Tapferkeit in der Geschichte der Kreuzzüge selten angetroffen werden; der religiöse Enthusiasmus, welcher die Kreuzfahrer beseelte, verschaffte ihnen mehr Siege, als ihre Taktik und die Geschicklichkeit ihrer Anführer. Am Tage vor der Schlacht beichteten die christlichen Krieger ihre Sünden und empfingen das Abendmahl, »damit sie,« sagt eine alte Chronik, »gestärkt durch das himmlische Brot, leben und sterben konnten, wie es Kriegern Christi geziemt.« — Raoul von Caen sagt: »Beim letzten Sturme von Jerusalem zeigten sich die Priester in dem Schmuck ihres Standes mitten unter der Menge der Krieger, indem sie bald vor heiliger Freude weinten, bald Hymnen sangen, bald Leitern hinzu trugen. Die Ritter zogen einher vor diesen from-

men Männern und der tief aus dem Herzen kommende Ruf: Kyrie eleyson! stieg empor zum Throne des ewigen Richters. Als man das wahre Kreuz des Herrn wiedergefunden hatte, wurde dasselbe bei den Heeren geführt. Bei dem Siege von Ramla glaubten die Christen zu sehen, wie dieses wunderbare Kreuz sich nach allen Himmelsgegenden ausdehnte und bis zum Himmel emporwuchs *). Da das Holz des wahren Kreuzes mit Gold und Edelsteinen bedeckt war, so mußte es die Habsucht der muselmännischen Soldaten erregen und wurde deshalb oft ein Gegenstand der blutigsten Kämpfe. In der Schlacht von Tiberias, wo dieses verehrte Zeichen in die Gewalt Saladins fiel, ließen sich die Tapfersten des Heeres bei seiner Vertheidigung umbringen, und die arabischen Schriftsteller vergleichen die dem Kreuze zu Hülfe eilenden christlichen Krieger mit Schmetterlingen, die um ein Licht herum flattern. Am Tage vor dem Kampfe, wo Roger, Fürst von Antiochia, blieb, machte ein Waffenherold folgende Proclamation bekannt: »Auf das erste Trompetenzeichen greifen die Soldaten zu den Waffen; auf das zweite stellen sie sich in ihre Glieder, und auf das dritte vor dem Kreuze des Herrn.«

Die Soldaten Christi würden es nicht gewagt haben, das geringste Gefecht zu liefern, wenn sie nicht den Segen der Bischöfe empfangen hatten. Als das christliche Heer in den Ebenen von Gaza den Kharesmern gegenüber stand, zögerte man, das Zeichen zur Schlacht zu geben, weil der Patriarch von Jerusalem dem Grafen von Joppe seinen Segen verweigerte. Der Segen und die Indulgenzen der Kirche waren oft der Preis und Lohn einer rühmlichen That. Während der Belagerung von Damiette erhielt der römische Legat Pelagius die Pilger dadurch unter den Fahnen des Kreuzes und vermochte sie dazu, allen Gefahren zu trotzen, daß er ihnen die Gnade des Himmels nicht allein für sie selbst, sondern auch für ihre im Abendlande gebliebenen Familien versprach. Da der Schatz der Indulgenzen

*) Auch der Geschichtschreiber Abulfaragius schreibt den Sieg der Kreuzfahrer bei Ramla einem Wunder der himmlischen Macht zu. Der Herr erregte, wie dieser Schriftsteller sagt, einen heftigen Wind, welcher den Muselmännern den Staub in die Augen, sie selbst aber in die Flucht trieb.

unerschöpflich war, so verschwendete man diese heilige Münze bei allen gefahrvollen Gelegenheiten. Nach der Schlacht, wo Bohemund gefangen wurde, hatten mehrere Prälaten ihr Heil in der Flucht gesucht; der Erzbischof Bernhard bat seine Gefährten, seinem Rosse den Schweif abzuschneiden, der es am Fliehen hinderte, und versprach für diesen großen Dienst eine völlige Indulgenz. Von der Menge der fliehenden Christen kam ein einziger Ritter ihm zu Hülfe und erhielt den bischöflichen Segen. »Da nun,« fährt Raoul von Caen fort, welcher uns dieses Factum berichtet, »der Eine sein Heil in diesem, der Andere das seinige im künftigen Leben gesichert hatte, zogen Beide ganz ruhig zu Edessa ein.« Der Zug, den wir soeben angeführt haben, kann dem Leser ein Lächeln entlocken; wenn man aber die Geschichte der Kreuzzüge durchliest, dann erstaunt man über alle die Wunder von Tapferkeit, welche die im Namen des Himmels geleisteten Versprechungen erzeugten. Auf welche Art man auch heut zu Tage die Märtyrerpalmen und die Barmherzigkeit Gottes beurtheilen mag, welche als die erste bewegende Kraft und als der einzige Lohn der Tapferkeit dargestellt wurden, so muß man doch gestehen, daß jener Glaube an die Ewigkeit, und jener Gedanke an das künftige Leben, wovon die Kreuzfahrer mitten unter den Scenen der Vernichtung und des Todes durchdrungen waren, der Geschichte der heiligen Kriege eine Physiognomie und einen moralischen Charakter geben, die man beide in den rühmlichsten Kriegen der alten Zeiten nicht findet.

Dreizehntes Kapitel.

Disciplin der Kreuzfahrer.

Baudri und Robert, Geschichtschreiber des ersten Kreuzzuges, sagen uns, daß man nach der Belagerung von Archas, und als die Kreuzfahrer gegen Jerusalem vorrückten, diejenigen bestrafte, die gegen die Gesetze der Mannszucht fehlten, und daß man diejenigen, welche sie nicht kannten, darin unterrichtete *).

*) Man sehe das IV. Buch.

Das ist Alles, was sie uns von der Disciplin der Kreuzesfoldaten sagen.

Man hat in der Geschichte der Kreuzzüge bemerken können, daß die christlichen Krieger sich hauptsächlich in der Schule des Unglücks unterrichteten. Wenn sie Unfälle erfuhren, kehrten sie augenblicklich zur Furcht vor Gott und ihren Anführern, sowie zum Evangelium und zur Mannszucht zurück. Odo von Deuil gefällt sich darin, die Ordnung zu beschreiben, welche im Heere Ludwigs VII. herrschte, als dasselbe Laodikäa überfallen und besiegt hatte. Man hatte Jedem seinen Posten angewiesen, den er nicht verließ; Niemand trat aus dem Gliede, selbst nicht um die Angriffe der Türken zurückzuschlagen; viele Edle, die um ihre Rösse gekommen waren, hatten sich mit dem Bogen bewaffnet und stellten sich in die Reihen der Fußpilger. Der König selbst, »der Herr der Gesetze,« unterwarf sich der Mannszucht wie die Soldaten, und begab sich, während eine tapfere Schaar ihm folgte, überall hin, wohin die Gefahr seiner Waffengefährten ihn rief.

Oft erhoben sich Streitigkeiten zwischen den Rittern, oder den Kriegern zu Pferde und den Kreuzfahrern zu Fuß. Die Arbeiten, wozu das Fußvolk — hauptsächlich bei Belagerungen — gebraucht wurde, die Kämpfe, die es mit Vortheil bestand, erfüllten dasselbe mit einem blinden Vertrauen, und der Hochmuth machte es geneigt, seine Anführer gering zu schätzen. Wir haben gesehen, daß bei der Belagerung von Ptolemaïs eine undisciplinirte Menge plötzlich aus dem Lager hervorbrach, trotz des Befehles der Grafen und Barone, gegen die man Eifersucht erregt hatte. Diese Menge achtete nicht auf die Excommunication der Bischöfe, sondern stürzte sich lärmend auf das muselmännische Heer, welches fünftausend von diesen unbesonnenen Angreifern tödtete. Ein Chronikenschreiber macht bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung, welche den großen Haufen aller Zeiten und aller Länder vortrefflich schildert. »Die Wuth,« sagt er, »gewann es über die Klugheit, das Ungestüm über die Vernunft, die Anzahl über das Ansehen. Jedesmal, wenn das Volk durch eine Leidenschaft hingerissen wird, hält es Verwegenheit für Muth und erblickt keinen bessern Weg, als denjenigen, wel-

chen es einschlägt. In seiner Unvorsichtigkeit vermeidet es den, der es aufhalten, und achtet nicht auf den, der es leiten will.« Bei der Belagerung von Damiette, wo Johann von Brienne befehligte, beklagte sich der große Haufe der Fußpilger über die Unthätigkeit der Ritter und legte sich selbst den Ruhm aller den Muselmännern gelieferten Gefechte bei; die Edeln und Ritter hingegen, und alle Krieger, welche zu Rosse kämpften, konnten die beschimpfenden Behauptungen der Fußsoldaten nicht ertragen. Endlich erhitzten sich die Gemüther, und um den Streit zu beendigen, verließen Fußgänger und Reiter das Lager, Alle ungeduldig, ihren Muth auszuzeichnen und die Sarazenen zu besiegen. In der größten Unordnung rückte man gegen den Feind, und die Schlacht wurde begonnen, als die Anführer noch Rath hielten; aber bald verbreitete sich die schrecklichste Verwirrung in den Reihen, und das blinde Vertrauen verwandelte sich plötzlich in einen panischen Schrecken. Der König von Jerusalem, welcher die Kämpfenden wieder zu sammeln suchte, wäre beinahe durch das griechische Feuer verbrannt worden; eine große Menge Ritter und Fußknechte verloren das Leben oder die Freiheit, und die abgeschnittenen, mit Salz angefüllten Köpfe von fünftausend Kreuzeskriegern wurden dem Sultan von Kairo überschickt. »Auf diese Art,« sagt ein Chronikenschreiber, »übte Gott Gerechtigkeit an den Kreuzfahrern, welche nicht aus Liebe zu ihm, sondern aus eitler Ruhmsucht das Lager verlassen hatten.«

Ein Geschichtschreiber, welcher Augenzeuge war, sagt uns, daß man gegen das Ende eben derselben Belagerung strenge Strafen gegen die Kreuzfahrer und selbst gegen die Frauen verhängte, welche ihren Posten, oder den Ort der Gefahr verließen. Man verurtheilte die Schuldigen, die rechte Hand zu verlieren; und sie wurden ihrer Waffen, ja ihres ganzen Eigenthums beraubt. Diese peinliche Verordnung scheint gegen diejenigen gerichtet zu sein, denen es an Tapferkeit fehlte, was man aber in den Heeren der Kreuzfahrer selten fand, ob wir gleich sehen, daß die Pilger sich zuweilen durch Elend und Verzweiflung niederschlagen ließen, und in diesem Falle erfand man Wunder und erzählte himmlische Erscheinungen, um die betrüb-

ten Gemüther wieder emporzurichten. Die Leser werden sich erinnern, daß Bohemund befahl, die Häuser von Antiochia in Brand zu stecken, um die vom Hunger überwältigten Kreuzfahrer zu zwingen, daß sie sich auf die Wälle der Stadt begäben. Man nahm auch noch zu andern, außergewöhnlichen Mitteln seine Zuflucht, um die Soldaten zur Mannszucht zurückzurufen; aber unter Kriegern, welche so weit herkamen, um die Feinde zu suchen, die sie bekämpften, konnten nichts seltener und sogar unnützer sein, als Gesetze, welche die Furcht vor der Gefahr und das kleinmüthige Vergessen der Schwüre des Kreuzzuges bestraften.

Die Berichte, welche von der Expedition Friedrichs I. reden, sagen uns, daß man in einem zu Preßburg gehaltenen Rathe weise Verordnungen über die Mannszucht gemacht hatte. Wenn man eben denselben Berichten glaubt, so wachte der Kaiser mit großer Strenge über die Beobachtung derselben, vorzüglich was die Verhinderung der Räuberei betraf. Es war nicht leicht, in dieser Hinsicht Krieger im Zaume zu halten, denen es oft an Lebensmitteln fehlte und die sich in ihrer Noth überredeten, die ganze Erde gehörte den Soldaten Jesu Christi. Als Friedrich zu Nikopolis angekommen war, ernannte er funfzig Miliz-Beamte, welche in jeder Abtheilung des Heeres den Auftrag hatten, über die Vollstreckung der Gesetze zu wachen und allen Unordnungen vorzubeugen. Zwei Ritter von den Ufern des Rheins bezahlten mit ihren Köpfen eine Beinträchtigung der bekannt gemachten Gesetze. So wurde die Disciplin eingeführt und das Morgenland mußte darüber erstaunen, endlich ein abendländisches Heer zu sehen, bei welchem Ordnung und Subordination herrschten. Ein Chronikenschreiber, welcher die rühmliche Schlacht von Iconium berichtet, sagt, daß die Kreuzeskrieger einer solchen Gunst des Himmels nicht unwürdig gewesen wären, weil Liebe zur Mannszucht, Keuschheit und Eintracht im christlichen Heere geherrscht hätten. Die Emirn, welche dem Sultan Saladin den Zug und die Ankunft Friedrichs verkündeten, stimmten sämmtlich darin überein, die deutschen Krieger als Muster aller kriegerischen Tugenden darzustellen.

In jedem Gefecht untersagte man den Kriegern, sich vor

dem Siege bei der Plünderung des Feindes aufzuhalten. Nichts war in diesem Falle schwerer, als sich Gehorsam zu verschaffen, und die strengsten Verbote konnten nicht immer den Unglücksfällen zuvorkommen, welche die ordnungslose Sucht nach Beute herbeiführte. Zu den Ursachen der Indisciplin in den christlichen Heeren kann man auch die übertriebene persönliche Tapferkeit der Anführer und der Soldaten rechnen. Diese Tapferkeit kannte durchaus keine Gefahr, und jede gegen den Feind genommene Vorsichtsmaßregel schien ihr ein Zeichen der Schwachheit und Feigheit zu sein. Das Beispiel des wunderbaren Hundes, den man »den Hund unserer lieben Frau« nannte und welcher bei der Belagerung von Afrika die Kreuzfahrer vom Herannahen des Feindes benachrichtigte, charakterisirt sehr gut jene Sorglosigkeit in der Gefahr, jene blinde Sicherheit, welche man bei allen Kreuzesrittern findet. Man hatte indeß noch ein wichtigeres Übel zu fürchten, nämlich die Zügellosigkeit der Großen und die Feudalgewohnheiten, welche die Ritter zu den heiligen Kriegen mitbrachten. Wir haben gesehen, daß beim zweiten Kreuzzuge der Untergang eines blühenden Heeres aus dem Ungehorsam eines Anführers entsprang, für welchen Ungehorsam Gottfried von Rancon nur durch den Verlust seiner Befehlshaberstelle und seines kriegerischen Rufes bestraft wurde. Man weiß, daß sich Richard nach der Einnahme von Ptolemaïs weit mehr über die Nebenbuhlerei und Eifersucht der andern Anführer zu beklagen hatte, als über den Ungehorsam seiner Soldaten. Es gibt in den Annalen des heiligen Krieges nichts Seltsameres, als Friedrichs Heer, welches auf Befehl der Kirche sein Oberhaupt nicht mehr anerkennen wollte. Während die Kreuzfahrer in Palästina vorrückten, verfluchten die Einen den Kaiser, die Andern folgten ihm von fern, und Alle legten sich den Namen der christlichen Republik bei. Nur die Uneinigkeit der Muselmänner rettete damals das Heer der Pilger und öffnete demselben die Thore von Jerusalem.

Man hat sehen können, daß unter den Anführern der Kreuzzüge nicht immer die größten Monarchen diejenigen waren, die sich den meisten Gehorsam zu verschaffen wußten. Als Wilhelm Langschwert sich in Ägypten über die französischen Fürsten

und Barone zu beklagen hatte, sagte er zu Ludwig IX.: »Ihr seid also nicht König, da Ihr nicht Gerechtigkeit üben könnt?« Diese Worte drücken den Begriff aus, welchen man damals von der königlichen Würde hatte, und auch zu gleicher Zeit den Zustand von Unordnung, worin sich das christliche Heer befand. Man weiß, wie Ludwig IX. und sein Heer in die Gewalt der Sarazenen fielen, und welche Folgen die abenteuerliche Verwegenheit und die ungehorsame Tapferkeit des Grafen von Artois hatten.

Wir enthalten uns, hier das zu wiederholen, was wir schon so oft von den Ritterorden des heiligen Landes gesagt haben. Die Hospitaliter, die Tempelherren und die deutschen Ritter zogen immer wie ein einziger Mann zum Kampfe und ihre unerschrockene Miliz war gleichsam ein Schild für die christlichen Heere. Sie setzten ihren Ruhm in die Unterwürfigkeit gegen ihre Anführer, und selbst der Sieg konnte dem geringsten Ungehorsam nicht zur Entschuldigung dienen. Unglücklicher Weise hegten die aus Europa gekommenen Kreuzfahrer einige Eifersucht gegen sie und folgten weder ihrem Beispiel, noch ihrem Rathe.

Wir haben Alles benutzt, was wir in den Chroniken gefunden haben, um die Taktik und Disciplin der Kreuzfahrer zu schildern; zum Schlusse dieses Kapitels führen wir noch einige Kriegsmaximen an, welche Marino Sanuti in den »Geheimnissen der Gläubigen des Kreuzes« berichtet. Bei den kriegerischen Zügen und Unternehmungen muß Alles, was einem Heere nützlich ist, zum Schaden des Feindes gereichen. — Es ist besser, einen Rückenhalt hinter sich zu lassen, als vorwärts vom Heere viele Soldaten zu zerstreuen. — Eine kleine Anzahl wohlgeübter Leute geht ohne Mühe zum Siege; eine große ungeschickte Menge hingegen ist nur gut zur Flucht. — Die Natur schafft wenig Menschen mit einer starken unerschrockenen Seele; die Mannszucht erweckt den Muth bei einer großen Menge. — Ein Heer, welches in Unordnung vorrückt, ist immer in Gefahr. — Bei allen Vorfällen des Lebens kann man sich nach einem Fehler mit einer Strafe belegen; aber im Kampf ist jeder Fehler unverbesserlich, und die Strafe folgt immer auf dem Fuße. — Nichts ist schöner im Kriege, als ein wohlbewachtes Lager, wo

die Krieger ihre Tage und Nächte in vollkommener Sicherheit zubringen können, als wenn sie ihre eigene Stadt mitgebracht hätten. Wenn der Feind kommt, haben sie Zeit, sich zum Kampfe zu bereiten und fallen nicht unter dem Eisen wie gemeines Vieh. — Man braucht kein Schwert, um denjenigen zu besiegen, der für nichts im Voraus gesorgt und nicht die nöthigen Lebensmittel angeschafft hat. — Rufe viele Menschen zusammen, wenn Du Rath pflegen willst; was aber den Befehl betrifft, so handle allein. — Bei entscheidenden Gelegenheiten, wo von Leben oder Tod die Rede ist, gibt es keine Verzeihung, selbst nicht für die geringsten Fehler.«

Diese allgemeinen Grundsätze geben, wie man sieht, keine hinlänglich bestimmten Notizen über die Fortschritte der Taktik zu den Zeiten der Kreuzzüge; aber Sanuti sagt, daß diejenigen, welche mehr davon wissen wollen, es in den Schulen erfahren können, und dies beweist, daß der Krieg schon eine Wissenschaft war, in welcher man auch anderwärts, als in den Lagern und auf dem Schlachtfelde, Unterricht ertheilte.

Vierzehntes Kapitel.

Diplomatie der Kreuzzüge.

Um den Geist der Kreuzzüge gründlich kennen zu lernen, ist es nicht ohne Nutzen, zu wissen, in welchen Beziehungen, sowohl im Krieg als im Frieden, die Christen und die Muselmänner zu einander standen. Bei ihrer gegenseitigen Erbitterung war nichts schwieriger, als eine Annäherung, und der Verkehr zwischen zwei feindlichen Völkern, oder vielmehr zwei feindlichen Glaubensmeinungen, konnte nicht häufig sein. Das erste Beispiel, welches uns die Geschichte davon bietet, kommt bei der Belagerung von Antiochia vor; man weiß, daß damals eine Gesandtschaft von Kairo in das Lager der Kreuzfahrer kam. Die nicht sehr an die Sprache der Unterhandlungen gewöhnten, christlichen Krieger führten die Gesandten auf das Schlachtfeld; sie überließen es gewissermaßen dem Siege, für sie zu reden und

boten der ägyptischen Deputation die Köpfe der Überwundenen als ein Zeugniß ihrer Gesinnungen und ihrer Macht. Einige unserer Chroniken sagen uns, daß eine christliche Gesandtschaft die Abgeordneten des Khalifen nach Kairo begleitete. Wir haben zwar nicht viel bestimmte Nachrichten über den Zweck und das Schicksal dieser Deputation der Kreuzfahrer; wenn man aber nach den darauf folgenden Ereignissen und hauptsächlich nach der Schlacht von Askalon urtheilt, so muß man glauben, daß weder die Christen, noch die ägyptischen Muselmänner damals friedliche Gesinnungen hegten. Wir haben in unserm vierten Buche von den Abgeordneten geredet, welche der Emir von Ezas an die Kreuzfahrer, die Herren mehrerer syrischer Städte waren, abschickte und sie um Hülfe gegen den Fürsten von Aleppo bat. Man erinnert sich, daß es eine Taube war, welche zum großen Erstaunen der Pilger, dem muselmännischen Emir die Nachricht des mit Gottfried von Bouillon abgeschlossenen Vertrags überbrachte. Dieser Vertrag rettete übrigens keinesweges den Emir von Ezas, welcher später in die Hände seiner Feinde fiel und durch seinen Tod ein unnützes Bündniß mit den Schülern Christi abbüßte.

Nach der Errichtung des Königreichs Jerusalem mußten einige Beziehungen zwischen den Christen und den benachbarten muselmännischen Mächten entstehen. Die neuen Eroberer von Palästina beschränkten sich in ihren Unterhandlungen mit den Ungläubigen darauf, zu erklären, daß alle Städte von Judäa Jesu Christo und dem heiligen Petrus gehörten, deren Diener sie wären. »Warum,« sagten der Emir und der Kadi von Cäsarea zu den Christen, welche die Stadt belagerten, »warum wollt Ihr in unser Land fallen und uns den Tod geben, da doch geschrieben steht, daß Gott uns eben so, wie Euch, nach seinem Bilde geschaffen hat?« Die Christen antworteten: »Wir fallen nicht in Euer Land, sondern wir fordern ein Land zurück, welches dem Fürsten der Apostel gehört. Wir wollen Euch nicht umbringen; aber der Herr hat gesagt: Ich bin der Gott der Rache und das Schwert soll gezogen werden gegen diejenigen, so mein Gesetz überschreiten.« Dies war damals die Sprache der christlichen und der muselmännischen Diplomatie. Die mei-

sten Städte Syriens bezahlten den siegreichen Christen einen Tribut; der Schrecken allein, welchen die Krieger des Kreuzes einflößten, hatte die Verträge dictirt und führte den Vorsitz bei der Vollstreckung derselben.

Man sah zuweilen Offensiv- und Defensivbündnisse zwischen den Christen und einigen muselmännischen Fürsten; aber ein gegenseitiges Mißtrauen war immer hinderlich, daß diese Bündnisse irgend ein Resultat, oder nur einige Dauer hatten. Die Einen glaubten Jesu Christo zu mißfallen, wenn sie sich den Ungläubigen näherten; die Andern fürchteten den Zorn Mahomets, wenn sie ihre Fahnen mit denen des Kreuzes vereinigten. Die bemerkenswerthesten Unterhandlungen zwischen den Franken und den muselmännischen Mächten waren die des Königs Amaury von Jerusalem und des Khalifen von Kairo. Wir haben diese Unterhandlungen erzählt, bei welchen, zum großen Ärgerniß der Muselmänner, »der Fürst der Gläubigen« sich genöthigt sah, den christlichen Abgeordneten seine entblößte Hand zu reichen. Die ägyptischen Emirn, welche sich um die Gunst des Khalifen und um die Obergewalt stritten, riefen wechselsweise die Waffen Amaury's, und die des Sultans Nureddin von Damas, ihrem Ehrgeize zu Hülfe. Nun kamen nach und nach von den Ufern des Nil Abgeordnete, welche den Hoffnungen der Parteien und den Heeren schmeichelten, die das Land verwüsteten. Von beiden Seiten zeigte man mehr Tapferkeit als Achtung vor den Verträgen und den Gesetzen der Gerechtigkeit. Amaury, welcher zu gleicher Zeit betrogen und besiegt wurde, sah sich endlich gezwungen, Ägypten zu verlassen, und mitten unter allen diesen Revolutionen erhob sich die Macht Saladins, der endlich Herr von Damas, Kairo und Jerusalem wurde.

Beim dritten Kreuzzuge erwähnt die Geschichte der Verbindungen, welche zwischen den abendländischen Fürsten und den mächtigsten Monarchen Asiens eintraten. Die gleichzeitigen Chroniken berichten, daß aus Europa ein Gesandter des deutschen Kaisers, Namens Gerhard, abgegangen war, welcher am Hofe zu Kairo sehr gut aufgenommen wurde und von dem wir noch einen Bericht haben, der von einem langen Aufenthalt im Morgenlande zeugt. Saladin, seinerseits, hatte vor der Ein-

nahme der heiligen Stadt Gesandte nach dem Abendlande geschickt, welche mehrere Monate am Hofe Friedrichs Barbarossa blieben. Als nun der Kreuzzug unter den christlichen Fürsten war beschlossen worden, wollte Friedrich, voll Ehrfurcht für die Gesetze des Ritterthums, nicht gegen den neuen Eroberer von Palästina ziehen, ohne den Krieg durch eine feierliche Botschaft erklärt zu haben. »Es ist,« schrieb Friedrich an Saladin, »Unsere Pflicht als Oberhaupt des Reiches, die Stadt Jesu Christi zu vertheidigen; Wir melden Dir daher, daß Wir unterstützt durch die Kraft des Allerhöchsten, wenn Du nicht die Länder verlässest, welche Du eingenommen hast, vom Monat November an den Krieg und seine Zufälle wagen werden.« Nachdem der deutsche Kaiser auf diese Art seinen Entschluß erklärt hat, führt er die alte Geschichte an, um dem Sohne Ajub's zu beweisen, daß Ägypten, Syrien und viele andere Gegenden des Morgenlandes den Nachfolgern der Cäsaren gehörten. Man sieht hieraus, daß Friedrich keinesweges Palästina als Eigenthum Jesu Christi zurückforderte, sondern als eine Provinz des römischen Reiches, und das scheint bei den Kreuzzügen etwas Neues zu sein. Der Herr des deutschen Reiches zählt die Völker auf, die er herbeirufen kann, um seine Rechte zu vertheidigen; er nennt in seinem Briefe »die Bewohner der Rheinländer, die selbst während des Friedens die Waffen führen; die Jugend von Istria, welche keine Flucht kennt; die Böhmen, welche freudig zu sterben wissen; die Sueven, die Thüringer und die Franken, welche bekannt sind wegen ihrer List und Geschicklichkeit; die gewandten Völker der Alpen, die Polen, welche grausamer sind, als die Thiere ihrer Wälder, und die Pisaner die sich zur See furchtbar gemacht haben.« Saladin drückt in seiner Antwort erst einige Überraschung aus; dann ruft er den Namen Mahomets an und rechnet nun auch seine Macht her. »Du nennest,« sagt er, »die Völker Deines Reichs; allein sie kommen nicht der Zahl der muselmännischen Völker gleich. Wir gebieten den Beduinen, Arabern, welche allein schon unsere Feinde zurückhalten könnten, und den Turkomannen, welche hinreichend wären, die christlichen Krieger zu zersprengen. Phönicien, Ägypten und Syrien gehorchen Unsern Gesetzen; der Khalif

von Bagdad würde, im Fall es nöthig wäre, seinen Thron verlassen, um uns zu Hülfe zu kommen; wozu bedürfen wir aber so vieler vereinigter Streitkräfte? Sollten die Heere, welche in Jerusalem eingedrungen sind, nicht auch unsere Eroberungen zu vertheidigen wissen?« Der Sultan erinnert hierauf den Kaiser an die Unfälle der Christen in Asien und droht ihm, den Krieg bis nach Europa zu treiben. »Nein,« fügt er hinzu, »es ist Uns nicht genug, das Küstenland erobert zu haben, wo Wir Uns befinden; Wir werden auch, so es Gott will, über das Meer gehen und, unterstützt von der göttlichen Gerechtigkeit, Deine abendländischen Reiche unterjochen; denn wenn Du bis hierher kommen willst, wirst Du Dein ganzes Volk mit Dir nehmen müssen, und es wird Niemand zurückbleiben, um Deine Städte und Provinzen zu vertheidigen.« Zu derselben Zeit, wo der deutsche Kaiser eine Botschaft an Saladin erließ, schrieb er auch an seinen alten Verbündeten, den Sultan von Iconium, und bat denselben um freien Durchzug durch seine Staaten. Friedrich erhielt von diesem muselmännischen Fürsten eine friedlichere Antwort als von Saladin; als er aber nach Kleinasien kam, fand er dennoch das ganze türkische Volk gegen sich unter den Waffen. Wir haben an einem andern Orte gesagt, wie sich diese Unterhandlungen mit den muselmännischen Mächten endigten und welchen traurigen Ausgang die Expedition der Deutschen hatte.

Beim dritten Kreuzzuge, welcher so lange dauerte, mußte man wohl mehr als einmal die Nothwendigkeit fühlen, vom Frieden zu reden, und oft mischten sich Unterhandlungen den blutigsten Auftritten des Krieges bei. Damals zeigte Richard seinen wankelmüthigen, ungestümen Charakter, Saladin seine ruhige Festigkeit und seinen vorsichtigen Fanatismus; unter den Berührungen, welche das Bedürfniß des Friedens zwischen den christlichen und den muselmännischen Anführern erzeugte, bemerkt die Geschichte mit Vergnügen eine Art von Urbanität und ritterlichem Geiste, welcher einer andern Zeit anzugehören schien; wenn man sich aber erinnert, daß nach der Belagerung von Ptolemaïs das Oberhaupt des muselmännischen Heeres sich weigerte, die Verträge zu erfüllen, und daß der König von England die Nie-

dermetzelung mehrerer Tausend Geißeln und Gefangenen befahl, dann ist man wohl gezwungen, die Sitten und die Diplomatie eines rohen barbarischen Zeitalters wieder zu erkennen. Endlich schloß man einen Friedensvertrag, weil man von beiden Seiten keinen Krieg mehr führen konnte; allein die Gesinnungen der sich aus Nothwendigkeit einander nähernden Mächte waren so beschaffen, daß Richard, als er Palästina verließ, mit einem Heere wiederzukommen versprach, und daß Saladin, als er ein Jahr nach dem beschworenen Frieden zu Damas starb, noch immer den kühnen Gedanken nährte, seine Waffen bis nach Europa zu bringen.

Der Kreuzzug Friedrichs II. war nichts, als eine lange Unterhandlung. Der Kaiser hatte Gesandte an den Sultan von Ägypten geschickt. Als die Krieger des Kreuzes und die Vertheidiger des Islamismus einander gegenüber standen, beschäftigte man sich keineswegs damit, den Krieg fortzusetzen und Schlachten zu liefern, sondern die Geschichte zeigt uns zwei Fürsten, die sich in gleicher Verlegenheit befanden; Friedrich wurde nämlich von den Christen verachtet, der Sultan von Kairo von den Muselmännern verflucht, und Beide wünschten den Frieden aus Furcht vor ihren Verbündeten und ihren Soldaten. Eine gleichzeitige Chronik schreibt auch nur Gott allein den Ausgang dieser seltsamen Unterhandlung zu. »Während man,« sagt Richard von Saint-Germain, »wegen der Zurückgabe des heiligen Landes unterhandelte, entschied unser Herr Jesus Christus, welcher die Weisheit des Vaters ist, in seiner gewohnten Fürsehung, daß der Sultan dem Kaiser die Stadt Gottes zurückgeben sollte.« Obgleich Friedrich damals an den König von England schrieb, Gott hätte seine Macht bekundet und ihm die Thore Zions geöffnet, so beweisen doch wenigstens seine Nachgiebigkeit gegen die Sarazenen, und die Reden, welche die arabischen Chroniken ihm beilegen, daß er in seinen Unterhandlungen mit dem Sultan von Kairo das Ansehen der Kirche nicht zu Hülfe rief und Jerusalem nicht als das Erbe des Sohnes Gottes zurückforderte. Übrigens wurde niemals ein Vertrag selbst von denen, welche Nutzen daraus ziehen sollten, schlimmer aufgenommen, denn der Patriarch von Jerusalem hörte nicht auf, diese friedliche Erobe-

rung beim Papst und bei der Christenheit als ein Werk der Ruchlosigkeit, als eine Entweihung der Kreuzzüge zu bezeichnen.

Friedrich blieb indeß den Verträgen getreu, welche er abgeschlossen hatte und bewahrte seine Verbindungen in Asien sogar gegen den Willen des römischen Hofes, welcher es nicht dulden wollte, daß der Kaiser irgend einen Verbündeten, weder bei den Christen, noch bei den Muselmännern hätte. Vier Jahre nach seiner Expedition in Palästina empfing er in Sicilien die Gesandten des Sultans von Ägypten und des Alten vom Berge. Die ägyptischen Abgeordneten überbrachten ihm ein prächtiges Zelt, auf welchem die Bilder des Mondes und der Sonne den Lauf der Jahreszeiten vorstellten und die Stunden des Tages und der Nacht genau bezeichneten. Wir sehen bei Mathieu Paris, daß der deutsche Monarch einige Jahre später, nach der blutigen Schlacht von Gaza, eine Gesandtschaft an die Sultane von Kairo und von Damas abschickte und die Freiheit der Gefangenen forderte, wobei er die ungläubigen Fürsten nicht mit der Macht der Christenheit, sondern mit den Adlern Roms und Deutschlands bedrohte.'

Die Kreuzzüge des heiligen Ludwig, und die Beziehungen dieses Fürsten mit den Sarazenen rufen uns zu gleicher Zeit traurige und rühmliche Erinnerungen in das Gedächtniß zurück. Wir haben gesehen, wie die Mameluken — die Mörder ihres Sultans — mit dem Schwert in der Hand Friedensbedingungen unterhandelten; und wie der König von Frankreich eine beutesüchtige, nach dem Blute der Kreuzfahrer begierige Miliz durch seine Festigkeit überwand. Während seines Aufenthalts in Palästina unterhielt Ludwig IX. einige Verbindungen mit den Emiren von Kairo und dem Fürsten von Damas, und wenn dieselben auch die Unfälle des Kreuzzugs nicht wieder gut machen konnten, so verdankte ihnen doch wenigstens Ludwigs Christenliebe die Befreiung einer großen Anzahl christlicher Gefangener. Als der Monarch nach Europa zurückgekehrt war, hielt er unaufhörlich die Blicke auf das Morgenland gerichtet, denn er brannte vor Verlangen, die christlichen Fahnen noch einmal dahin zu führen. Man weiß, daß mehrere Gesandte des Königs von Tunis bei ihm eintrafen, und daß er hoffte, dieser ungläu-

dige Fürst würde sich zum Christenthum bekehren; eben diese Hoffnung aber verleitete ihn endlich zum letzten Kreuzzuge, wo die Märtyrerpalme ihn erwartete. Wir haben gesehen, daß dieses unglückliche Unternehmen sich durch einen, zwischen dem Könige von Tunis und dem Nachfolger des heiligen Ludwig abgeschlossenen Vertrag endigte; dieser Vertrag, dessen arabischen Text man noch jetzt in den Archiven des Königreichs aufbewahrt, ist das erste, bis auf uns gekommene wichtige Actenstück der Diplomatie der Kreuzzüge.

Funfzehntes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Schmerzlich empfand die Diplomatie gegen das Ende der Kreuzzüge den Zwiespalt, welcher sowohl unter den Christen, als unter den Muselmännern herrschte. Bei der Expedition des Königs von Navarra sieht man, wie die Kreuzfahrerfürsten theils mit dem Sultan von Kairo, theils mit dem Fürsten von Damas unterhandeln. Die abendländischen Pilger unterhandelten zuweilen, ohne Beitritt der Christen des Landes, mit den Sarazenen, oder mit den Türken, sowie es auch oft geschah, daß die morgenländischen Christen einen Krieg endigten, ohne die Kreuzfahrer davon zu benachrichtigen. Man weiß, wie viele verschiedene Obrigkeiten und Regierungen es im heiligen Lande gab. Die Tempelherren und die Hospitaliter, die europäischen Völker, welche sich in den christlichen Städten niedergelassen hatten, alle unterhielten mehr oder weniger directe Verbindungen mit den muselmännischen Mächten; Jedermann hatte das Recht, wo nicht einen Waffenstillstand abzuschließen, aber doch denselben zu brechen. Auch sagten die regierenden Fürsten Syriens und Ägyptens, man könnte den Christen kein Vertrauen schenken und bei ihnen »vernichteten unaufhörlich die Geringsten dasjenige, was die Größten gemacht hätten.« Es war bei den Kreuzzügen, und vorzüglich in den letzten Zeiten derselben, ein Phänomen, wenn ein Waffenstillstand bis zum Tage seines Ablaufs gehalten wurde.

Niemals ließ man sich im Abendlande, wenn ein heiliger Krieg gepredigt wurde, durch den Gedanken zurückhalten, daß die christlichen Colonien in Syrien mit den Muselmännern im Frieden waren. Hoffnung zum Sieg, und Furcht vor einer Niederlage war das einzige wahrhafte Maß der Achtung, die man für die Verträge mit den Ungläubigen hegte.

Da keine menschliche Gewalt es vermochte, die Erfüllung der Verträge zu sichern, so nahmen die contrahirenden Theile die Macht des Religionsglaubens zu Hülfe und widmeten sich selbst den Bannflüchen, die jede Religion gegen den Meineid ausspricht. Die Christen riefen den Namen Jesu Christi zum Zeugen auf und machten sich verbindlich, die Taufe abzuläugnen, wenn sie ihre Schwüre brächen. Die Muselmänner beriefen sich auf ihren Propheten und erklärten sich im Voraus als den Gesetzen des Korans untreu, wenn sie die beschworene Treue vergäßen. Bei gewissen Gelegenheiten nahm man seine Zuflucht zu außergewöhnlichen Mitteln, um sich einer gegenseitigen Pünktlichkeit in Erfüllung der Verträge zu versichern. Man sieht zuweilen in der Geschichte, wie die Christen und die Barbaren ihr Blut in einer Schale vermischen, und es zum Zeichen des Bundes und der Brüderschaft trinken. Die Beobachtung der Gesetze des Friedens und des Kriegs wurde nicht immer durch diese Vorsichtsmaßregeln sicher gestellt, und die Verachtung gegen die Heiligkeit der Schwüre war so groß, daß man sich von beiden Seiten kaum über die Verletzung des Völkerrechts beklagte, und daß der Bruch eines Waffenstillstandes Niemanden mehr in Erstaunen setzte.

Als der Sultan von Damas gestorben war, war auch, wie eine alte Chronik sagt, »jeder Waffenstillstand gestorben.« Diese naiven Ausdrücke schildern recht gut die Unordnung und Verwirrung jenes unglücklichen Zeitpunktes. Die Christen unterhandelten in ihrem Zustande der Erniedrigung nicht mehr um die Gewalt, sondern um das Leben. Man betrübt sich, diese traurigen Überbleibsel der Größe der Franken zu sehen, für welche die Verträge nur noch Handlungen der Unterwerfung waren. Man forderte, sie sollten ihre Festungen schleifen, und sie schleiften sie; sie sollten jedem Bündnisse mit den europäischen Völkern entsa-

gen, und sie entsagten. So verläugneten die schwachen Kinder des Königreichs Gottfrieds in ihren letzten Verhältnissen mit den Sarazenen gewissermaßen ihre abendländischen Brüder und zitterten vor der Erinnerung an den Ruhm der Kreuzzüge.

Als das Morgenland keine Kreuzesheere mehr sah, wurden Handelsverträge der einzige Gegenstand der Unterhandungen mit den Muselmännern. Es ist merkwürdig, zu sehen, mit welchem Scharfsinne in diesen diplomatischen Actenstücken alle Schwierigkeiten vorausgesehen sind, und welcher Geist der Vorsicht und List bei ihrer Abfassung herrschte. Mehrere derselben sind uns durch die morgenländischen Schriftsteller aufbewahrt worden; wenn man sie mit Aufmerksamkeit liest, dann sieht man leicht ein, daß die muselmännischen Mächte noch lange das Wiederbeginnen der heiligen Kriege fürchteten und nicht aufhörten, gegen die abendländischen Christen das Mißtrauen und die Vorurtheile zu hegen, welche die Kreuzfahrer ihnen eingeflößt hatten.

Wir reden hier nicht von den Verbindungen der Franken mit den Tartaren, denn die Völker der Tartaren zeigten sich auf dem Schauplatz der Ereignisse erst gegen das Ende der Kreuzzüge und als die christlichen Colonien schon in Trümmer zusammensanken. Das mongolische Volk versuchte es mehrere Mal, seine Eroberungen bis nach Ägypten auszudehnen und verband sich im Wechsel des Krieges bald mit den Muselmännern, bald mit den Christen; als die Tartaren über den Euphrat gegangen waren, schickten sie oft Gesandte an die europäischen Könige und diese erließen gleichfalls mehrere Botschaften an die Tartaren. Man hat in den Archiven von Frankreich zwei Schreiben von dem Anführer dieses barbarischen Volkes an Philipp den Schönen aufbewahrt. Die Tartaren, welche keine Nationalreligion hatten, nahmen endlich die muselmännische Religion an, welche in Asien herrschte. Wenn die christlichen Völker ihnen die Hoffnung eines mächtigen Bündnisses dargeboten hätten, so würden sie höchst wahrscheinlich das Christenthum angenommen haben, und diese Bekehrung der mongolischen Völker hätte alsdann der Welt eine ganz andere Gestalt geben können.

Wir kommen nicht wieder auf die Unternehmungen der Griechen und der Franken zurück, von denen wir schon oft ge-

rehrt haben. Jedes Mal, wenn die Kreuzfahrer mit den Gebietern Griechenlands unterhandelten, mochte es nun wegen ihres Durchzugs, oder wegen Lebensmittel geschehen, so hatten sie den Gedanken, sich Constantinopel zu bemächtigen. Endlich wurde Constantinopel eingenommen und das griechische Reich gestürzt — trauriges Resultat eines Widerwillens zwischen zwei Völkern, die sich wechselsweise der Verrätherei beschuldigten und sich niemals nähern konnten, ohne einander immer mehr zu hassen. Als die Griechen wieder in Byzanz einzogen, wurden auf's Neue die Unterhandlungen mit den Lateinern, und vorzüglich mit dem römischen Hofe eröffnet. Man versprach, die Griechen gegen die Türken zu unterstützen, wenn sie die Oberherrschaft der römischen Kirche anerkennten; die Griechen aber versprachen, vorzüglich in den Augenblicken der Gefahr, sich Allem zu unterwerfen, was man von ihnen verlangte. Während dieser, durch die Furcht unterhaltenen Verhältnisse, bei denen ein unaufhörliches Mißtrauen obwaltete, stürzte das griechische Reich gänzlich zusammen und seine Hauptstadt wurde endlich eine leichte Beute für die Barbaren, welche dieselbe schon seit mehrern Jahrhunderten bedroht hatten.

Wir werden die Diplomatie der Kreuzzüge anschaulicher machen, wenn wir ein flüchtiges Gemälde der Verbindungen entwerfen, welche die Oberhäupter der Kirche mit den Ungläubigen unterhielten. Die erste Botschaft der Päpste an die muselmännischen Mächte ist der Brief, welchen Lucius III. an Saladin schrieb, um ihn zur Auswechselung der Gefangenen aufzufordern *). Der Sultan zeigte sich der gethanen Forderung geneigt und antwortete dem Papste, er hätte sein Schreiben »zufriedenes Herzens und freudiges Geistes« erhalten. Saladins Bruder, an welchen der Papst gleichfalls geschrieben hatte, sagte demselben in seiner Antwort, er betrachtete ihn als »seinen besten Freund;« Malek Adel bat Gott, er möchte dem Oberhaupt der Kirche, sowie ihm selbst, dasjenige eingeben, was man

*) Wir erwähnen hier nicht des Briefes, welchen Alexander III. funfzehn Jahre früher schrieb, denn dieser Brief ist nur eine fromme Differation über die Lehren des Christenthums und hat nicht den geringsten Bezug auf die Kreuzzüge.

»mit Hülfe der göttlichen Gnade zum Heil der Muselmänner und der Christen« thun müsse. Die wohlwollenden Ausdrücke dieser Correspondenz können zwar Anfangs einige Überraschung verursachen; man muß aber nicht vergessen, daß der neue Beherrscher von Ägypten und Syrien damals drohte, in Palästina einzufallen und daß er vorzüglich einen Kreuzzug fürchtete, welcher seine Pläne hemmen konnte.

Als nach dem Tode Saladins Malek Adel über das Reich der Ajubiten herrschte, sehen wir neue Beziehungen zwischen diesem Fürsten und dem Papst Innocenz III. entstehen. Der Papst legte in seinem Briefe den Verlust von Jerusalem aus, indem er sagt: »Es ist ein Gott im Himmel, welcher die Zeit nach seinem Willen lenkt und die Königreiche dieser Welt nach Gutdünken vertheilt.« Hierauf bat er um die Gnade des muselmännischen Fürsten für die Gefangenen und die unglücklichen Einwohner des heiligen Landes. Der Papst rieth endlich dem Beherrscher von Damas, den Christen die Stadt Jesu Christi zurückzugeben, deren Behauptung für ihn ohne Vortheil wäre und ihn zu vielen Gefahren und Aufopferungen führen müßte. Die Geschichte sagt nicht, ob Saladins Bruder diesen Brief beantwortet hat.

Auch Gregor IX. hatte Verkehr mit den ungläubigen Fürsten; aber man bemerkt in seinen Sendungen einen andern Geist und einen verschiedenen Charakter. Indem der Papst sich zu gleicher Zeit an den Kalifen von Bagdad und an die Fürsten von Kairo und von Damas wandte, zeigte er sich ihnen gegenüber als Ausleger der heiligen Schrift und drang in sie, sich der Augenscheinlichkeit des christlichen Glaubens zu ergeben. Er rief wechselsweise die Patriarchen, die Propheten und die Apostel auf, als eigentliche Lichter auf »dem Wege der evangelischen Wahrheit. Nicht Dein Königreich,« sagte Gregor, »verlangen Wir von Dir, sondern Dich selbst. Wir wollen weder Deine Ehre, noch Deine Macht, sondern es ist unser eifrigster Wunsch, Dich über das Jahrhundert zu erheben und Dein Heil sowohl auf Erden als im Himmel zu sichern.« Nichts würde ohne Zweifel merkwürdiger sein, als zu sehen, wie die muselmännischen Fürsten, und hauptsächlich »der Statthalter Mahomets,« dem Ober-

haupt der christlichen Kirche antworteten; allein wir haben weder bei den arabischen Schriftstellern, noch bei den abendländischen Geschichtschreibern die geringste Aufklärung über diesen Punkt gefunden.

Während der Kriege gegen die Türken kamen die Päpste in häufige Berührungen bald mit den Eroberern Griechenlands, bald mit den muselmännischen Mächten Syriens, Ägyptens und Persiens. Nachdem Pius II. — einer von den feurigsten Predigern des heiligen Krieges — den Türken in der ganzen Welt Feinde aufgesucht hatte, gerieth er auf den abenteuerlichen Gedanken, den Waffen Mahomets II. theologische Argumente entgegen zu setzen und ihn durch die Dialectik zu besiegen. Wir besitzen noch eine sehr weitläufige Denkschrift, worin der Papst sich abwechselnd anstrengt, den Geist des türkischen Kaisers durch Vernunftgründe zu besiegen und seinen Ehrgeiz zu verführen, indem er ihm die Eroberung des ganzen Morgenlandes, und sogar den Besitz Böhmens und Ungarns als etwas Leichtes vorstellt; allein die Muselmänner, die auf alle diese Botschaften und Unterhandlungen gar nicht achteten, setzten ihre Siege immer weiter fort. Oft sahen sich die Christen gezwungen, um Frieden zu bitten, und der Geist der Diplomatie bei den Kreuzzügen war damals so beschaffen, daß ein Papst dem deutschen Kaiser dankte, ihn in einem mit Soliman abgeschlossenen Friedensvertrage mitbegriffen zu haben.

Nichts zeugt mehr von dem Verfalle der heiligen Kriege, als diese Unterhandlungen der Päpste. Bei den ersten Kreuzzügen beschäftigte man sich vorzüglich damit, die Reiche der Ungläubigen zu erobern; hierauf wurde die Bekehrung der muselmännischen Fürsten die große Angelegenheit der Päpste, weil der kriegerische Enthusiasmus zu erlöschen begann, und es leichter war, Argumente zu finden als Soldaten. Übrigens gelangen diese letztern Versuche eben nicht besser als die frühern, und Gott erlaubte es, daß alle Länder, um deren Besitz man bald mit frommen Beweisgründen, bald mit den Waffen der Kreuzfahrer gestritten hatte, in der Gewalt der Feinde des Evangeliums blieben.

Sechzehntes Kapitel.

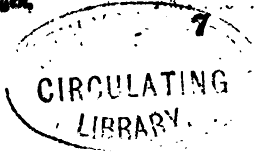
Ereignisse in Europa während der Kreuzzüge.

Die Kreuzzüge waren ein großes Schauspiel für die gleichzeitigen Generationen. Bei allen diesen entfernten Expeditionen hatte Europa beständig die Blicke auf Syrien und auf die Wege gerichtet, welche nach Jerusalem führten; die Kreuzfahrer lieferten kein Gefecht, erlitten keine Niederlage, wovon nicht das Gerücht in der ganzen Christenheit erschallte. Man hat gesehen, welche Freude die Gläubigen ausbrechen ließen, als man plötzlich erfuhr, daß Gottfrieds Gefährten die heilige Stadt befreit hätten. In den Städten und Schlössern, in den Hütten der Leibeigenen und in den Klöstern, überall wiederholte man den Namen Jerusalem, und alle christlichen Familien schwammen in Freude, als ob der Himmel einer jeden derselben seinen Segen verkündigt, als ob ein glückliches Zeitalter für die Welt begonnen hätte. Achtzig Jahre später, als die Stadt Jesu Christi durch Saladin wieder erobert wurde, verbreitete sich eine allgemeine Trauer über die lateinische Kirche, und das Abendland würde unter seinen Völkern weniger Trostlosigkeit gefunden haben, wenn irgend eine große Landplage seine blühendsten Städte zerstört hätte, oder wenn die Hälfte seiner Bewohner durch den Krieg, oder den Zorn des Himmels umgekommen wäre.

Europa freute und betrübte sich nur über die Ereignisse, welche sich in der Entfernung zutrugen; man war nur eingenommen für das, was aus dem Morgenlande kam, und alles, was nicht mit den herrschenden Leidenschaften übereinstimmte, wurde dem Anathema übergeben. Vergebens erzählten die Heerflüchtigen des ersten Kreuzzugs, um ihre Entweichung zu entschuldigen, ihr Elend, oder ihre Gefahren — Niemand wollte ihnen glauben. Man hatte über ihre Abwesenheit geweint; aber man verwünschte ihre Rückkehr, und die mit dem ganzen Volke vereinigte Kirche bedrohte sie mit der Rache des Himmels, wenn sie nicht schnell nach Asien zurückkehrten *). Da man überzeugt

---

*) Der Graf von Blois, Hugo der Große, und Andere wurden gezwungen, den Weg nach Jerusalem wieder einzuschlagen.



war, daß Gott die Waffen der Pilger begünstigte, so glaubte man leichtlich die Erzählungen von ihren Siegen, und wehe den Unbesonnenen, die zuerst die Nachricht großer, den Heeren des Kreuzes begegneter Unfälle verbreiteten! Bei der ersten Expedition Ludwigs IX. hatte das Gerücht erst die Einnahme von Kairo verkündet, und in allen Kirchen hatten die Geistlichkeit und das Volk für diese Eroberung der Kreuzfahrer das Te Deum laudamus gesungen. Die Geschichte sagt uns, daß man diejenigen, die während der allgemeinen Freude zuerst von der Gefangenschaft des Königs redeten, als Verbrecher hinrichtete *).

Die in Europa gebliebenen Christen hatten, sowie die große Menge der Kreuzfahrer, ihre Vorbedeutungen und Zeichen, welche ihnen die Siege oder die Unglücksfälle der Pilger voraus verkündigten. Die Geschichte bemerkt, daß ein Nordlicht, welches die Aufmerksamkeit der Kreuzfahrer bei der Belagerung von Antiochia lebhaft erregt hatte, zu gleicher Zeit in der Normandie gesehen und als ein Zeichen der Ereignisse betrachtet wurde, die sich jenseits des Meeres zutragen sollten. Wir lesen bei Wilhelm von Nangis, daß, als der Papst Eugenius III. zu Rheims das Meßopfer feierte, das Blut Jesu Christi auf den Teppich vor dem Altare floß; zu derselben Zeit schlug der Blitz in ein Kloster in der Picardie, während sich die Mönche in der Kirche befanden, und zwei Cönobiten wurden im Heiligthume von dem Strahl des Himmels getroffen. Man weissagte hieraus große Trübsal für die christliche Welt, und bald erfuhren auch Deutschland und Frankreich zu ihrer Verzweiflung die Unglücksfälle des zweiten Kreuzzuges. Während der sechsten Expedition hatte der Papst befohlen, alle Monate an einem und demselben Tage, in allen Kirchspielen eine Procession zu veranstalten, um Gott zu bitten, daß er Verwirrung und Schmach von den christlichen Waffen entfernen möchte **). Bei der feierlichen Messe, in dem

*) Mathieu Paris erzählt, daß man diejenigen hängte, welche zuerst von den Unglücksfällen des christlichen Heeres gesprochen hatten. Ein Jahrhundert später mißhandelte das Volk von Paris diejenigen, welche die erste Nachricht von der Gefangenschaft der zu Nikopolis durch Bajazet besiegten Kreuzesritter bekannt machte; Mehrere wurden in die Seine geworfen und so hatte auch das Gerücht seine Märtyrer.

**) Zur Zeit einer jeden dieser Processionen verordnete die Geistlichkeit Fasten

Augenblicke, wo die rettende Hostie für die Sünden der Welt geboten wird, warfen sich alle Gläubigen demüthig zur Erde und sangen im Chor den Psalm: »Der Herr erhebe sich, und Alle, so ihn hassen, mögen fliehen vor seinem Angesicht.« In einem, aus dem Morgenlande geschriebenen Briefe sagte man zu den Gläubigen, welche das Kreuz nicht genommen hatten: »Versammelt Euch zum Gebet an dem Freitage, welcher der Jahresfeier des Sieges Jesu Christi vorausgeht, denn an demselben Tage werden wir gegen die Sarazenen kämpfen.« So vereinigte das Gebet diejenigen, welche in Asien kämpften, mit denen, welche ihre Heimath nicht verlassen hatten. Ein noch rührenderes Schauspiel bot die Christenheit in einem Kreuzzuge gegen die Türken. Man läutete täglich, Mittags ein Uhr, mit den Glocken, und von Norwegen bis zur Meerenge von Cadix beteten alle Christen gemeinschaftlich für ihre Brüder, welche das durch Mahomet II. belagerte Belgrad vertheidigten.

Wir haben den gleichzeitigen Chroniken zufolge gesagt, daß während der heiligen Kriege die Unordnungen, welche Europa beunruhigten, plötzlich aufhörten. Diese wunderbare Einstellung aller Uneinigkeiten hatte ohne Zweifel etwas Wahres; allein es würde übertrieben sein, zu sagen, daß während der Kreuzzüge weder Unruhe noch Krieg stattgefunden hätte. Oderich Vital redet in seiner Geschichte weitläufig von dem ungerechten, grausamen Kriege, den Wilhelm der Rothe, König von England, gegen Helius, Herrn von Mans, führte. Umsonst berief sich der unglückliche Helius, welcher das Kreuz genommen hatte, auf die Vorrechte des heiligen Krieges und sagte zu dem englischen Monarchen: »Ich werde das Kreuz auf meinen Schild, meinen Helm, an den Sattel und an den Zügel meines Rosses heften.« Wilhelm führte dessen ungeachtet ein Heer nach Mans; das ganze Land wurde verwüstet, Helius in Fesseln gelegt, und, sagt die Geschichte, diese ruchlosen Gewaltthätigkeiten geschahen zu derselben Zeit, wo die Kreuzfahrer nach Jerusalem zogen.

Der Abt Suger wirft es in seinen Briefen an Ludwig VII.

---

und Almosen, „damit Beide gleichsam Flügel wären, welche die Gebete der Christen zum Throne des Ewigen trügen.

dem Könige vor, daß er der ungeduldigen Liebe seiner Völker nicht entspräche und durch seine Zögerungen die durch den Ehrgeiz der Grafen und Barone bedrohte Sicherheit seines Königreichs in Gefahr setzte. Wicbald, Abt von Corvey, welcher das deutsche Reich in Conrads Abwesenheit regierte, läßt an den deutschen Kaiser dieselben Vorwürfe und dieselben Bitten ergehen. Lothringen war dem Brand und dem Raube Preis gegeben, und vorzüglich betrübte es den getreuen Prälaten, daß man sogar die Privilegien der Abtei Corvei nicht geachtet hatte.

Die Bischöfe hatten vom Papst den förmlichen Befehl erhalten, alle diejenigen zu excommuniciren, die sich unterfangen würden, die öffentliche Ruhe zu stören, oder die Rechte der Kreuzesfürsten an sich zu reißen. Diese Drohungen mußten eine heilsame Wirkung hervorbringen; allein sie bedurften es, zuweilen von der weltlichen Gewalt unterstützt zu werden, und die meisten Krieger, welche der Gerechtigkeit hätten Achtung verschaffen können, waren in das Morgenland gezogen. Man kann wohl glauben, daß die Beschlüsse der Kirche oft unausgeführt blieben, weil die Ermahnungen und Drohungen des heiligen Stuhles die Gefangenschaft Richards Löwenherz, der bei der Rückkehr aus Palästina in die Hände seiner Feinde gefallen und der Gefangene eines christlichen Monarchen geworden war, weder abkürzen, noch mildern konnten. Wenn die römischen Donner selbst Könige nicht gegen Ungerechtigkeit und Verfolgung hatten schützen können, was vermochten sie dann für bloße Pilger und deren verlassene Gattinnen und Kinder zu thun? Der Abt von Clairvaux, der in Folge seiner Predigten in Frankreich und Deutschland sagte, die Flecken und Schlösser wären verödet und an vielen Orten käme kaum ein einziger Mann auf sieben Frauen, der Abt von Clairvaux gab, ohne es zu wissen, ein getreues Gemälde des Kreuzzuges und aller Arten von Unglück, welche derselbe nach sich ziehen sollte.

Hier stellen sich die heiligen Kriege unserm Sinn unter dem schmerzlichsten Gesichtspunkte dar. Es gibt keine alte Chronik, die sich beim Aufbruche der Kreuzfahrer nicht damit beschäftigte, die Zahl derselben anzugeben und ihren Siegeszug zu beschreiben; aber keines von allen diesen Heeren, welche auf den

geräumigsten Feldern kaum Platz hatten, und welche das Morgenland erobern sollten, kehrte nach Europa zurück. Die gleichzeitige Geschichte scheint, gleich dem Todtenschiffer in der Fabel, nur das Amt übernommen zu haben, die Krieger des Kreuzes außerhalb des christlichen Europa zu führen; sie begleitet sie nach Asien, wie zu ihrem Grabe, und beobachtet hierauf ein tiefes Stillschweigen. »O Jerusalem, Stadt des Himmelskönigs,« ruft ein Oberhaupt der Kirche, »wie viele Krieger hat Dir die Christenheit zu Hülfe geschickt! Wie viele Christen sind mit dem Zeichen des Kreuzes bewaffnet worden, um Dich dem Joche der Knechtschaft zu entreißen, und wie viele dieser kriegerischen Pilger haben im Morgenlande nur Fesseln, Qualen und Tod gefunden!« Die Geschichte hat bei Erzählung des Elends der Pilger wenig von dem Kummer der Frömmigkeit geredet. Welche große Theilnahme würden nicht ihre Schilderungen uns eingeflößt haben, wenn sie anstatt jener großen politischen Bewegungen das Geheimniß der menschlichen Gemüthsbewegungen aufgefaßt und Rechenschaft abgelegt hätte von den, vor den verlassenen Penaten vergossenen Thränen; wenn sie die tödtliche Angst der Gatten, Freunde und Verwandten erzählt hätte, welche durch eine so lange Abwesenheit, oder vielmehr durch ein dem Tode ähnliches Exil von einander getrennt waren! Wenn die Kreuzfahrer ihren häuslichen Heerd verließen, sagten sie zu ihren weinenden Frauen und Kindern: »Wir werden in zwei, in drei Jahren wieder kommen;« aber selbst dieses Versprechen glich nur zu sehr einem ewigen Abschiede. Die historischen Traditionen zeigen uns edelmüthige Freundschaftsverbindungen, welche allen Prüfungen einer langen, grausamen Trennung widerstanden; aber wie viele, durch die Undankbarkeit, durch den Reiz einer neuen Welt, oder durch das Übermaß des, den Muth entnervenden, die Herzen abstumpfenden Elends, zerrissene Bande, sehen wir neben diesen Wundern der Treue! Wie viele aus dem Gedächtniß verwischte rührende Erinnerungen, wie viele getäuschte Hoffnungen, wie viele Meineide, denen das Kreuz zum Vorwande diente, die aber die Frömmigkeit nicht würde entsühnen können, wie viele strafbare Nachlässigkeiten mußte die falsche Anwendung des evangelischen Grundsatzes herbeiführen: »Derjenige, der sei-

nen Vater, seine Mutter, seine Verwandten und sein Haus verläßt, um mir zu folgen, wird hundertfach belohnt werden.«

Man blieb zuweilen mehrere Jahre in Ungewißheit über das Leben, oder den Tod der Kreuzfahrer. In dieser trostlosen Ungewißheit befragte man die Träume des Schlummers, die Gaukelbilder der Nacht, und ihr Zeugniß reichte hin, um Trauer oder Freude in den Herzen zu verbreiten; oft glaubten die bestürzten Bewohner eines Schlosses an der Zugbrücke den klagenden Schatten eines bei der Belagerung von Damiette, oder Ptolemaïs gebliebenen Ritters zu vernehmen, und dies war die einzige Nachricht, welche man von seinem Tod erhielt. In der Nacht, welche der Schlacht von Mansura vorausging, sah die Mutter Wilhelm Langschwert's einen, mit glänzendem Waffenschmucke bedeckten jungen Krieger gen Himmel emporsteigen; erstaunt über die Farben des Schildes, den er vor der Brust trug, fragte sie, wer er wäre, und eine bekannte Stimme antwortete ihr: »Es ist Wilhelm, Dein Sohn.« Einige Zeit nachher erfuhr man in England, daß Wilhelm Langschwert an demselben Tage geblieben sei, wo seine Mutter ihn zur Wohnung der Auserwählten und Märtyrer hatte emporsteigen sehen.

Ein Brief des Papstes Innocenz macht uns bekannt mit der heftigen Unruhe der Königin Blanka bei der Abreise Ludwigs IX. »Euer, immer trübes, immer trauriges Gemüth,« sagt er zu ihr, »kann keine Ruhe finden. Zitternd für das Schicksal Eurer Kinder, folgt Ihr mit den Augen des Geistes ihren Bewegungen und ihrem Zuge, und nur die Erinnerung an sie beschäftigt Eure Seele; Eure mütterliche Sorge wacht unaufhörlich, und begierig auf Nachrichten schmachtet Ihr in einer grausamen Erwartung.« Wer erinnert sich nicht, wenn er diese Worte des Vaters der Gläubigen liest, daß alle Befürchtungen der Königin Blanka bald in Erfüllung gehen sollten, und daß sie ihre drei, nach dem Morgenlande gezogenen Söhne nicht wieder sah! Auf keinen Fall hat man jene Margarethe von Hennegau vergessen, welche die Spuren ihres Gemahls im Morgenlande suchte, in die Gewalt der Türken kam und später nach Europa zurückkehrte, ohne irgend etwas erfahren zu haben, was sie hätte trösten können. Das trostlose Frankreich konnte niemals

erfahren, was aus dem Grafen von Bar und mehrern Rittern geworden war, welche in der Schlacht von Gaza mit gekämpft hatten. Ein Graf von Mecklenburg blieb sechsundzwanzig Jahre in der Gefangenschaft zu Damas, ohne daß man in Deutschland wußte, ob er todt wäre, oder noch lebte. Trotz der eifrigsten Nachforschungen konnte man das Schicksal des von den Bulgaren gefangenen Kaisers Balduin nicht erfahren, und die Flamänder standen im Begriffe, die Waffen für einen Betrüger zu ergreifen, der sich für den Grafen von Flandern ausgab *).

Zuweilen kam es vor, daß die Pilger nach einer langen Abwesenheit in ihrer eigenen Heimath nicht erkannt wurden. Eine Frau fand ihren Mann mit einer andern Gattin, ein Gatte seine Frau mit einem andern Mann wieder. Dergleichen Heirathen wurden gewöhnlich durch die geistliche Jurisdiction aufgehoben, welche letztere allein befugt war, über solche Sachen, und vorzüglich über das, was den Kreuzzug betraf, ein Urtheil auszusprechen. Man excommunicirte beim Concilium von Lisieux diejenigen Gatten, welche neue Bande knüpften, ehe sie die Gewißheit hätten, daß der Mann, oder die Frau bei der Wallfahrt in's Morgenland gestorben wäre. Mehr als ein Kreuzfahrer, der zurückkehrte unter das Dach seiner Väter, erblickte sein Gut in den Händen seiner Erben, welche ihn unter die Zahl der Märtyrer Jesu Christi gesetzt und sich in sein irdisches Habe getheilt hatten. Diese Mißbräuche wiederholten sich oft und verbreiteten Unruhe in den Familien; die Päpste beschäftigten sich damit, denselben abzuhelfen, und mehrere Breves untersagten den Gläubigen, über die Güter eines Pilgers zu verfügen, ehe man Gewißheit von seinem Tode hätte **). Dieses Verbot hatte indeß zuweilen seine andern Schwierigkeiten und half nicht immer gegen das Übel.

Man muß gestehen, daß die lange Abwesenheit der Pilger, und das herumirrende Leben bei den Kreuzzügen nicht immer die häuslichen Tugenden beförderten, und daß man bei allen diesen,

---

*) Man sehe das XI. Buch.

**) Man sehe in den Erläuterungen zu dieser Geschichte die Bullen der Päpste Innocenz III., Cölestin III. und Gregor IX.

zur Befreiung des Erbe's Jesu Christi unternommenen Expeditionen nur zu oft die Lehren der Moral vergaß, welche der Sohn Gottes den Menschen zur Erhaltung des Friedens und der Gerechtigkeit gegeben hatte.

Siebzehntes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Wenn selbst die europäischen Reiche, trotz ihrer Gesetze und Institutionen, eine Beute der Gewalt und der Unbilligkeit blieben, wie viele Räubereien mußten dann nicht auf der großen Einöde des Meeres begangen werden, wo das Verbrechen keinen andern Zeugen, als Gott, keine andere Strafe, als die Gewissensbisse der Schuldigen zu befürchten hatte! Während die Flotten der Seestädte die christlichen Heere, die Waffen und Vorräthe der Kreuzfahrer nach Syrien führten, verhandelten Kaufleute, welche durch Habsucht hingerissen wurden, an die Ungläubigen Bauholz, Eisen und alles, was die Wuth der Barbaren in ihren Kriegen gegen die Christen unterstützen konnte. Zu derselben Zeit, wo man sich in Palästina für die Befreiung des heiligen Grabes schlug, durchkreuzten Piraten das Mittelmeer und plünderten wechselsweise die Schüler Mahomets und die Schüler Christi. Mehrere Urtheilssprüche der Päpste verfolgten diese Verletzer des Völkerrechts und der evangelischen Bruderliebe. Es wurde den Städten und Flecken, welche sie bewohnten und von wo sie abgegangen waren, befohlen, sie zurückzurufen und zu bestrafen; in allen, an der See gelegenen Städten machte man an jedem Sonntage die Beschlüsse bekannt, die jene Übelthäter von der Gemeinschaft der Gläubigen trennten. Es war untersagt, irgend einen Verkehr, oder eine Verbindung mit ihnen zu unterhalten, und wenn eine Trübsal ihr Leben bedrohte, so hatten sie keinen Theil an dem Gebet ihrer christlichen Brüder; fielen sie aber in die Hände der Türken, dann sollte man sie der Sklaverei überlassen *).

---

*) So trugen also die Bekanntmachungen der Päpste dazu bei, auf den

Man hat in unserer Geschichte bemerken können, daß die Verfolgung der Juden fast eben so lange dauerte, als die Kreuzzüge. Dieses unglückliche Volk hatte keinen Augenblick Sicherheit, und der so theure Name Jerusalem war für dasselbe ein Zeichen des Krieges und der Vernichtung. Hoffmanns Chronik des Bisthums Bamberg berichtet, daß beim Aufbruche der zweiten Expedition mehr als zwölftausend Israeliten durch das Schwert umkamen. Die Beredsamkeit des heiligen Bernhard, und die Breves der Päpste vertheidigten sie zwar gegen die blinden Leidenschaften der großen Menge; aber die Menschlichkeit der Gelehrten und Weisen jener barbarischen Zeiten beschränkte sich darauf, ihr Leben zu schützen, da hingegen ihre Güter selten von den Pilgern geachtet wurden, die sich zu Grunde richteten, um in das Morgenland zu ziehen, und sich überredeten, die Juden müßten doch wenigstens die Unkosten des heiligen Unternehmens bezahlen. Zuweilen belegte man sie, gleich der Geistlichkeit und den Cardinälen, mit einer Abgabe des Zehnten, oder Zwanzigsten ihrer Einkünfte; oft hob man die bei ihnen gemachten Schulden auf und confiscirte alles, was sie zu fordern hatten, zum Nutzen des Fiscus, oder der Kirche, und dennoch sehen wir sie stets ihren Wucher forttreiben. Bei ihnen verpfändeten die Großen, welche das Kreuz genommen hatten, ihre Einkünfte und zuweilen ihre Güter; selbst die Geistlichkeit, welche sich unter die Fahnen des Kreuzzugs stellte, entlehnte von ihnen das zur Wallfahrt nöthige Geld, und es geschah oft, daß während der ganzen Dauer eines heiligen Krieges die geweihten Gefäße und die Zierrathen der Kirchen in den Händen dieses Volkes blieben, dem man den Tod Jesu Christi vorwarf.

Der Geist, welcher die Kreuzzüge hervorgerufen hatte, nahm zuweilen eine andere Richtung, und alle jene religiösen Leidenschaften, welche das Morgenland bedrohten, brachen in Europa aus, gleich den Stürmen, die bald in die Ferne dahinbrausen, bald auf dieselben Gegenden herabstürzen, wo sie sich erzeugt haben. Man kennt die Revolution der Pastoralen, die während

---

Seewegen die Ruhe herzustellen, und das Oberhaupt der Kirche hatte sein quos ego.

der Gefangenschaft des heiligen Ludwig, Frankreich auf kurze Zeit beunruhigte; die Völker überredeten sich, Gott verwürfe die Opfer der Großen der Erde und wollte die Vertheidigung seines Erbes den Schwachen und Geringen anvertrauen. Diese Revolution wurde zu Anfang des XIV. Jahrhunderts wiederholt und scheint beide Mal dieselbe Ursache, denselben politischen und religiösen Charakter gehabt zu haben.

Unter diesen, durch den Geist der heiligen Kriege erregten Unruhen müssen wir besonders den Wahnsinn hervorheben, welcher sich der Jugend und sogar der Kindheit bemächtigt hatte; wir meinen jenen Kreuzzug der Kinder, der einige Jahre nach der Einnahme von Constantinopel durch die Lateiner ausbrach *). Da beim Anblicke des Kreuzes alle menschlichen Gesetze schwiegen, so wagte es Niemand, sich diesem Unternehmen zu widersetzen, welches man als eine heilige Empörung gegen die väterliche Gewalt und die profanen Familiengesetze betrachtete. Wenn man diese jungen Unbesonnenen einsperrte, so öffneten sich die Pforten der Gefängnisse bei den bloßen Worten: »Wir gehen nach Jerusalem,« und wenn ein weiser Mann es wagte, einen Rath, einen Verweis zu geben, dann beschuldigte man ihn sogleich, er sei ein Anhänger, oder Mitschuldiger der Ketzer und Ungläubigen. Denen, welche Frieden predigen und die Sprache der Vernunft reden wollten, gelang es, sich ohne Ärgerniß Gehör zu verschaffen, nur dadurch, daß sie die Anstifter dieser ungeregelten Bewegung als Zauberer, oder Abgesandte des Teufels darstellten.

Die Kreuzzüge dienten mehrern andern Unordnungen zum Vorwande. Eine österreichische Chronik berichtet, daß in Deutschland eine große Menge Abenteurer und Landstreicher das Kreuz nahmen, die Waffen ergriffen und sich in den Provinzen ausbreiteten, wo sie gewaltsam die Beiträge einforderten, welche die Kaiser zum Unterhalt und zur Vertheidigung der heiligen Örter festgesetzt hatten. Mehrere mit diesen neuen Kreuzfahrern verbundene Geistliche verkündeten in Namen Gottes, die Gläubigen,

*) Man sehe über diesen Kreuzzug der Kinder den Brief des Herrn Jourdain in den Erläuterungen zum III. Bande.

welche den Tribut des heiligen Krieges nicht bezahlten, würden verflucht und ihre Häuser durch das Feuer des Himmels verbrannt werden. Die Geschichte fügt hinzu, daß Niemand es wagte, gegen diese aufrührerischen Zusammenrottungen die Stimme zu erheben; Deutschland harrte, bis sie sich selbst zerstreuen würden, sowie man das Ende eines Gewitters, oder einer Landplage abwartet, gegen welche menschliche Kraft nichts vermag.

Um von diesen traurigen Bildern abzulenken, wollen wir von einer Verbindung reden, die sich zu derselben Zeit bildete und die man die Institution Gottes nannte. »Der Herr,« sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller, »erschien in der Stadt Puy einem armen Zimmermanne, Namens Durand, und gab ihm einen Zettel, worauf das Bildniß der Jungfrau geprägt war, die ein Kind auf den Armen hielt, welches unser Herr Jesus Christus zu sein schien. Sobald diese Nachricht durch das Gerücht war verbreitet worden, eilte man von allen Seiten her nach der Stadt Puy, und am Himmelfahrtstage redete der arme Zimmermann von einem erhöhten Platze herab zu dem ganzen versammelten Volke. Er predigte die Wiederherstellung des öffentlichen Friedens und zeigte den heiligen Zettel vor, um seine Sendung zu bekunden. Durch seine Rede bewegt erhoben sogleich alle Anwesende die Stimme und schworen vor Gott, daß sie bereit wären, gegen die Feinde der Religion und der Menschheit die Waffen zu ergreifen. Das auf Zinn geprägte und auf ihrer Brust hängende Bildniß der heiligen Jungfrau wurde das Pfand des Friedens, den sie beschworen hatten. Diese Verbindung verbreitete sich in den benachbarten Provinzen und ihre edelmüthigen Anstrengungen verschafften in ganz Septimanien [illegible]r Sache der Gerechtigkeit den Sieg *).« Diese, gegen Räub[illegible] und Zügellosigkeit gebildete Art von Kreuzzug bietet uns ein[illegible] der interessantesten Schauspiele des Mittelalters; allein es war [illegible]er, eine ungeordnete siegreiche Menge lange in der Ehrfurcht [illegible]en die Gesetze und in der Treue gegen ihre

*) Die Chro[illegible]igord's, Chronographen Philipp Augusts, Jahr 1183. Rigord sagt nicht, [illegible]e Folgen diese Verbindung hatte.

Schwüre zu erhalten. Die Ritter der Jungfrau, welche immer unter den Waffen blieben, störten bald den Frieden, den sie wiederhergestellt hatten, und ihre durch einen thörichten Hochmuth verblendete, aber endlich überwundene und zerstreute Schaar wurde nun eben so behandelt, wie sie die Feinde Gottes und der Menschheit behandelt hatte.

Man sah damals noch mehrere andere Verbindungen, oder Versammlungen, welche ein gewisser Geist der Frömmigkeit hatte entstehen lassen, welche aber endlich die Quelle großer Unordnungen wurden. Wir führen hier nur jene Büßenden an, welche Zwei und Zwei zusammen, Städte und Flecken durchstreiften und sich mit Ruthen peitschten. Dies war die unsinnige, alberne Secte der Flagellanten, welche Italien beunruhigte, das sie erbauen wollte, und welche verschwand, um andern nicht weniger exaltirten Sectirern Platz zu machen.

Wenn man einen Augenblick seine Aufmerksamkeit auf jene Volksmenge richtet, welche aus freiwilligem, durch keine menschliche Gewalt in Bewegung gesetztem Antrieb ihren Platz verläßt und sich vom Himmel berufen glaubt, die Religion zu vertheidigen, oder zu predigen, dann kann man sich nicht enthalten, darin etwas von dem hinreißenden Geiste der Kreuzzüge zu erkennen. Immer geschah es durch himmlische Erscheinungen, oder mit Hülfe irgend einer wundervollen Offenbarung, wenn man das Volk seiner Heimath und seinen Arbeiten entriß. Fügen wir hinzu, daß Europa niemals, weder in den frühern Jahrhunderten, noch in den Zeiten des Mittelalters, welche den heiligen Kriegen vorausgegangen waren, ein solches Schauspiel gesehen hatte. Die meisten dieser Volksbewegungen schien diejenigen anzuklagen, welche die Vorsehung an die Spitze der christlichen Gesellschaften gestellt hatte; man sagte, die göttliche Gerechtigkeit hätte sich von den Großen der Erde, und selbst von den Fürsten der Kirche entfernt, und jede, durch eine religiöse Begeisterung hingerissene Menge wurde gleichsam das Volk Gottes.

Der Zustand der Gemüther war so beschaffen, daß die Gesellschaft sich nur durch Exaltation und Enthusiasmus noch leiten ließ. Um mit den Sitten und Begriffen der Zeit im Einklange zu stehen, mußten Tugend und Moral etwas Leidenschaftliches

und Außergewöhnliches an sich haben; friedliche, einfache Frömmigkeit konnte nicht mehr als Beispiel dienen, denn die glühende Andacht, welche die Krieger hinriß, nach Asien zu gehen, flößte vielen frommen Männern eine unerhörte Strenge ein und führte sie in unzugängliche Verborgenheit. Die Zahl der Einsiedeleien und Klöster vermehrte sich, wie wir in unserer Geschichte gesagt haben, beträchtlich während der Kreuzzüge. Die Gesellschaft entvölkerte sich also von zwei Seiten auf einmal und aus gleicher Ursache, denn Alle gehorchten jenem unruhigen Eifer und jenem Geiste religiöser Exaltation, welche das Abendland erschüttert hatten. Die Einen gründeten Colonien in fernen Ländern, die Andern in unbebauten wilden Gegenden; die Einen setzten ihre Eroberung im Lande der Ungläubigen fort, die Andern drangen siegreich in der Wüste vor. Während die Kreuzfahrer gegen die Sarazenen kämpften und für die Sache des Evangeliums Hunger, Durst und jede Art von Drangsal erlitten, kämpften die Mönche mit der Unfruchtbarkeit des Bodens und der Rauhheit der Witterung; sie verurtheilten sich zu einem selbstgewählten Elend, welches sie Gott als Opfer darbrachten. Diese letztern nannten sich in ihrer mystischen Sprache ebenfalls Kämpfer und Krieger Jesu Christi, und ihre heilige Miliz rühmte sich, immer gegen den Feind des Menschengeschlechts bewaffnet zu sein.

Gleich wie eine große Anzahl von Mönchen ihre Klöster verlassen hatten, um sich zum Kreuzzuge zu begeben, so verschlossen sich auch fromme Krieger, wenn sie von der Eroberung der heiligen Stätten zurückkamen, in Klöster. Viele Grafen und Ritter, welche ihre Besitzungen verkauft hatten und in ihrem eigenen Lande keinen Zufluchtsort mehr fanden, konnten nichts Besseres thun, als die Einsamkeit der Cönobiten theilen. Das langwierige Elend des Kreuzzuges, der Anblick des, durch ihre Waffen befreiten Grabes Jesu Christi hatten sie die Eitelkeit menschlicher Größe kennen gelehrt, und damals zeigten die Läger der Pilger und die einsamen Plätze der Frömmigkeit zuweilen das erbauliche Schauspiel gleicher Tugenden. Um zu beweisen, daß oft ein und derselbe Geist die Soldaten des Kreuzes und die heiligen Bewohner der Wüste beseelte, würde es hinreichen, an die geistlichen und kriegerischen Orden zu erinnern,

welche durch die Kreuzzüge entstanden und bei denen man, neben den Trophäen des Sieges, die Muster evangelischer Nächstenliebe und christlicher Demuth bewunderte.

Es ist nicht gleichgültig zu wissen, welchen Irrthümern, welchem Aberglauben mehrere Völker des Abendlandes ergeben waren, während man hinzog, um im Morgenlande für die Wahrheiten des Glaubens zu kämpfen. An den Ufern der Elbe und der Pregel kannte man den Namen Jesu Christi noch nicht, und die Preußen, welche in den Wäldern und in Schatten der ihnen als Tempel dienenden Eichenhaine zerstreut waren, beteten eine Menge unbekannter Gottheiten an. Noch lebten bei den Kindern Skandinaviens die Traditionen von der Religion Odins. Einige nordische Völkerschaften erbauten den Schlangen Tempel, und Würmer wurden, als Gegenstände öffentlicher Verehrung, gleichsam Beschützer der Familien und Wächter der Menschenwohnungen. Die Einwohner von Litthauen hatten zum Gegenstand ihres Gottesdienstes die Sonne und einen großen eisernen Hammer gewählt, mit dessen Hülfe man dem Glauben des Volkes nach, einst das, in einem finstern Thurme eingeschlossene Gestirn des Tages befreit hatte *). Wir werden uns nicht weiter über jenen Aberglauben verbreiten, dem man Anfangs die Waffen der evangelischen Beredtsamkeit, dann aber den Krieg und alle seine Plagen entgegensetzte; eben so wenig reden wir von den Ketzereien, die sich damals in dem christlichen Europa erhoben und welche man mit dem Schwerte bekämpfen wollte. Bei den ersten Kreuzzügen beschäftigte man sich nur mit den Sarazenen; aber späterhin erklärte man auch den abendländischen Ketzern und Heiden den Krieg. Während ein Kreuzzug nach Asien abging, unternahm man zu gleicher Zeit andere bald gegen die spanischen Muselmänner, bald gegen die nordischen Götzendiener, bald gegen die Albigenser. Es gab damals in Europa ein für alle diese Unternehmungen hinlänglich kriegerisches Volk, und die Kirche hatte Gebete für Alle, welche in Syrien, jenseits der Pyrenäen, im Languedoc, und an den Ufern des baltischen Meeres kämpften.

*) Man sehe, über die Preußen, das XIII. Buch.

Dies war der Zustand Europens während der heiligen Kriege, und gerade mitten unter so vielen verschiedenen Leidenschaften, aus dem Schooß einer so großen Bewegung und Unordnung entsprang die neuere Civilisation, deren Entwickelung und Fortschritte wir im folgenden Buche auseinander setzen werden.

Zweiundzwanzigstes Buch.

Erstes Kapitel.

Einfluß und Folgen der Kreuzzüge. Allgemeine Ideen.

Ehe wir unsere Meinung über die Resultate der heiligen Kriege aussprechen, halten wir es für schicklich, mit kurzen Worten an die Urtheile zu erinnern, welche Andere darüber gefällt haben. Im XVII. Jahrhundert, welches so reich war an großen Geistern, bewunderte man die heldenmüthige Tapferkeit der Kreuzfahrer, man beklagte ihre Unfälle, und ohne sich mit dem Guten, oder dem Bösen zu beschäftigen, welches diese fernen Expeditionen herbeigeführt hatten, ehrte man die frommen Gründe, durch welche die abendländischen Krieger waren veranlaßt worden, die Waffen zu ergreifen. Das XVIII. Jahrhundert, welches alle Meinungen der Reformation angenommen hatte und dieselben sogar übertrieb, das XVIII. Jahrhundert schonte die Kreuzzüge nicht und verfehlte keineswegs, die Unwissenheit, den Fanatismus und die Barbarei unserer Vorfahren deshalb anzuklagen. Wenige Personen wissen heut zu Tage, daß Voltaire im Jahre 1753 eine Geschichte der Kreuzzüge herausgab *). Der Gegenstand, welchen er gewählt hatte, war damals so verschrien, und er selbst machte die Begebenheiten, die er erzählte, so lächerlich, daß sein Buch keine Neugier erregte und keine Leser fand. Nichts gleicht der Heftigkeit, mit welcher kurz nachher

*) Diese Relation der Kreuzzüge war Anfangs im Mercur erschienen, und wurde hierauf in einem kleinen Bändchen wieder abgedruckt; Voltaire hat sie später in seine „allgemeine Geschichte" eingeschmolzen.

die Verfasser der Encyclopädie Voltaire's Meinung noch überboten. Diese Art, die Kreuzzüge zu beurtheilen, war so allgemein verbreitet, daß auch die Panegyriker des heiligen Ludwig zu derselben hingerissen wurden und mehrere derselben dem frommen Monarchen seine Waffenthaten und Unglücksfälle in Ägypten und vor Tunis kaum verzeihen.

Eine durch den Geist des Nachforschens und der Analyse aufgeklärte Philosophie ging indeß bis auf die Ursachen der Ereignisse zurück, studirte ihre Wirkungen und war eben dadurch, daß sie die Wahrheit suchte, weniger geneigt zur Declamation und Satyre. Der verständige Robertson spricht in seiner Geschichte Karls V. die Meinung aus, daß die Kreuzzüge die Fortschritte der Freiheit und die Entwickelung des menschlichen Geistes hätten befördern können. Mochte nun diese Art, die Sache zu betrachten, einige Meinungen der Zeit schmeicheln, oder möchte sie auf das Publikum das gewöhnliche Übergewicht der Wahrheit ausüben, kurz, sie fand eine ziemliche Menge Anhänger, und nun fing man an, die Züge der Kreuzfahrer nach dem Orient mit geringerer Strenge zu beurtheilen.

Vor wenigen Jahren eröffnete das französische Institut eine Preisbewerbung, bei welcher es alle Gelehrte aufforderte, die Vortheile bekannt zu machen, welche die Gesellschaft aus den Kreuzzügen gezogen hätte. Wenn man nach den Denkschriften urtheilte, welche bei diesem gelehrten Kampfe den Preis erhielten *), so hätten die heiligen Kriege der Nachwelt mehr Gutes gebracht, als sie den gleichzeitigen Generationen Böses verursacht haben.

So hatten sich die Meinungen über die Kreuzzüge bereits mehrere Mal geändert, als wir unsere Geschichte anfingen. Wenn wir das Gemäßigte und Vernünftige annehmen, was in allen diesen verschiedenen Urtheilen liegt, so glauben wir, daß die morgenländischen Expeditionen weder alles das Gute bewirkt

*) Zwei Denkschriften — die eine von Herrn Heeren, die andere von Herrn von Choiseul d'Aillecourt — erhielten den Preis. Beide sind merkwürdig durch Gelehrsamkeit und kritischen Geist; sie haben uns den Weg vorgezeichnet, dem wir gefolgt sind, und mit Vergnügen erkennen wir Alles an, was wir ihnen verdanken.

haben, was man ihnen zuschreibt, noch alles das Böse, dessen man sie beschuldigt; daß man aber dessen ungeachtet ihren Einfluß auf die spätern Jahrhunderte nicht läugnen kann. Denjenigen Zeitpunkten der Geschichte, welche durch die Entwickelung menschlicher Fähigkeiten am merkwürdigsten waren, gingen immer große Ereignisse voraus, welche die Einbildungskraft befangen, den Verstand eingenommen und allen Gemüthern eine und dieselbe Richtung gegeben hatten. Man kann nicht daran zweifeln, daß eine Revolution, wie die der Kreuzzüge, welche alle Leidenschaften erregt hatte, an der mehrere Generationen Theil genommen hatten, auch im menschlichen Herzen weit vorgedrungen war und dort Eindrücke, Erinnerungen, Gewohnheiten zurückgelassen hatte, die man endlich in der Gesetzgebung und in den Sitten wiederfindet.

Unter den Resultaten der heiligen Kriege befinden sich solche, die unbestreitbar zu sein scheinen, und andere, die man nicht mit derselben Gewißheit bestimmen kann. Mehrere Umstände mußten mit den großen Expeditionen nach dem Morgenlande zusammentreffen, um die Fortschritte der Aufklärung und der Civilisation zu befördern. Nichts ist verwickelter, als die Springfedern, welche die neuern Gesellschaften in Bewegung setzen, und wer den Gang der Dinge durch eine einzige Ursache erklären wollte, würde in einen groben Irrthum verfallen. Dieselben Ereignisse bringen nicht immer dieselben Wirkungen hervor, wie man aus der Schilderung sehen wird, die wir im Begriffe stehen, von Europa im Mittelalter zu entwerfen; die Kreuzzüge trugen in Frankreich zur Schwächung der großen Vasallen bei, während in Deutschland und den andern Staaten die Feudalgewalt fast nicht berührt wurde. Einige Staaten vergrößerten sich zu jener Zeit, und andere gingen ihrem Verfall entgegen; bei mehrern Völkern sehen wir die Freiheit tiefe Wurzeln schlagen und bei den entstehenden Einrichtungen den Vorsitz führen; bei andern Nationen sehen wir die Macht der Fürsten sich erheben, indem sie bald aller Fesseln sich entledigt, bald durch weise Gesetze eingeschränkt wird; hier blühten Handel, Künste und Wissenschaften; dort machte der Gewerbsfleiß nicht die geringsten Fortschritte, und der menschliche Geist blieb in Finsterniß versenkt.

Man erlaube uns, hier einen Vergleich zu machen, der unsere ganze Ansicht vollkommen darstellen wird. Die Principien, oder die Keime der Civilisation zu den Zeiten der Kreuzzüge glichen den Samenkörnern, die der Sturm fortführt und von denen er die einen auf unbebaute Stellen wirft, wo sie unbekannt und unfruchtbar liegen bleiben, die andern aber auf ein gutes Land, wo die Wirkung der Sonne, eine glückliche Temperatur und die Fruchtbarkeit des Bodens ihre Entwickelung begünstigen und sie zum Früchtetragen bringen.

Die Schwierigkeit, die Kreuzzüge wenigstens in ihren Wirkungen zu würdigen, kommt daher, daß dieselben weder vollkommen gelungen, noch vollkommen mißlungen sind. Nichts ist schwerer zu beurtheilen, als dasjenige, was unvollendet geblieben ist; um nun das zu ersetzen, was uns noch fehlt, wollen wir zwei Voraussetzungen machen. Nehmen wir zuvörderst an, daß jene fernen Expeditionen den Erfolg gehabt hätten, den man davon erwarten konnte, und nun wollen wir untersuchen, was in diesem Falle daraus würde hervorgegangen sein. Ägypten, Syrien und Griechenland wurden dann christliche Colonien; die Völker des Morgenlandes und des Abendlandes gingen gemeinschaftlich der Civilisation entgegen; die Sprache der Franken drang bis an das äußerste Ende von Asien; die von Seeräubern bewohnten Küsten der Barbarei würden die Sitten und Gesetze Europens erhalten haben; das Innere von Afrika würde nicht mehr ein für den Verkehr des Handels, für die Nachforschungen der Gelehrten und Reisenden undurchdringliches Land geblieben sein. Um zu erfahren, was man durch diese Vereinigung der Völker unter gleichen Gesetzen, und unter einer und derselben Religion würde gewonnen haben, muß man sich an den Zustand des römischen Universums unter der Regierung Augusts und einiger seiner Nachfolger erinnern, welches Universalreich gewissermaßen nur ein Volk bildete, unter gleichen Gesetzen lebte und eine Sprache redete. Alle Meere waren frei, die entferntesten Provinzen standen durch leichte Wege mit einander in Verbindung, die Städte tauschten die Früchte der Kunst und Industrie, die Klimaten ihre verschiedenen Erzeugnisse, die Völker ihre Aufklärung gegen einander aus. Wenn die Kreuzzüge den Orient

der Christenheit unterworfen hätten, so kann man wohl glauben, daß das große Schauspiel des unter den Gesetzen der Einheit und des Friedens vereinigten Menschengeschlechts sich in den neuern Zeiten mit größerem Glanz und auf eine dauerhaftere Art, als früher, wiederholt haben würde; dann würden die Meinungen nicht sein getheilt worden, dann würde kein Zweifel über die Vortheile der heiligen Kriege entstanden sein.

Stellen wir nun eine andere Hypothese auf und verweilen uns einen Augenblick bei dem Zustande, worin sich Europa würde befunden haben, wenn die Expeditionen gegen die afrikanischen und asiatischen Sarazenen niemals wären unternommen worden, oder wenn die christlichen Heere nur Widerwärtigkeiten erfahren hätten. Im XI. Jahrhundert wurden mehrere Länder Europens durch die Sarazenen überschwemmt, andere durch dieselben bedroht. Welche Vertheidigungsmittel hatte damals die christliche Republik, deren meiste Staaten der Zügellosigkeit Preis gegeben, durch Zwiespalt beunruhigt und in Barbarei versenkt waren? Wenn die Christenheit, wie ein Schriftsteller, Herr von Bonald, bemerkt, damals nicht zu wiederholten Malen aus allen ihren Thoren hervorgebrochen wäre, um einen furchtbaren Feind anzugreifen, muß man in solchem Falle nicht glauben, daß eben dieser Feind die Unthätigkeit der christlichen Völker benutzt, sie während ihrer Streitigkeiten überfallen und eines nach dem andern unterjocht haben würde? Wer von uns bebt nicht vor Schrecken bei dem Gedanken, daß Frankreich, Deutschland, England und Italien das Schicksal Griechenlands und Palästina's hätten erfahren können?

Wir haben im Anfange dieser Geschichte gesagt, daß die Kreuzzüge das Schauspiel eines blutigen, schrecklichen Kampfes zwischen zwei Religionen darboten, die sich um die Herrschaft der Welt stritten. Bei diesem furchtbaren Kampfe bestanden die eigentlichen Vertheidigungsmittel in der Überlegenheit der Einsichten und der geselligen Tugenden. So lange die Unwissenheit der Barbarei über die abendländischen, wie auch über die asiatischen Völker herrschte, blieb der Sieg ungewiß, und vielleicht war die höhere Kraft sogar auf der Seite des barbarischesten Volkes, denn dasselbe war schon im Besitz aller Bedingun-

gen seiner politischen Existenz; als aber Europa die Morgenröthe der Civilisation für sich anbrechen sah, und die Kreuzzüge diesen glücklichen Zeitpunkt beschleunigten, da erkannte es endlich die Sicherheit und seine Feinde fingen an, seine Macht zu fürchten.

Die muselmännische Religion schien durch ihre Doctrin des Fatalismus ihren Schülern jede Vorsorge zu untersagen, und niemals erhob sie den Muth der Krieger in den Tagen des Unglücks. Die Christen hingegen verloren bei Unfällen keine ihrer Fähigkeiten, und oft verdoppelte sogar das Mißgeschick ihre Energie und Thätigkeit. Am meisten erstaunt man bei den Kreuzzügen darüber, daß die Niederlagen der Christen in Asien weit mehr, als ihre Siege, den Enthusiasmus des kriegerischen Volkes von Europa erregten. Um die christlichen Krieger zum Ergreifen der Waffen gegen die Ungläubigen zu veranlassen, redeten die Prediger der heiligen Kriege nicht von dem Ruhm und der Macht Jerusalems, sondern sie bestrebten sich in ihren pathetischen Klagen, die Gefahren, das Unglück und den Verfall der christlichen Colonien zu übertreiben.

Unter der Herrschaft des Islamismus ist nur der Despotismus stark; aber die Kraft des Despotismus ist fast nie etwas Anderes, als Schwäche der Völker. Die christliche Religion hat einen andern Zweck, wenn sie zu ihren Schülern sagt: »Laßt uns einander lieben wie Brüder.« In allen ihren Grundsätzen befiehlt sie ihnen, sich zu vereinigen, sich einander zu helfen und aufzuklären. So verdoppelt sie die Kraft ihrer Jünger, indem sie dieselben bei Anstrengungen, Gefahren, Befürchtungen, Hoffnungen, Meinungen und Gefühlen unaufhörlich in Gemeinschaft setzt. Eben dieser Geist der Geselligkeit gab den Kreuzzügen ihre Entstehung und erhielt dieselben zwei Jahrhunderte hindurch. Konnte er auch ihren Erfolg nicht sichern, so bereitete er zum wenigsten die christliche Republik vor, sich später mit Vortheil zu vertheidigen; er machte aus den Völkern Europens gleichsam jenes Bund Pfeile, das man nicht mehr zerbrechen konnte; er schuf mitten unter Streitigkeiten eine moralische Kraft, welche nichts zu überwinden vermochte, und die Christenheit, welche durch diese moralische Kraft vertheidigt wurde, konnte endlich zu

den Barbaren, welche sich zu Herren von Byzanz gemacht hatten, dasselbe sagen, was einst Gott zu den Fluthen des Meeres sagte: »Bis hierher und nicht weiter.«

Das Christenthum und die Heldentugenden, welche dasselbe seinen Schülern einflößte, waren also im Mittelalter gleichsam ein undurchdringlicher Schild für das christliche Europa. Als der Enthusiasmus für die Kreuzzüge jenseits des Meeres anfing schwächer zu werden, riefen die Oberhäupter der Kirche noch immer den Geist des Evangeliums zu Hülfe, um die Völker gegen die Muselmänner anzufeuern, welche Letztere im Begriffe standen, in Deutschland und Italien einzufallen. Indem die Päpste den christlichen Kriegern immer das Kreuz Jesu Christi zeigten, gelang es ihnen zuweilen, in den Herzen die Gefühle eines religiösen und patriotischen Heldenmuthes zu erwecken. Man kann es also nicht läugnen, daß die Kreuzzüge mächtig dazu beigetragen haben, die europäischen Gesellschaften von dem Einfalle der Barbaren zu retten, und das war ohne Zweifel der erste und größte von allen Vortheilen, welche die Menschheit aus denselben gezogen hat.

Die Leser werden sich erinnern, daß wir in unserer Geschichte Sorge getragen haben, den Charakter und die besondere Physiognomie eines jeden Kreuzzuges zu zeigen, und das Gute und Böse anzudeuten, was für die Zeitgenossen daraus entsprang; jetzt wollen wir in einer allgemeinen Übersicht alle nach dem Morgenland unternommene Expeditionen umfassen; wir wollen den Zustand der europäischen Reiche während der heiligen Kriege zeigen, sowie den Ursprung der Einrichtungen und Gesetze und die Fortschritte der Aufklärung, wobei wir dem gebildeten Leser die Sorge überlassen, selbst zu urtheilen, was das Werk der Zeit ist, und was der Politik der Könige, den menschlichen Leidenschaften, oder dem Einflusse des Christenthums und der Kreuzzüge angehört.

Zweites Kapitel.

Frankreich.

Was jede Generation am wenigsten kennt, das ist der Geist und die Charakter derjenigen Ereignisse, an welchen sie Theil genommen hat; also kann die Geschichte, um die frühern Zeitalter gehörig zu würdigen, selten die Urtheile derselben aufrufen und sich durch ihre Einsichten helfen. Wenn man das Gute und das Böse kund thun will, welches die Kreuzzüge hervorgebracht haben, dann sieht man sich in die Nothwendigkeit versetzt, dasjenige, was nach diesen großen Umwälzungen gekommen ist, in der Gesellschaft zu suchen und mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit das anzugeben, was man als ihr Werk betrachten kann.

Um zu beurtheilen, was die französische Monarchie während der Kreuzzüge hat gewinnen können, wird es uns vielleicht genug sein, zu sehen, was dieselbe unter Philipp I. vor dem Concilium von Clermont, und was sie zwei Jahrhunderte später war, als Ludwig IX. zu Tunis auf der Asche starb. Unter dem zweiten Geschlecht unserer Könige strebten alle Theile des großen französischen Reichs, in Folge der Theilungen zwischen den Kindern der Monarchen, sich von einander zu trennen. Diese absondernde Bewegung, dieses Streben, sich zu theilen, wuchs noch durch die Fortschritte und die große Unordnung des Lehenswesens. Ein ganz entgegengesetzter Antrieb fand unter der dritten Dynastie statt, und das Übermaß des Übels machte, daß man zum Princip der Einheit zurückkehrte. Unter den beiden ersten Regierungen der Capets war der Monarch gezwungen, unaufhörlich gegen die in der Nähe seiner Hauptstadt ansässigen Großen zu kämpfen, und oft hielt das Schloß eines ungetreuen Vasallen die ganze Macht der Monarchie zurück. Trotz dieses Zustandes der Unordnung und Schwachheit war der Name Frankreich geblieben, und dieser schon berühmte Name mußte hinreichen, um die Franzosen des Südens und des Nordens zu den Gefühlen für ein gemeinschaftliches Vaterland zurückzuführen. Dieser Geist der Nationalität, aus welchem das König-

thum seine ganze Macht zog, wurde auf natürliche Weise durch die Kreuzzüge begünstigt.

Man weiß, daß der Papst Urban sich hauptsächlich an die Franzosen gewendet hatte *), und indem das französische Volk das Zeichen zu den Kreuzzügen gab, stellte es sich gewissermaßen an die Spitze der größten Ereignisse des Mittelalters; der Ruhm der ersten Expedition gehört ihm ungetheilt an, und das Königthum mußte, ohne unmittelbaren Theil daran zu nehmen, großen Vortheil daraus ziehen. Man kennt alle Beschwerden, die sich gegen den zweiten Kreuzzug erhoben; aber man sah dabei einen König von Frankreich ein zahlreiches Heer außerhalb seines Königreichs befehligen, was man seit Karl dem Großen nicht gesehen hatte, und nichts war fähiger, das Gedeihen der Monarchie zu begünstigen. Wenn es wahr ist, daß Eleonorens Betragen im Morgenlande ihre Ehescheidung bedingte, und daß Ludwig VII. auf diese Art Guyenne verlor, welches in die Hände der Engländer fiel, so muß man auch sagen, daß dieser Verlust bald ersetzt wurde, und daß Philipp August mehr wiederfand, als Ludwig der Jüngere verloren hatte. Wenn man die Rolle betrachtet, welche Philipp August beim dritten Kreuzzuge spielte, so könnte man glauben, daß er bloß nach Asien gegangen wäre, um Richarden dahin zu führen und den furchtbarsten seiner Nebenbuhler aus dem Abendlande zu entfernen; als der englische Monarch in alle Schwierigkeiten und Verlegenheiten des heiligen Krieges verwickelt war, kehrte der König von Frankreich in seine Staaten zurück und benutzte, wie uns die Geschichte sagt, die Abwesenheit seiner Feinde oder Nachbarn, wenn auch nicht mit jener Rechtlichkeit, welche man so gern in dem Betragen der Könige sieht, aber doch wenigstens mit einer Geschicklichkeit, welche die neuere Politik sich oft zum Muster genommen hat.

Man weiß, welcher Sturm sich später gegen das Königthum erhob; aber der Enthusiasmus für die Kreuzzüge kam demselben auf's Neue zu Hülfe und stürzte plötzlich die Projecte eines furchtbaren Bündnisses zu Boden. Hingerissen durch das Beispiel des Herzogs von Bretagne und des Königs von Na-

*) Man sehe das I. Buch.

varra, zogen die großen Vasallen nach Palästina und verschwendeten im Morgenlande Schätze und Heere, die sie bisher bloß dazu angewendet hatten, das Königreich zu beunruhigen. Ludwig IX. endlich nahm, als er nach Asien abging, alle die Großen mit, welche sich gegen ihn erklärt hatten, und bei seiner letzten Expedition hatte er den ganzen französischen Adel in seinem Solde. Das Mißgeschick, welches die Heere traf, kann uns nicht hindern, die schleunigen Fortschritte der königlichen Gewalt zu erkennen. Selbst die Theilnahme, die man großen Unglücksfällen schenkte, die Aufopferungen für eine Sache, welche die des ganzen Volkes war, die Gewohnheit, die Könige an der Spitze der französischen Kriegerschaaren zu sehen, verwischten nach und nach das Princip der Feudalität, oder wandten es vielmehr zum Vortheil der Monarchie. Die Unruhe und der Ungehorsam, welche im Lehenswesen lagen, konnten den Ruhm der christlichen Waffen trüben; aber selbst der Geist und die Gewohnheiten eines entfernten Krieges unterwarfen endlich den Stolz der Grafen und Barone. Man kann also wohl sagen, daß das Lehenswesen anfangs den Fortschritten der heiligen Kriege schadete, und daß hierauf die heiligen Kriege die furchtbarsten Streiche gegen jene Anarchie führten, in welcher das Königthum auf dem Punkte stand, unterzugehen.

Man bemerkte, wie wir zu Anfange dieses Kapitels gesagt haben, bei allen Völkern Frankreichs, von den Pyrenäen bis an den Rhein, ein Gefühl der Achtung und Vorliebe für die Unterthanen des Königs, welche damals allein den Namen Franzosen führten und welche man als die Ältesten der großen Familie betrachten konnte. Die meisten Chroniken reden stets von den Franzosen in den wohlwollendsten und ehrenvollsten Ausdrücken. Raoul von Caen, welcher aus der Normandie war, zögert, seine Geschichte Tancreds anzufangen, weil es, wie er sagt, die Sache Frankreichs ist, die großen Männer zu feiern, Frankreichs, dessen Schooß alle Arten von Verdienst und Talent in sich faßt. Der Abt Nogent sagt, er habe seiner Geschichte des ersten Kreuzzuges den Titel Gesta Dei per Francos gegeben, um dem kriegerischen Volke der Franzosen Ehre zu erzeigen *).

Unter den Franken, die sich in Syrien niedergelassen hatten,

sprach man fast nur Französisch. Als der Stamm der Balduinen im Orient erlosch, verlangten die Christen des Landes einen König von Philipp Augusten, welcher ihnen einen seiner Barone gab †). Der Name Frankreich mischte sich allen großen Ereignissen der Kreuzzüge bei, und die christlichen Colonien jenseits des Meeres wurden das morgenländische Frankreich genannt. Noch fester zogen sich die Bande des Vaterlandes unter den Kriegern, welche zum Kampf in ferne Länder zogen. Die in ihrem eigenen Lande unter mehrern Herrschaften zerstreuten Franzosen wurden unter dem fremden Himmel Syriens und Ägyptens einander näher gebracht und waren dort mehr geneigt, sich zu vereinigen.

Andere Ursachen konnten ebenfalls dazu beitragen, diesen Geist der Nationalität zu erhalten. Wie dem auch sei, so wuchs derselbe doch von Zeitalter zu Zeitalter, von Regierung zu Regierung, und endlich gab es nichts Glücklicheres für die Völker, nichts Rühmlicheres für die Monarchen, als die Vereinigung einer Stadt mit der Krone; der Verlust einer Provinz hingegen war für das Königthum eine Schande und ein sehr großes Unglück; Frankreich schien zur Zeit der Kreuzzüge, gleich den Römern, seinen Gott Termes zu haben, der nie zurückwich, sondern immer vordrang. Unglücksfälle konnten es schwächen; allein diese vorübergehenden Unglücksfälle veränderten keineswegs den Charakter des Volkes. Mathieu Paris berichtet uns, daß Ludwig IX., als er nach seiner Befreiung beschlossen hatte, einige Zeit in Palästina zu bleiben, Heinrich III. versprach, ihm die Normandie zurückzugeben, wenn er ihm mit einem Heere zu Hülfe käme. Über diesen Vorschlag ließen die durch die Königin Blanka versammelten französischen Barone ihre Unzufriedenheit in einem heftigen Murren ausbrechen, und vergaßen in ihrem Unwillen auf einen Augenblick die Ehrfurcht und die Liebe, die sie einem unglücklichen Könige schuldig waren. Als der König von England den Zorn und die Drohungen der französischen

*) Vier Jahrhunderte später glaubte Bongars seiner Sammlung der Geschichtschreiber der Kreuzzüge den Titel Gesta Dei per Francos geben zu müssen, weil, wie er sagt, der ganze Ruhm dieser Expeditionen auf Frankreich fällt.

†) Johann von Brienne. (Man sehe das XII. Buch.)

Barone erfuhr, wurde er abgeschreckt und hielt es, wie der englische Geschichtschreiber sagt, nicht für zweckmäßig, die Unterhandlung weiter zu treiben. Ein Jahrhundert nach den Kreuzzügen bietet uns die Geschichte ein rührendes Beispiel jenes Patriotismus, für den es nichts Schöneres gab, als Franzosen zu sein, und nichts Traurigeres, als es nicht zu sein. Der König Johann hatte, nachdem er aus der Gefangenschaft gekommen war, dem Könige von England mehrere Provinzen abgetreten, und als dieser Vertrag bekannt wurde — wir folgen hier der Erzählung Froissards — wollten mehrere Große aus Languedoc und Gascogne »durchaus nicht gehorchen; Einige sagten, es käme dem Könige von Frankreich nicht zu, sie ihrer Treue zu entlassen.« In Poitou, la Rochelle und Saintonge baten die Barone, Ritter und gute Städte den König zu wiederholten Malen, »er möchte sie nicht in die Hände der Fremdlinge geben.« Endlich gehorchten sie; aber die Notabeln von la Rochelle sagten: »Wir werden den Engländern mit den Lippen gehorchen; aber die Herzen werden nichts davon wissen.«

Zu diesem, so deutlich bekundeten Bedürfnisse, die Familienbande fester zu knüpfen, und die zerstreuten Theile einer großen Macht wieder zu sammeln, kam noch das Verlangen, Frankreich größer werden und sich gegen jede fremde, oder nebenbuhlerische Herrschaft befestigen zu sehen. Da die wahre Größe der französischen Nation aus einem Geiste der Einheit und Annäherung bestand, so mußte dieses wohlthätige Streben in ihrer politischen Organisation geheiligt werden; es mußte ein Princip der Einheit, des höchsten Willens, Alles regeln, Alles beseelen, und Frankreich mußte, wie ein einziger Mann, der Erfüllung seines Geschicks entgegengehen können; es mußte in seiner Regierung, welche sein Leben war, unabhängig sein, ehe seine Bürger selbst es wurden, und ein Zeitpunkt der Macht und des Ruhmes mußte dem der Freiheit vorausgehen. Ein merkwürdiger Umstand! In demselben Verhältnisse, wie sich Frankreich als Staat und als Nation erhob, sah man auch die Befreiung der Städte und die Freiheit der Bürger sich ausbreiten und wachsen. Es geht mit den politischen Gesellschaften, wie mit der Familie, wo die Ausübung der edelsten Rechte für das muthmaßliche Alter

der Reife und der Vernunft aufbewahrt wird. Wenn es anders gewesen wäre, so würde Frankreich wahrscheinlich nicht zu diesem Punkte von Glück und Größe gelangt sein, wo wir es gesehen haben, sondern es würde eben so geendigt haben, wie das unglückliche Italien.

Die Fortuna Frankreichs bediente sich hauptsächlich der königlichen Gewalt, um diese Wunder zu bewirken, und eben deshalb haben die Franzosen stets mehr Zuneigung für das Königthum gezeigt, als die andern Völker; diese Gewalt wurde ein Sammelpunkt, welcher Alles zusammenzog, was zerstreut, Alles einander näherte, was getrennt war. Gleich wie Newton, bloß durch das Princip der Attraction, das Weltensystem erklärt hat, könnte man, wie es uns scheint, auch das innere Wesen Frankreichs durch dieses Königthum erklären, welches von den ersten Zeiten an ein gemeinschaftliches Centrum, ein Gravitationspunkt war, in dessen Nähe Alles thätig sein, sich bewegen und sich vergrößern mußte.

Demjenigen, was wir gesagt haben, fügen wir noch bei, daß die Monarchie bei den Kreuzzügen das erhielt, was sie zu andern Zeiten und durch andere Mittel niemals würde erhalten haben, nämlich Truppenaushebungen und Abgaben vom Volke, vom Adel, und sogar von der Geistlichkeit. Die Versammlungen der Prälaten und Barone, zu welchen das Königthum seine Zuflucht nicht mehr nahm und von denen man beinahe seit einem Jahrhundert nicht mehr sprach, wurden in die Nähe des Thrones berufen, um über jeden Kreuzzug zu rathschlagen. Es mußten daraus einige Vortheile für die Administration des Königreichs, und nützliche Aufklärungen für die Krone entspringen. Wenn die Könige zum heiligen Kriege zogen, pflegten sie Verordnungen und Edicte zu erlassen, die sie für geeignet hielten, ihre eigene Abwesenheit zu ersetzen, und womit sich die entstehende Gesetzgebung bereicherte. Als Ludwig IX. sich nach Tunis einschiffte, verfaßte er seine weisesten Gesetze; erfüllt von dem heiligen Gedanken des Kreuzzuges, ordnete er sorgfältig Alles für das Königreich an, welches er liebte »wie den Apfel seines Auges,« und die Institutionen des »gerechtigkeitliebenden«

Monarchen waren der letzte Abschied, welchen er von Frankreich nahm.

Um unsere Meinung kürzlich zu wiederholen, sagen wir zum Schlusse dieses Kapitels, daß Frankreich dasjenige abendländische Königreich war, welches die Kreuzzüge am meisten benutzte, und daß jene großen Ereignisse hauptsächlich die Macht der königlichen Würde vermehrten, aus welcher die Civilisation entspringen sollte. Schon zur Zeit der heiligen Kriege sonderte man die französische Nation nicht mehr von ihren Königen ab, und der Geist der Völker war so beschaffen, daß ein alter Panegyriker des heiligen Ludwig das Andenken des französischen Monarchen gar nicht besser glaubt ehren zu können, als wenn er von den Wundern und von dem Ruhm Frankreichs redet. Merkwürdig ist es, daß die Dynastie der Karolinger sich durch die Siege über diejenigen Sarazenen festsetzte, welche von jenseits der Pyrenäen herkamen, und daß das Geschlecht der Capets seine Macht durch die Kriege vermehrte, die es gegen die Ungläubigen des Morgenlandes unternahm.

Drittes Kapitel.

England.

Das auf seiner Insel eingeschlossene englische Volk hatte fern von sich die ersten Stürme der Kreuzzüge ausbrechen sehen. Zu jener Zeit waren die Könige von England beschäftigt, die Unzufriedenheit der eroberten Völker zu dämpfen, und benutzten zu gleicher Zeit die Abwesenheit ihrer Nachbarn und ihrer Nebenbuhler, welche durch die herrschenden Meinungen nach Asien gezogen wurden. Heinrich II., der nach dem zweiten morgenländischen Kriege Eleonorens Gemahl und Herr von Guyenne geworden war, setzte mit eben so viel Glück als Geschicklichkeit das Werk fort, welches seine Vorfahren begonnen hatten, als der Mord des Thomas Bequet den Lauf seiner Pläne hemmte und die ganze Politik seiner Regierung veränderte. Bedroht mit den

römischen Blitzen sah er sich gezwungen, den Ideen seines Jahrhunderts zu gehorchen, und gelobte, drei Jahre im heiligen Kriege zuzubringen, und zwar entweder in Spanien, oder in Syrien. Ein zwischen Heinrich II. und Ludwig VII. zu Ivry abgeschlossener Vertrag berichtet uns, daß diese beiden Monarchen den Plan gemacht hatten, sich mit einander zum Kreuzzuge zu begeben; aber man sah in diesem Vertrage den möglichen Fall eines Bruches dermaßen voraus, man bemerkt darin so gezwungene Betheuerungen einer gegenseitigen Zuneigung, daß man schon damals glauben konnte, die Könige von Frankreich und England mißtrauten einander und würden sich nicht unter den Fahnen des Kreuzes vereinigen.

Als der Patriarch von Jerusalem nach England kam und Heinrichen beschwor, nach Asien zu gehen, predigte der König selbst den Kreuzzug; aber seine Barone hielten ihn ab, das Königreich zu verlassen, welches im Innern beunruhigt und von außen her bedroht wurde. Der Patriarch rief den himmlischen Zorn herab auf des Königs Haupt, und um nun dem Fluche des Himmels zu entgehen, schickte Heinrich II. einige Ritter und eine große Summe Geldes nach dem heiligen Lande. Aus Dankbarkeit für die großmüthigen Gaben des englischen Monarchen ließ man sein Wappen auf die Fahnen von Jerusalem setzen, und es geschah in der unglücklichen Schlacht von Tiberias, daß das Wappen der brittanischen Monarchie zugleich mit dem wahren Kreuze in die Gewalt Saladins fiel *).

Sobald man in Europa den Verlust der heiligen Stadt erfuhr, wurde der Kreuzzug in England, sowie in den andern christlichen Ländern gepredigt. Man sah viele Wunder am Himmel und das Volk entflammte sich mit einem heiligen Enthusiasmus für die Sache des Kreuzes. Mitten unter dieser Bewegung der Gemüther folgte Richard auf seinen Vater Heinrich II., welcher noch sterbend geschworen hatte, zur Befreiung von Jerusalem zu ziehen. Richard, welcher den Krieg leidenschaftlich liebte, ergriff diese Gelegenheit mit Feuer und erblickte in seiner Thronbesteigung nur ein Mittel, sich Geld und Truppen zu ver-

*) Man sehe das I. Buch.

schaffen und sich in Asien einen hohen kriegerischen Ruhm zu erwerben. Er erhob von den Engländern Abgaben mit größerer Strenge, als er dieselben vielleicht von den überwundenen Sarazenen würde erpreßt haben. Durch seine Kämpfe gegen Saladin errang er einen ausgezeichneten Platz unter den großen Feldherren des Mittelalters; was konnte man aber — wenn man ihn als König betrachtete — von einem Fürsten erwarten, welcher, ehe er aufbrach, die Vorrechte seiner Krone verkauft und es bedauert hatte, keinen Käufer zu seiner Hauptstadt finden zu können? Er vergoß Thränen über Jerusalem, welches er nicht befreien konnte; aber seinem, den Parteien Preis gegebenen Volke schenkte er nur eine späte, unfruchtbare Erinnerung. Seine Gefangenschaft brachte alle Übel, welche durch seinen Aufenthalt im Orient entstanden waren, auf den höchsten Punkt. Um die beweinenswerthe Lage der Unterthanen Richards kennen zu lernen, würde es genug sein, die Briefe Eleonorens von Guyenne an den Papst Cölestin zu lesen. Es blieben ihr zwei Söhne, um sie in ihrem Alter zu trösten; aber der eine schmachtete in den Gefängnissen Deutschlands, der andere verwüstete das Königreich mit Feuer und Schwert, und die aufgeregte Einbildungskraft Eleonorens erblickte nichts, als Ursachen zur Betrübniß, blutige Zwistigkeiten und große Unglücksfälle, welche noch andere Trübsal verkündeten. In ihrer Verzweiflung sah sie die zukünftigen Revolutionen Englands voraus; denn das Übermaß der Verzweiflung hat oft etwas Prophetisches an sich, und sie wandte sich folgendermaßen an den römischen Papst: »Die Zeit der Uneinigkeit naht heran, und nicht fern sind die Tage der Unruhe und Gefahr, die Tage, wo der Mantel Christi soll getheilt werden, wo die christliche Welt sehen wird, wie das Netz Petri zerreißt, wo die katholische Einheit sich auflöst.« Diese sonderbare Weissagung erfüllte sich erst lange nach den Kreuzzügen jenseits des Meeres; wir müssen aber glauben, daß Eleonorens Worte damals nicht bloß den Kummer einer Mutter ausdrückten, sondern auch die allgemeine Stimmung der Gemüther, die Unzufriedenheit und das Elend des englischen Volkes.

Als Johann ohne Land zum Könige gekrönt wurde, erhob man in England zum Behuf des Kreuzzuges einen Tribut von

der Geistlichkeit und dem Volke. Richards Bruder nahm das Kreuz nicht, bald verlor er durch ein großes Verbrechen die Normandie und seine Regierung entfremdete ihm die Liebe der Völker. Da der neue König die englische Geistlichkeit gegen sich aufgebracht hatte, so zog er das Anathema der Kirche auf sein Haupt; der Papst Innocenz III. bot Philipp Augusten Johanns Königreich an und versprach die Privilegien der Pilger von Jerusalem Allen, die gegen Letztern die Waffen ergreifen würden. Um der Gefahr zu entgehen, erklärte sich Johann zum Vasallen des heiligen Stuhles und übergab England »Gott, dem heiligen Aposteln Petrus und Paulus, dem Papst Innocenz III. und seinen Nachfolgern.« Diese Abtretung eines verwüsteten Königreichs brachte dem römischen Hofe weiter nichts ein, als eine gefährliche Verantwortlichkeit, und streute unter dem englischen Volke neuen Stoff zu Zwiespalt und Unruhen aus. Bald war Johann mit seinen Baronen handgemein, und selbst die Geistlichkeit und die Gemeinden vereinigten sich mit dem Adel. Umsonst gelobte der König nach Jerusalem zu gehen, und nahm die Privilegien der Kreuzfahrer in Anspruch; umsonst schleuderte die römische Kirche ihre Blitzstrahlen gegen die Barone und selbst gegen Ludwig VIII., welchen die Engländer auf ihren Thron beriefen. Die Unordnung wuchs immer mehr, und da es der englischen Freiheit beschieden war, unter schlechten Fürsten hauptsächliche Fortschritte zu machen, so fühlte das ganze Volk die Nothwendigkeit, sich von der Gewalt Johanns zu befreien, und aus dem unruhigen Zustande, aus den Trümmern, worein zwei unglückliche Regierungen England versenkt hatten, ging endlich die große Charte hervor.

Später, unter der Regierung Heinrichs III., redete man oft davon, einen Kreuzzug zu unternehmen; mehr als einmal wollten die englischen Barone, selbst gegen den Willen ihrer Monarchen, nach dem Morgenlande ziehen, und schon der bloße Gedanke, einem Könige zu widerstreben, den sie nicht liebten, vermehrte ihre fromme Ungeduld. Heinrich unterließ nicht, die Meinungen seines Zeitalters zu benutzen, und machte sich mehrere Mal verbindlich, zum Kreuzzuge zu gehen, in der einzigen Absicht, Subsidien zu erhalten. Mathieu Paris berichtet, daß der

Papst den englischen Monarchen ermächtigt hatte, drei Jahre lang einen Zehnten von der Geistlichkeit und dem Volke zu erheben. »Wenn diese Abgabe,« setzte der Verfasser hinzu, »hätte können erhoben werden, so würde sie der Krone über sechshunderttausend Pfund Sterling eingetragen, aber auch das Königreich zu Grunde gerichtet haben.« Der Leichtsinn, womit der englische Monarch seine Schwüre behandelte, war Schuld, daß man das Königthum verachtete, und die Verachtung des Volkes erlaubte ihm nicht, einen lastenden Tribut zu erheben.

Da sich die Formen des Kreuzzuges überall eingeschlichen hatten, so wendete man dieselben sogar bei dem Kriege an, den man damals gegen den König führte. In der Ligue der Barone gegen Heinrich III. trugen die Gegner der Krone ein Kreuz, wie bei den Kriegen jenseits des Meeres, und die Priester verhießen die Palmen des Märtyrerthums denjenigen, welche für die Sache der Freiheit sterben würden. Merkwürdig ist es, daß das Oberhaupt der für die Unabhängigkeit der englischen Nation gebildeten Ligue ein französischer Edelmann war, nämlich der Graf von Montfort, der sich im Kreuzzuge gegen die Albigenser so berühmt gemacht hatte.

Aus dieser flüchtigen Schilderung kann man sehen, daß die Kreuzzüge in England keinen für das Königthum günstigen Einfluß übten; dessenungeachtet glauben wir, daß sie weder den Gemeinden, welche kaum noch existirten, noch jener Aristokratie, aus welcher das Geschick des englischen Volkes hervorgehen sollte, einige Kraft verliehen haben. Die Aristokratie, sowie sie Wilhelm der Eroberer eingesetzt hatte und welche in sechzigtausend Lehen zerstreut war, mußte sich mit der Geistlichkeit und dem Volke vereinigen, um ihre Klagen und Beschwerden vernehmbar und geltend zu machen. Wenn die englischen Revolutionen endlich heilsame Wirkungen hervorbrachten, so geschah es, weil dabei alle Klassen der Gesellschaft zusammen wirkten, und man im Interesse Aller handelte. Man kann nicht sagen, zu welcher Zeit die englische Constitution entstand, welche Umstände ihre Fortschritte begünstigten, und unter welcher Regierung sie ihre größte Entwickelung erhielt. Der Einklang der Parteien, Sitten und Gewohnheiten, der Beifall der Generationen, die Tra-

ditionen, und die Erinnerungen errichteten nach und nach das Gebäude der englischen Freiheit, und diese mußte dauerhafter sein, als in vielen andern Ländern; denn es ist schwer, das zu zerstören, woran Jedermann gearbeitet hat, und die Zeit ehrt in den menschlichen Institutionen fast immer dasjenige, was ihr eigenes Werk ist.

Die Kreuzzüge — wir müssen es wiederholen — trugen wenig zu diesem Zustand der Dinge bei. Wir fügen hinzu, daß die britanische Macht, welche mit ihren politischen und Handelsbeziehungen einst die Welt umfassen sollte, selbst die heiligen Kriege nicht benutzte, um ihren Handel und ihre Industrie zu erweitern. Sie hatte nie eine Factorei oder eine Colonie in den christlichen Staaten des Morgenlandes, und ihre Schifffahrt machte damals keine Fortschritte, welche die Geschichte erwähnen könnte. Man kann es nicht läugnen, daß die englische Nation sich auch bei den Kreuzzügen Waffenruhm erwarb; als sie aber reich und mächtig wurde und die wahren Quellen ihres Gedeihens besser würdigen lernte, zögerte sie nicht, auf einen Ruhm Verzicht zu leisten, in welchem sie weder reellen Vortheil, noch positives Interesse fand. Ohne Zweifel findet man eben deshalb bei den neuern Geschichtschreibern Großbritaniens kaum eine Spur von den heiligen Kriegen *).

Wir müssen zum Schlusse dieses Kapitels sagen, daß die Kriege, welche England auf dem Continent zu führen hatte, ihm nicht nutzbarer waren, als der Antheil, den es an den Expeditionen gegen die Ungläubigen nahm. Es war ein großes Unglück für die Nachfolger Wilhelms des Eroberers, daß sie diesseits des Kanals Provinzen behalten hatten, welche nur zu oft ihre Aufmerksamkeit außerhalb ihres Landes zogen. Wir haben in der Geschichte gesehen, daß diese Lage der Dinge, und die langen Streitigkeiten, welche daraus entsprangen, zuweilen dem guten Erfolg der morgenländischen Kriege schadeten und diesel-

*) Wir bedauern es, daß Hallam in seinem wichtigen Werke: „Europa im Mittelalter," sich durch das Beispiel der Geschichtschreiber seines Landes hat verleiten lassen. Man kann es diesem schätzbaren Schriftsteller nicht verzeihen, daß er, weil er doch die Geschichte des Mittelalters schrieb, gar nicht von den Kreuzzügen geredet hat.

ten am Ende gänzlich hemmten. Man weiß, daß Eduard, welcher oft das Kreuz der heiligen Wallfahrt genommen hatte, plötzlich Frankreich bedrohte, und daß wegen dieser Drohungen die Zurüstungen zu einem Kreuzzuge aufgehoben wurden, den Philipp von Valois unternehmen wollte *). Gerade damals brach zwischen zwei nebenbuhlerischen Völkern ein Krieg aus, welcher länger dauerte und mehr Drangsal erzeugte, als die heiligen Kriege. Unter den Unglücksfällen und Gefahren, welche der Einfall in ein fremdes Land mit sich führte, überließen sich die englischen Monarchen der Willkühr der Barone und der Gemeinden, um Geld und Soldaten zu bekommen, und England vergaß, daß es den wahren Grundstoff der Macht und des Gedeihens in seinem eigenen Schooße trug.

Viertes Kapitel.

Deutschland.

Während England im Kampfe gegen seine Könige die Freiheit errang, während Frankreich die seinige vom Königthume zurückforderte, stellte Deutschland ein anderes Schauspiel dar; denn das deutsche Reich, welches unter Otto I. und Heinrich III. in so hellem Glanze gestrahlt hatte, ging während der Kreuzzüge einem schleunigen Verfall entgegen. Die kaiserliche Macht hatte anfangs über alle Andern geherrscht; allein die Kaiser, die wechselsweise mit dem heiligen Stuhle und den Empörungen der großen Vasallen handgemein waren, gewährten Allen, die sich zu ihrer Vertheidigung stellten, Privilegien und Freiheiten, und Alles, was sie bewilligt hatten, wendete sich später gegen ihre eigene Macht. Bald hatte Deutschland geistliche Fürsten, deren Blicke sich auf den römischen Hof wandten; weltliche, als Souverains anerkannte Fürsten, die sich damit beschäftigten, ihre Vorrechte zu vergrößern; freie Städte, welche unabhängige Re-

*) Man sehe das XIX. Buch.

publiken geworden waren; einen niedern Adel, welcher, von allen Lehensbanden befreit, die Provinzen durch seine Privatfehden und seine Räubereien verwüstete, und die kaiserliche Macht stand allein mitten unter diesen neuen Verhältnissen. In der allgemeinen Unordnung hatte Jeder Mittel gefunden, sich zu vergrößern, oder zu erhalten, während das Oberhaupt des Reichs seinen Besitzungen kein einziges Lehen beifügen konnte und seine nicht auf das Erbschaftsrecht gestützte Familie keine feste Zukunft hatte. Alle Anstrengungen der Kaiser hatten es nicht verhindern können, daß die Krone eine Wahlkrone blieb; die Thronfolge der Oberherren Deutschlands hing also von der Wahl des Adels und der Fürsten ab, welche selbst sich von jeder Abhängigkeit befreit hatten. Mehrere von den Fürsten, welche den kaiserlichen Thron bestiegen, übten durch ihre Geschicklichkeit und Tapferkeit einen großen Einfluß; allein dieser, bloß persönliche Einfluß gab der Krone nicht die geringste Kraft, oder starb mit ihnen ab. Abenteuerliche Unternehmungen und Kriege jenseits der Alpen trugen ebenfalls zur Schwächung ihrer Macht bei, und die gleichzeitige Geschichte klagte schon über die unvorsichtige Politik Deutschlands, welche, wie Cornelius Zanfliet sagt, »aus dem Schooß ihrer Wolken einen Regen von Eisen auf Italien schleuderte;« die Ufer des Po und der Tiber waren für die teutonischen Monarchen dasselbe, was einst Germanien für den Augustus und seine Nachfolger gewesen war; sie verloren daselbst ihre Legionen und konnten sich dort niemals halten. Bei diesen unbesonnenen Expeditionen trafen sie auf die Päpste, welche ihnen einen Vernichtungskrieg ankündigten. Zwei Kaiserfamilien unterlagen den Donnern Roms, und während sie sich in vergeblichen Anstrengungen erschöpften, um über die Lombardei, oder das Königreich Neapel zu herrschen, verloren sie vollends die letzte Gewalt, welche ihnen in Deutschland noch übrig blieb.

Es ist nicht leicht, zu unterscheiden, welchen Einfluß die Kreuzzüge während dieser Umwälzungen auf das Geschick des deutschen Volkes hatten. Man weiß, daß Deutschland an der ersten Expedition eigentlich gar keinen Theil nahm, und daß die, mit den langwierigen Streitigkeiten zwischen dem Priesterthum und dem Reiche vorzugsweise beschäftigten Völker dieses Landes,

um unter die Fahnen des heiligen Krieges zu eilen, erst die Wunder des Himmels vervielfältigt sehen und vorzüglich die Befreiung von Jerusalem erfahren mußten.

Als man den zweiten Kreuzzug predigte, hatte Konrad II. die Zügel des Reichs in den Händen. Die Beredtsamkeit des heiligen Bernhard, oder vielmehr das Gerücht von seinen Wundern, erwärmte den Eifer der Deutschen und ihres Oberhaupts. Die Streitigkeiten, die während dieser Expedition zwischen den deutschen-Kaisern und den Gebietern von Byzanz entstanden, erneuerten, oder steigerten den Widerwillen der Griechen und der Lateiner, und dieser Widerwille führte großes Elend für die Kreuzfahrer und vielleicht auch die Unfälle herbei, wodurch die blühendsten Heere Deutschlands umkamen. Der Vorrang, welchen Konrad in Jerusalem über Ludwig VII. erhielt, und — wie Odo von Deuil sagt, die Ehre, unter den Mauern von Damas einen Riesen durch und durch gehauen zu haben, waren die einzigen Vortheile, die einzigen Ansprüche auf Ruhm, welche der Kaiser aus dem Orient mit zurückbrachte. In einem Breve des Papstes wurde er als »erster Vertheidiger der Kirche« proclamirt; vorzüglich aber mußte er sich das Vertrauen der Völker dadurch erwerben, daß er bei seinem Abgange nach Asien einen Minister zurückgelassen hatte, der für das Reich dasselbe wurde, was der Abt Suger zu der nämlichen Zeit für Frankreich war.

Vierzig Jahre später erhitzte der Enthusiasmus für die Kreuzzüge die germanischen Völker auf's Neue. Friedrich Barbarossa, welcher die neuen Kreuzfahrer befehligte, galt für den größten Kriegsmann seiner Zeit, und die Soldaten, welche ihn nach Asien begleiteten, wurden als Muster der Mannszucht und Tapferkeit aufgestellt; der Kaiser stand im Begriffe, sich mit zwei großen abendländischen Monarchen zu vereinigen, welche ihm nach Palästina voraus gegangen waren. Man hoffte, die Sarazenen würden vernichtet, der Stolz derselben würde für immer gedemüthigt werden, und allerdings konnte dieser Triumph, dem sich Friedrich beigesellen sollte, den Ruhm und die Macht dieses Kaisers unter den christlichen Völkern vermehren. Aber es geschah ganz anders, und der kleine Fluß Seleph wurde gleichsam ein Abgrund, welcher alle Hoffnungen des dritten

Kreuzzuges verschlang. Die Geschichte sagt uns nichts von den damaligen Klagen Deutschlands; aber — seltsame Laune der Schicksalsgöttin! — es war das Lösegeld für den, durch den Sohn Friedrichs gefangen gehaltenen Richard, welches die Unkosten des heiligen Krieges bezahlte, und wenn wir den Traditionen glauben, so wurde die Hauptstadt von Österreich, deren prächtige Gebäude Äneas Sylvius späterhin rühmte, zu derselben Zeit von den Schätzen des englischen Monarchen wieder aufgebaut.

Als die heiligen Kriege begannen, grollten die römischen Donner bereits über dem kaiserlichen Throne, und gegen das Ende der Kreuzzüge wurde das Gewitter heftiger. Man wird sich erinnern, daß Urban II., nach dem Concilium von Clermont, keinesweges die Waffen der Kreuzfahrer in Anspruch nahm, um den Kaiser zu bekämpfen, den er mit seinen Flüchen verfolgte; aber späterhin ahmte man gegen Friedrich II. diese Mäßigung keinesweges nach, sondern es wurde gegen ihn die Fahne eines heiligen Krieges erhoben, als er selbst mit dem Kreuze bekleidet war. Das befreite heilige Grab konnte dem Anführer des sechsten Kreuzzuges nicht als Zufluchtsort dienen, und die Eroberung von Jerusalem schützte ihn nicht gegen die furchtbaren Bannflüche des heiligen Stuhles; Friedrich setzte aber dem Kriege Krieg, und der Gewalt ebenfalls Gewalt entgegen. Da nun beide Parteien gleiche Hartnäckigkeit zeigten, und ihre Macht sich das Gleichgewicht hielt, so dauerte der Kampf lange und war schrecklich; und als der schwäbische Stamm unterlag, hätte er beinah ganz Deutschland in seinem Falle mit fortgerissen. Das von allen Seiten erschütterte deutsche Reich ging indeß nicht unter, und dieser ungeheure Körper, dessen Grundstoff so zusammengesetzt war, widerstand mittelst seiner eigenen Masse. In Ermangelung einer schützenden Gewalt bildeten sich Verbindungen, welche die Stelle derselben vertraten; die Reichstage oder Nationalversammlungen, bei denen die Städte und Fürsten ihre Abgeordneten hatten und welche stets von einem Geiste der Eintracht und Mäßigung beseelt waren, bewahrten die legislativen Traditionen auf und dienten als Band, um die zerstreuten Trümmer der Stärke und der Macht zu vereinigen. Das Ge-

fühl der Gefahr flößte Begriffe von öffentlicher Ordnung ein, und aus dem Schooße des Chaos ging jene deutsche Conföderation hervor, welche mit einigen Modificationen bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts existirt hat.

Diese Conföderation benutzte die heiligen Kriege und sah damals ihre Volksmenge sich vermehren und ihr Gebiet sich erweitern. Die Expeditionen gegen die morgenländischen Ungläubigen hatten den Gedanken erregt, die Heiden und Götzendiener zu bekämpfen, deren Völkerschaften die Ufer der Weichsel, des Pregel und des Niemen bewohnten. Diese, durch die Kreuzfahrer unterworfenen Völkerschaften traten der christlichen Republik bei und machten einen Theil des germanischen Bundes aus. Beim Anblicke des Kreuzes gingen aus dem Schooße der Wüsten und Wälder Städte hervor, wie zum Beispiel Danzig, Thoren, Elbing, Königsberg, u. s. w.; Finland, Litthauen, Pommern, Schlesien wurden unter der Fahne Christi blühende Provinzen; man sah neue Völker entstehen, neue Staaten sich bilden, und um alle diese Wunder zu vollenden, bezeichneten die Waffen der Kreuzfahrer die Stelle, wo sich eine Monarchie erheben sollte, welche das Mittelalter nicht gekannt hat und welche das jetzige Zeitalter schnell zum Range der großen Mächte Europens hat emporsteigen sehen. Zu Ende des XIII. Jahrhunderts waren die Provinzen, von welchen die preußische Monarchie ihren Namen und ihren Ursprung hat, noch durch Götzendienst und rohe Sitten von der Christenheit getrennt; die Eroberung und Civilisation dieser Provinzen aber war das Werk der Kreuzzüge.

Wir schließen dieses Kapitel nicht, ohne von den Kreuzzügen gegen die Türken zu reden. Oft proclamirten die Nationalversammlungen die Gefahren des Volkes und des Vaterlandes. Ihre Berathschlagungen wurden zwar zuweilen mit denen der Athenienser verglichen, wo man schöne Entschlüsse faßte, die man nicht ausführte; dennoch muß man bemerken, daß die deutsche Constitution zu jener Zeit ihre letzte Entwickelung erhielt, und daß die, durch die Gesetze geheiligten Maximen des Völkerrechts die sicherste Gewährleistung des Landfriedens wurden. Wenn Deutschland später durch Luthers Reformation seine »religiöse« Einheit verlor, so fand es doch in einer allgemein angenomme-

nen Gesetzgebung etwas von seiner politischen Einheit wieder. In dem Verhältnisse, wie die Türken gegen die Donau vordrangen, erhob sich plötzlich die kaiserliche Macht, gleich als wollte sie der Größe der Gefahr entsprechen, und das Schicksal Deutschlands wollte es, daß der Genius und die Macht Karls V. sich dem Ehrgeiz und den reißenden Fortschritten Solimans entgegenstellten.

Bei diesen Kriegen, wo die Unabhängigkeit der christlichen Völker bedroht wurde, können wir das Königreich Ungarn nicht vergessen, welches sich den Namen »des Schildes und der Thermopilen der Christenheit« erwarb. Das ungarische Volk, welches im X. Jahrhundert der Schrecken Deutschlands und Italiens gewesen war, kämpfte zweihundert Jahre gegen die Türken, die sich zu Herren von Constantinopel gemacht hatten. Es bestand gegen sie mehr Kämpfe, als das alte Griechenland gegen die Barbaren und die Soldaten des großen Königs; aber es fehlte ihm an Dichtern und Geschichtschreibern, und die Wunder seiner Beharrlichkeit und Tapferkeit sind kaum der Nachwelt bekannt geworden.

Fünftes Kapitel.

Italien.

Man wird sich aus dem ersten Buche unserer Geschichte erinnern, daß der Papst Urban II., ehe er den Kreuzzug beim Concilium von Clermont predigte, denselben schon bei dem zu Piacenza gepredigt hatte. Bei diesem letztern Concilium ergriff Niemand die Waffen; bei jenem aber strömte Alles unter die Fahnen des Kreuzes. So verschiedene Resultate schienen zu beweisen, daß die beiden Völker, deren frommen Enthusiasmus der Papst wechselsweise aufrief, weder dasselbe kriegerische Feuer, noch denselben Charakter hatten. Um diese Verschiedenheit der Sitten und Gesinnungen zwischen zwei benachbarten Völkern besser zu würdigen, wird es hinreichen, einen flüchtigen Blick auf den Zustand Italiens im Mittelalter zu werfen.

Die Hunnen, Franken, Vandalen, Gothen und Longobarden brachten wechselsweise in dieses schöne Land die Geißel ihrer Herrschaft, und als das italienische Volk den Händen aller dieser Barbaren entschlüpfte, fand es weder in seinen Sitten, noch in seinen Einrichtungen irgend etwas, das ihm zur Wiedererlangung seiner Freiheit verhelfen konnte; mehrere Staaten erhoben sich, die einen durch Eroberungen, die andern durch Glück, ohne daß sie jemals durch ein gemeinschaftliches Band hätten können vereinigt werden. Im X. Jahrhundert erscheint einen Augenblick das Königthum; allein die schon mit ihren innern Spaltungen beschäftigten Völker betrachteten dasselbe weder als einen Vereinigungspunkt, noch als ein Rettungsmittel. Späterhin vertheidigte zuweilen der Einfluß der Päpste Italien gegen die Überfälle und das Joch der deutschen Kaiser; aber jedesmal dauerte der Kampf so lange, und der Krieg zwischen diesen beiden Mächten, welcher den Guelfen und Gibellinen ihre Entstehung gab, hatte so viele Alternativen, daß er der Unruhe und Unordnung ein fortwährendes Bestehen gab. Nichts beweist besser den Zustand von Auflösung, worin sich Italien befand, als die Art, wie es im zwölften und dreizehnten Jahrhundert seine politische Existenz festzustellen versuchte. Diese Trennung in mehrere Staaten, diese Zerstücklung des Gebietes, dieses zahlreiche, in tausend Bruchstücke getheilte Volk, bekundeten nur zu sehr den Mangel eines gemeinschaftlichen Mittelpunktes, eines allgemeinen Nationalgeistes *). Dasselbe Land umfaßte mehrere Völker; von dreißig großen Städten hatte eine jede ihre Gesetze, ihr Interesse, ihre Annalen; jene heftige Erbitterung zwischen den Republiken, jene immerwährenden Kriege zwischen den Bürgern, die allenthalben an die Stelle des Patriotismus tretende Exaltation der Parteien, jener Haß gegen alle Nachbarn, jenes Mißtrauen gegen alles, was nahe lag, jene Eifersucht, welche nur Fremdlinge und aus der Ferne gekommene Leute verschonte, erstickten vollends in den Gemüthern das Stre-

*) Sismondi hat uns alle italienische Republiken bis auf die geringsten Kleinigkeiten geschildert, und obgleich sein Werk nicht ganz frei ist vom Geist des Vorurtheils und der Systeme, so muß man es doch lesen, wenn man sich von dem Zustand Italiens im Mittelalter einen richtigen Begriff machen will.

nen Gesetzgebung etwas von seiner politischen Einheit
In dem Verhältnisse, wie die Türken gegen die ... , daß
drangen, erhob sich plötzlich die kaiserliche Mach...
wollte sie der Größe der Gefahr entsprechen, ... afft als
Deutschlands wollte es, daß der Genius und ... nan auch
sich dem Ehrgeiz und den reißenden Fortsch... tterthums
gegenstellten. ... vertheidig-

Bei diesen Kriegen, wo die Unab... e edeln Ge-
Völker bedroht wurde, können wir ... wurden in
vergessen, welches sich den Name ... iedergemetzelt,
Thermopylen der Christenheit« er... den vom Grund
welches im X. Jahrhundert der ... Schauspiele, welche
liens gewesen war, kämpfte ... Zur Zeit der Kreuzzüge
ken, die sich zu Herren von ... einmal, die Eintracht wie-
bestand gegen sie mehr K... strengungen waren fast immer
die Barbaren und die ... durch die Concilien decretirte und
fehlte ihm an Dichter ... proclamirte Gottesfriede seine Wohltha-
seiner Beharrlichkeit ... pen verbreiten.
kannt geworden. ... nicht läugnen, daß der Genius der Freiheit
... bewirkte, und daß mehrere italienische Re-
... rühmlichen Zeitpunkte gehabt haben; aber die glü-
... denschaften der Demokratie beschleunigten ihre Ver-
... und die Fortschritte dieser Verderbniß waren so schnell,
... Ende des vierzehnten Jahrhunderts Dante nur um sich
... zu sehen brauchte, um das Vorbild zu seiner Hölle zu fin-
den *).

Bei so vielen Unordnungen ist es nicht leicht, dem Einflusse, welchen die Kreuzzüge auf das Schicksal Italiens hatten, nachzufolgen und ihn zu studiren. Zu Anfange des zwölften Jahrhunderts blühten die Städte von Toscana und der Lombardei; mehrere derselben hatten einen Theil ihres Volkes unter die Fahnen des Kreuzes geschickt, und das reiche Mailand rühmte sich, ein Heer zu besitzen, welches zahlreich genug wäre, den Stolz der Sarazenen zu demüthigen.

Die Seestädte Italiens, nämlich Pisa, Genua und Vene-

*) Dante Alighieri wurde im Mai 1265 zu Florenz geboren und starb zu Ravenna am 14. September 1321.

... höchsten Grad des Wohlbefindens erreicht und ...
... Gedeihen den Handelsverbindungen, welche ...
... den heiligen Kriegen mit dem Orient unter...
...hrend der Expeditionen jenseits des Meeres ...
...nd vervielfältigten. Es war ein seltsa...
...publiken zu sehen, die nur ein Stück ...
...telmeeres besaßen und unaufhörlich ...
... und Griechenland gerichtet hat...
...ht umhin, die Republik Venedig ...
... überall den Waffen der Kreuzfahrer ...
... und welche von den Völkern des Mittel...
...n des Orients betrachtet wurde. Die Ge...
...Dienste bekannt gemacht, welche die Völker Ita...
... heiligen Kriegen leisteten, und zwar theils dadurch, ...
...ie christlichen Heere mit Lebensmitteln versorgten, theils ...
...m sie sich der Eroberung der Seestädte von Palästina beige...
sellten, theils endlich, indem sie gegen die Flotten der Ungläubi-gen kämpften. Überall gründeten sie Colonien und besaßen ei-nen Theil von allen durch die Kreuzfahrer eroberten Städten. Jacob von Vitry lobt den Eifer, die Thätigkeit, die Klugheit und den Patriotismus der Italiener, welche das heilige Land bewohnten.

Man muß dessen ungeachtet bemerken, daß keineswegs Italien in den Geist der Kreuzzüge so einging, wie die andern abendländischen Völker, und daß das Volk dieses Landes selten von jenem uneigennützigen Enthusiasmus hingerissen wurde, welcher damals bei allem, was die christlichen Gesellschaften Edles und Großes in sich faßten, vorwaltete. Die Seevölker Italiens waren immer beschäftigt mit den Vortheilen ihres Handels und ihres Gewerbfleißes und gehorchten, wenn sie sich in die heiligen Kriege mischten, weit mehr dem Geist der Habsucht, als den herrschenden Meinungen; die Gründung einer Factorei, die Erwerbung eines Handelsvortheils interessirten sie weit mehr, als ein Sieg über die Ungläubigen. Zwar lieferten sie den Kreuzfahrern Lebensmittel und Waffen; aber man weiß, daß sie oft beschuldigt wurden, eben dasselbe auch für die Muselmänner zu thun. Der florentinische Geschichtschreiber Villani begnügt sich,

ditionen, und die Erinnerungen errichteten nach und nach das Gebäude der englischen Freiheit, und diese mußte dauerhafter sein, als in vielen andern Ländern; denn es ist schwer, das zu zerstören, woran Jedermann gearbeitet hat, und die Zeit ehrt in den menschlichen Institutionen fast immer dasjenige, was ihr eigenes Werk ist.

Die Kreuzzüge — wir müssen es wiederholen — trugen wenig zu diesem Zustand der Dinge bei. Wir fügen hinzu, daß die britanische Macht, welche mit ihren politischen und Handelsbeziehungen einst die Welt umfassen sollte, selbst die heiligen Kriege nicht benutzte, um ihren Handel und ihre Industrie zu erweitern. Sie hatte nie eine Factorei oder eine Colonie in den christlichen Staaten des Morgenlandes, und ihre Schifffahrt machte damals keine Fortschritte, welche die Geschichte erwähnen könnte. Man kann es nicht läugnen, daß die englische Nation sich auch bei den Kreuzzügen Waffenruhm erwarb; als sie aber reich und mächtig wurde und die wahren Quellen ihres Gedeihens besser würdigen lernte, zögerte sie nicht, auf einen Ruhm Verzicht zu leisten, in welchem sie weder reellen Vortheil, noch positives Interesse fand. Ohne Zweifel findet man eben deshalb bei den neuern Geschichtschreibern Großbritaniens kaum eine Spur von den heiligen Kriegen *).

Wir müssen zum Schlusse dieses Kapitels sagen, daß die Kriege, welche England auf dem Continent zu führen hatte, ihm nicht nutzbarer waren, als der Antheil, den es an den Expeditionen gegen die Ungläubigen nahm. Es war ein großes Unglück für die Nachfolger Wilhelms des Eroberers, daß sie diesseits des Kanals Provinzen behalten hatten, welche nur zu oft ihre Aufmerksamkeit außerhalb ihres Landes zogen. Wir haben in der Geschichte gesehen, daß diese Lage der Dinge, und die langen Streitigkeiten, welche daraus entsprangen, zuweilen dem guten Erfolg der morgenländischen Kriege schadeten und diesel-

*) Wir bedauern es, daß Hallam in seinem wichtigen Werke: „Europa im Mittelalter," sich durch das Beispiel der Geschichtschreiber seines Landes hat verleiten lassen. Man kann es diesem schätzbaren Schriftsteller nicht verzeihen, daß er, weil er doch die Geschichte des Mittelalters schrieb, gar nicht von den Kreuzzügen geredet hat.

den am Ende gänzlich hemmten. Man weiß, daß Eduard, welcher oft das Kreuz der heiligen Wallfahrt genommen hatte, plötzlich Frankreich bedrohte, und daß wegen dieser Drohungen die Zurüstungen zu einem Kreuzzuge aufgehoben wurden, den Philipp von Valois unternehmen wollte *). Gerade damals brach zwischen zwei nebenbuhlerischen Völkern ein Krieg aus, welcher länger dauerte und mehr Drangsal erzeugte, als die heiligen Kriege. Unter den Unglücksfällen und Gefahren, welche der Einfall in ein fremdes Land mit sich führte, überließen sich die englischen Monarchen der Willkühr der Barone und der Gemeinden, um Geld und Soldaten zu bekommen, und England vergaß, daß es den wahren Grundstoff der Macht und des Gedeihens in seinem eigenen Schooße trug.

Viertes Kapitel.

Deutschland.

Während England im Kampfe gegen seine Könige die Freiheit errang, während Frankreich die seinige vom Königthume zurückforderte, stellte Deutschland ein anderes Schauspiel dar; denn das deutsche Reich, welches unter Otto I. und Heinrich III. in so hellem Glanze gestrahlt hatte, ging während der Kreuzzüge einem schleunigen Verfall entgegen. Die kaiserliche Macht hatte anfangs über alle Andern geherrscht; allein die Kaiser, die wechselsweise mit dem heiligen Stuhle und den Empörungen der großen Vasallen handgemein waren, gewährten Allen, die sich zu ihrer Vertheidigung stellten, Privilegien und Freiheiten, und Alles, was sie bewilligt hatten, wendete sich später gegen ihre eigene Macht. Bald hatte Deutschland geistliche Fürsten, deren Blicke sich auf den römischen Hof wandten; weltliche, als Souverains anerkannte Fürsten, die sich damit beschäftigten, ihre Vorrechte zu vergrößern; freie Städte, welche unabhängige Re-

---

*) Man sehe das XIX. Buch.

publiken geworden waren; einen niedern Adel, welcher, von allen Lehensbanden befreit, die Provinzen durch seine Privatfehden und seine Räubereien verwüstete, und die kaiserliche Macht stand allein mitten unter diesen neuen Verhältnissen. In der allgemeinen Unordnung hatte Jeder Mittel gefunden, sich zu vergrößern, oder zu erhalten, während das Oberhaupt des Reichs seinen Besitzungen kein einziges Lehen beifügen konnte und seine nicht auf das Erbschaftsrecht gestützte Familie keine feste Zukunft hatte. Alle Anstrengungen der Kaiser hatten es nicht verhindern können, daß die Krone eine Wahlkrone blieb; die Thronfolge der Oberherren Deutschlands hing also von der Wahl des Adels und der Fürsten ab, welche selbst sich von jeder Abhängigkeit befreit hatten. Mehrere von den Fürsten, welche den kaiserlichen Thron bestiegen, übten durch ihre Geschicklichkeit und Tapferkeit einen großen Einfluß; allein dieser, bloß persönliche Einfluß gab der Krone nicht die geringste Kraft, oder starb mit ihnen ab. Abenteuerliche Unternehmungen und Kriege jenseits der Alpen trugen ebenfalls zur Schwächung ihrer Macht bei, und die gleichzeitige Geschichte klagte schon über die unvorsichtige Politik Deutschlands, welche, wie Cornelius Zanfliet sagt, »aus dem Schooß ihrer Wolken einen Regen von Eisen auf Italien schleuderte;« die Ufer des Po und der Tiber waren für die teutonischen Monarchen dasselbe, was einst Germanien für den Augustus und seine Nachfolger gewesen war; sie verloren daselbst ihre Legionen und konnten sich dort niemals halten. Bei diesen unbesonnenen Expeditionen trafen sie auf die Päpste, welche ihnen einen Vernichtungskrieg ankündigten. Zwei Kaiserfamilien unterlagen den Donnern Roms, und während sie sich in vergeblichen Anstrengungen erschöpften, um über die Lombardei, oder das Königreich Neapel zu herrschen, verloren sie vollends die letzte Gewalt, welche ihnen in Deutschland noch übrig blieb.

Es ist nicht leicht, zu unterscheiden, welchen Einfluß die Kreuzzüge während dieser Umwälzungen auf das Geschick des deutschen Volkes hatten. Man weiß, daß Deutschland an der ersten Expedition eigentlich gar keinen Theil nahm, und daß die, mit den langwierigen Streitigkeiten zwischen dem Priesterthum und dem Reiche vorzugsweise beschäftigten Völker dieses Landes,

um unter die Fahnen des heiligen Krieges zu eilen, erst die Wunder des Himmels vervielfältigt sehen und vorzüglich die Befreiung von Jerusalem erfahren mußten.

Als man den zweiten Kreuzzug predigte, hatte Konrad II. die Zügel des Reichs in den Händen. Die Beredtsamkeit des heiligen Bernhard, oder vielmehr das Gerücht von seinen Wundern, erwärmte den Eifer der Deutschen und ihres Oberhaupts. Die Streitigkeiten, die während dieser Expedition zwischen den deutschen-Kaisern und den Gebietern von Byzanz entstanden, erneuerten, oder steigerten den Widerwillen der Griechen und der Lateiner, und dieser Widerwille führte großes Elend für die Kreuzfahrer und vielleicht auch die Unfälle herbei, wodurch die blühendsten Heere Deutschlands umkamen. Der Vorrang, welchen Konrad in Jerusalem über Ludwig VII. erhielt, und — wie Odo von Deuil sagt, die Ehre, unter den Mauern von Damas einen Riesen durch und durch gehauen zu haben, waren die einzigen Vortheile, die einzigen Ansprüche auf Ruhm, welche der Kaiser aus dem Orient mit zurückbrachte. In einem Breve des Papstes wurde er als »erster Vertheidiger der Kirche« proclamirt; vorzüglich aber mußte er sich das Vertrauen der Völker dadurch erwerben, daß er bei seinem Abgange nach Asien einen Minister zurückgelassen hatte, der für das Reich dasselbe wurde, was der Abt Suger zu der nämlichen Zeit für Frankreich war.

Vierzig Jahre später erhitzte der Enthusiasmus für die Kreuzzüge die germanischen Völker auf's Neue. Friedrich Barbarossa, welcher die neuen Kreuzfahrer befehligte, galt für den größten Kriegsmann seiner Zeit, und die Soldaten, welche ihn nach Asien begleiteten, wurden als Muster der Mannszucht und Tapferkeit aufgestellt; der Kaiser stand im Begriffe, sich mit zwei großen abendländischen Monarchen zu vereinigen, welche ihm nach Palästina voraus gegangen waren. Man hoffte, die Sarazenen würden vernichtet, der Stolz derselben würde für immer gedemüthigt werden, und allerdings konnte dieser Triumph, dem sich Friedrich beigesellen sollte, den Ruhm und die Macht dieses Kaisers unter den christlichen Völkern vermehren. Aber es geschah ganz anders, und der kleine Fluß Seleph wurde gleichsam ein Abgrund, welcher alle Hoffnungen des dritten

Kreuzzuges verschlang. Die Geschichte sagt uns nichts von den damaligen Klagen Deutschlands; aber — seltsame Laune der Schicksalsgöttin! — es war das Lösegeld für den, durch den Sohn Friedrichs gefangen gehaltenen Richard, welches die Unkosten des heiligen Krieges bezahlte, und wenn wir den Traditionen glauben, so wurde die Hauptstadt von Österreich, deren prächtige Gebäude Äneas Sylvius späterhin rühmte, zu derselben Zeit von den Schätzen des englischen Monarchen wieder aufgebaut.

Als die heiligen Kriege begannen, grollten die römischen Donner bereits über dem kaiserlichen Throne, und gegen das Ende der Kreuzzüge wurde das Gewitter heftiger. Man wird sich erinnern, daß Urban II., nach dem Concilium von Clermont, keinesweges die Waffen der Kreuzfahrer in Anspruch nahm, um den Kaiser zu bekämpfen, den er mit seinen Flüchen verfolgte; aber späterhin ahmte man gegen Friedrich II. diese Mäßigung keinesweges nach, sondern es wurde gegen ihn die Fahne eines heiligen Krieges erhoben, als er selbst mit dem Kreuze bekleidet war. Das befreite heilige Grab konnte dem Anführer des sechsten Kreuzzuges nicht als Zufluchtsort dienen, und die Eroberung von Jerusalem schützte ihn nicht gegen die furchtbaren Bannflüche des heiligen Stuhles; Friedrich setzte aber dem Kriege Krieg, und der Gewalt ebenfalls Gewalt entgegen. Da nun beide Parteien gleiche Hartnäckigkeit zeigten, und ihre Macht sich das Gleichgewicht hielt, so dauerte der Kampf lange und war schrecklich; und als der schwäbische Stamm unterlag, hätte er beinah ganz Deutschland in seinem Falle mit fortgerissen. Das von allen Seiten erschütterte deutsche Reich ging indeß nicht unter, und dieser ungeheure Körper, dessen Grundstoff so zusammengesetzt war, widerstand mittelst seiner eigenen Masse. In Ermangelung einer schützenden Gewalt bildeten sich Verbindungen, welche die Stelle derselben vertraten; die Reichstage oder Nationalversammlungen, bei denen die Städte und Fürsten ihre Abgeordneten hatten und welche stets von einem Geiste der Eintracht und Mäßigung beseelt waren, bewahrten die legislativen Traditionen auf und dienten als Band, um die zerstreuten Trümmer der Stärke und der Macht zu vereinigen. Das Ge-

fühl der Gefahr flößte Begriffe von öffentlicher Ordnung ein, und aus dem Schooße des Chaos ging jene deutsche Conföderation hervor, welche mit einigen Modificationen bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts existirt hat.

Diese Conföderation benutzte die heiligen Kriege und sah damals ihre Volksmenge sich vermehren und ihr Gebiet sich erweitern. Die Expeditionen gegen die morgenländischen Ungläubigen hatten den Gedanken erregt, die Heiden und Götzendiener zu bekämpfen, deren Völkerschaften die Ufer der Weichsel, des Pregel und des Niemen bewohnten. Diese, durch die Kreuzfahrer unterworfenen Völkerschaften traten der christlichen Republik bei und machten einen Theil des germanischen Bundes aus. Beim Anblicke des Kreuzes gingen aus dem Schooße der Wüsten und Wälder Städte hervor, wie zum Beispiel Danzig, Thoren, Elbing, Königsberg, u. s. w.; Finland, Litthauen, Pommern, Schlesien wurden unter der Fahne Christi blühende Provinzen; man sah neue Völker entstehen, neue Staaten sich bilden, und um alle diese Wunder zu vollenden, bezeichneten die Waffen der Kreuzfahrer die Stelle, wo sich eine Monarchie erheben sollte, welche das Mittelalter nicht gekannt hat und welche das jetzige Zeitalter schnell zum Range der großen Mächte Europens hat emporsteigen sehen. Zu Ende des XIII. Jahrhunderts waren die Provinzen, von welchen die preußische Monarchie ihren Namen und ihren Ursprung hat, noch durch Götzendienst und rohe Sitten von der Christenheit getrennt; die Eroberung und Civilisation dieser Provinzen aber war das Werk der Kreuzzüge.

Wir schließen dieses Kapitel nicht, ohne von den Kreuzzügen gegen die Türken zu reden. Oft proclamirten die Nationalversammlungen die Gefahren des Volkes und des Vaterlandes. Ihre Berathschlagungen wurden zwar zuweilen mit denen der Athenienser verglichen, wo man schöne Entschlüsse faßte, die man nicht ausführte; dennoch muß man bemerken, daß die deutsche Constitution zu jener Zeit ihre letzte Entwickelung erhielt, und daß die, durch die Gesetze geheiligten Maximen des Völkerrechts die sicherste Gewährleistung des Landfriedens wurden. Wenn Deutschland später durch Luthers Reformation seine »religiöse« Einheit verlor, so fand es doch in einer allgemein angenomme-

nen Gesetzgebung etwas von seiner politischen Einheit wieder. In dem Verhältnisse, wie die Türken gegen die Donau vordrangen, erhob sich plötzlich die kaiserliche Macht, gleich als wollte sie der Größe der Gefahr entsprechen, und das Schicksal Deutschlands wollte es, daß der Genius und die Macht Karls V. sich dem Ehrgeiz und den reißenden Fortschritten Solimans entgegenstellten.

Bei diesen Kriegen, wo die Unabhängigkeit der christlichen Völker bedroht wurde, können wir das Königreich Ungarn nicht vergessen, welches sich den Namen »des Schildes und der Thermopylen der Christenheit« erwarb. Das ungarische Volk, welches im X. Jahrhundert der Schrecken Deutschlands und Italiens gewesen war, kämpfte zweihundert Jahre gegen die Türken, die sich zu Herren von Constantinopel gemacht hatten. Es bestand gegen sie mehr Kämpfe, als das alte Griechenland gegen die Barbaren und die Soldaten des großen Königs; aber es fehlte ihm an Dichtern und Geschichtschreibern, und die Wunder seiner Beharrlichkeit und Tapferkeit sind kaum der Nachwelt bekannt geworden.

Fünftes Kapitel.

Italien.

Man wird sich aus dem ersten Buche unserer Geschichte erinnern, daß der Papst Urban II., ehe er den Kreuzzug beim Concilium von Clermont predigte, denselben schon bei dem zu Piacenza gepredigt hatte. Bei diesem letztern Concilium ergriff Niemand die Waffen; bei jenem aber strömte Alles unter die Fahnen des Kreuzes. So verschiedene Resultate schienen zu beweisen, daß die beiden Völker, deren frommen Enthusiasmus der Papst wechselsweise aufrief, weder dasselbe kriegerische Feuer, noch denselben Charakter hatten. Um diese Verschiedenheit der Sitten und Gesinnungen zwischen zwei benachbarten Völkern besser zu würdigen, wird es hinreichen, einen flüchtigen Blick auf den Zustand Italiens im Mittelalter zu werfen.

Die Hunnen, Franken, Vandalen, Gothen und Longobarden brachten wechselsweise in dieses schöne Land die Geißel ihrer Herrschaft, und als das italienische Volk den Händen aller dieser Barbaren entschlüpfte, fand es weder in seinen Sitten, noch in seinen Einrichtungen irgend etwas, das ihm zur Wiedererlangung seiner Freiheit verhelfen konnte; mehrere Staaten erhoben sich, die einen durch Eroberungen, die andern durch Glück, ohne daß sie jemals durch ein gemeinschaftliches Band hätten können vereinigt werden. Im X. Jahrhundert erscheint einen Augenblick das Königthum; allein die schon mit ihren innern Spaltungen beschäftigten Völker betrachteten dasselbe weder als einen Vereinigungspunkt, noch als ein Rettungsmittel. Späterhin vertheidigte zuweilen der Einfluß der Päpste Italien gegen die Überfälle und das Joch der deutschen Kaiser; aber jedesmal dauerte der Kampf so lange, und der Krieg zwischen diesen beiden Mächten, welcher den Guelfen und Gibellinen ihre Entstehung gab, hatte so viele Alternativen, daß er der Unruhe und Unordnung ein fortwährendes Bestehen gab. Nichts beweist besser den Zustand von Auflösung, worin sich Italien befand, als die Art, wie es im zwölften und dreizehnten Jahrhundert seine politische Existenz festzustellen versuchte. Diese Trennung in mehrere Staaten, diese Zerstücklung des Gebietes, dieses zahlreiche, in tausend Bruchstücke getheilte Volk, bekundeten nur zu sehr den Mangel eines gemeinschaftlichen Mittelpunktes, eines allgemeinen Nationalgeistes *). Dasselbe Land umfaßte mehrere Völker; von dreißig großen Städten hatte eine jede ihre Gesetze, ihr Interesse, ihre Annalen; jene heftige Erbitterung zwischen den Republiken, jene immerwährenden Kriege zwischen den Bürgern, die allenthalben an die Stelle des Patriotismus tretende Exaltation der Parteien, jener Haß gegen alle Nachbarn, jenes Mißtrauen gegen alles, was nahe lag, jene Eifersucht, welche nur Fremdlinge und aus der Ferne gekommene Leute verschonte, erstickten vollends in den Gemüthern das Stre-

*) Sismondi hat uns alle italienische Republiken bis auf die geringsten Kleinigkeiten geschildert, und obgleich sein Werk nicht ganz frei ist vom Geist des Vorurtheils und der Systeme, so muß man es doch lesen, wenn man sich von dem Zustand Italiens im Mittelalter einen richtigen Begriff machen will.

ben, einen Nationalkörper zu bilden, und bewirkten endlich, daß man sogar den Namen Italiens vergaß.

Das Feudalsystem wurde in Italien früher abgeschafft als anderwärts; aber, zugleich mit dem Feudalsystem sah man auch die alte Ehre der Tapfern und die Tugenden des Ritterthums verschwinden. In jenen, meistens nur durch Söldner vertheidigten Republiken hörte man auf, die Tapferkeit und die edeln Gefühle zu achten, die sie mit sich führt. Ganze Familien wurden in das Exil geschickt; die Hälfte des Volkes wurde niedergemetzelt, oder aus der Heimath verbannt; Städte wurden vom Grund aus zerstört: — dies sind die oft wiederholten Schauspiele, welche die Bürgerkriege Italiens uns bieten. Zur Zeit der Kreuzzüge unternahmen es die Päpste mehr als einmal, die Eintracht wieder herzustellen; allein ihre Anstrengungen waren fast immer vergebens, und nie konnte der durch die Concilien decretirte und bei jedem heiligen Kriege proclamirte Gottesfriede seine Wohlthaten bis jenseits der Alpen verbreiten.

Man kann es nicht läugnen, daß der Genius der Freiheit manchmal Wunder bewirkte, und daß mehrere italienische Republiken ihre rühmlichen Zeitpunkte gehabt haben; aber die glühenden Leidenschaften der Demokratie beschleunigten ihre Verderbniß, und die Fortschritte dieser Verderbniß waren so schnell, daß zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts Dante nur um sich her zu sehen brauchte, um das Vorbild zu seiner Hölle zu finden *).

Bei so vielen Unordnungen ist es nicht leicht, dem Einflusse, welchen die Kreuzzüge auf das Schicksal Italiens hatten, nachzufolgen und ihn zu studiren. Zu Anfange des zwölften Jahrhunderts blühten die Städte von Toscana und der Lombardei; mehrere derselben hatten einen Theil ihres Volkes unter die Fahnen des Kreuzes geschickt, und das reiche Mailand rühmte sich, ein Heer zu besitzen, welches zahlreich genug wäre, den Stolz der Sarazenen zu demüthigen.

Die Seestädte Italiens, nämlich Pisa, Genua und Vene-

*) Dante Alighieri wurde im Mai 1265 zu Florenz geboren und starb zu Ravenna am 14. September 1321.

dig, hatten den höchsten Grad des Wohlbefindens erreicht und verdankten dieses Gedeihen den Handelsverbindungen, welche Italien schon vor den heiligen Kriegen mit dem Orient unterhielt und die sich während der Expeditionen jenseits des Meeres immerfort ausbreiteten und vervielfältigten. Es war ein seltsames Schauspiel, diese Republiken zu sehen, die nur ein Stückchen Land am Ufer des Mittelmeeres besaßen und unaufhörlich die Blicke auf Syrien, Ägypten und Griechenland gerichtet hatten. Vorzüglich kann man nicht umhin, die Republik Venedig zu bewundern, deren Macht überall den Waffen der Kreuzfahrer vorausgegangen war, und welche von den Völkern des Mittelalters als die Königin des Orients betrachtet wurde. Die Geschichte hat die Dienste bekannt gemacht, welche die Völker Italiens in den heiligen Kriegen leisteten, und zwar theils dadurch, daß sie die christlichen Heere mit Lebensmitteln versorgten, theils indem sie sich der Eroberung der Seestädte von Palästina beigesellten, theils endlich, indem sie gegen die Flotten der Ungläubigen kämpften. Überall gründeten sie Colonien und besaßen einen Theil von allen durch die Kreuzfahrer eroberten Städten. Jacob von Vitry lobt den Eifer, die Thätigkeit, die Klugheit und den Patriotismus der Italiener, welche das heilige Land bewohnten.

Man muß dessen ungeachtet bemerken, daß keineswegs Italien in den Geist der Kreuzzüge so einging, wie die andern abendländischen Völker, und daß das Volk dieses Landes selten von jenem uneigennützigen Enthusiasmus hingerissen wurde, welcher damals bei allem, was die christlichen Gesellschaften Edles und Großes in sich faßten, vorwaltete. Die Seevölker Italiens waren immer beschäftigt mit den Vortheilen ihres Handels und ihres Gewerbfleißes und gehorchten, wenn sie sich in die heiligen Kriege mischten, weit mehr dem Geist der Habsucht, als den herrschenden Meinungen; die Gründung einer Factorei, die Erwerbung eines Handelsvortheils interessirten sie weit mehr, als ein Sieg über die Ungläubigen. Zwar lieferten sie den Kreuzfahrern Lebensmittel und Waffen; aber man weiß, daß sie oft beschuldigt wurden, eben dasselbe auch für die Muselmänner zu thun. Der florentinische Geschichtschreiber Villani begnügt sich,

zu bemerken, daß nach der Zerstörung der christlichen Colonien der italienische Handel die Hälfte seiner Vortheile verloren hätte. Kurz, die Italiener beschäftigten sich wenig damit, der Sache des Kreuzes den Sieg zu verschaffen, wenn sie selbst nicht aus diesem Siege Nutzen ziehen konnten, und wir befürchten keinesweges, der Ungerechtigkeit beschuldigt zu werden, wenn wir sagen, daß sie von den Kreuzzügen nur das nahmen, was sie bereichern und ihre Sitten verderben konnte.

Das italienische Volk hatte damals vielleicht mehr Aufklärung als das übrige Europa, und ging einer Art von Civilisation entgegen; aber bald mußte es wieder zurücktreten, weil es allein vorging und sich auf seinem Wege von den gleichzeitigen Gesellschaften absonderte. Man hat die italienischen Republiken im Mittelalter mit denen des alten Griechenlands verglichen; und dieser Vergleich würde hinreichen, um zu beweisen, daß ihre Existenz gebrechlich und vergänglich war. Ein Staat kann nur alsdann gedeihen und sich lange erhalten, wenn er durch die Sitten, die Glaubensmeinungen und den Charakter der Generationen begründet ist, welchen er angehört; sklavische Nachahmung eines andern Jahrhunderts, eitle Erinnerungen aus einer Zeit, welche nicht mehr ist und nicht wiederkommen soll, können nichts Dauerhaftes unter den Menschen gründen. Rom selbst träumte mitten unter seinen ehrwürdigen Trümmern, es müßte noch die Stadt der Consuln und der Cäsarn seyn; allein es vergaß, daß es die Hauptstadt der christlichen Welt, die Stadt der Päpste war, und jenes Vorurtheil, wodurch es während des ganzen Mittelalters irre geleitet wurde, schadete seiner eigentlichen Bestimmung. Merkwürdiger Umstand! Diese, auf die Trophäen des Capitols und den alten Glanz der römischen Adler so stolze Stadt gesellte sich nicht den heiligen Kriegen bei, und nur ein einzigesmal sehen wir römische Soldaten bei den nach dem Orient abgegangenen Heeren *).

Man bemerkt, daß während der Kreuzzüge die Unordnung

*) Bei der Belagerung von Damiette, wo Johann von Brienne befehligte, erschienen die Römer zum erstenmale unter den Fahnen Jesu Christi; ihrem unbesonnenen Rückzuge schrieb man den Verlust der Schlacht zu, wo sie sich gezeigt hatten.

und Sittenverderbniß in Italien sich gleich geblieben waren, da man hingegen in andern Ländern einige Veränderung, oder vielmehr Verbesserung fand. Die Gesellschaft, welche stets bereit war, sich aufzulösen, schien keine andere bewegende Kraft zu haben, als Parteiwuth, kein anderes Leben, als Zwiespalt und Bürgerkrieg; man hatte gegen die Zügellosigkeit keine andere Sicherstellung, als die Tyrannei, und gegen die Tyrannei keinen andern Schutz, als die Verzweiflung der Factionen. Gegen die Mitte des XIII. Jahrhunderts erhob sich ganz Italien in Waffen gegen den Tyrannen Ezzelino *), und dieser Krieg wurde ein wahrer Kreuzzug; aber diesem heiligen Kreuzzuge folgten neue Uneinigkeiten, sowie auch jene Feindschaften, jene Wirkungen einer unbändigen Rachsucht, deren Schilderung in unsern Trauerspielen die Grenzen der Wahrheit fast übersteigt. Da der Umfang und die Gewalt der meisten von den kleinen Staaten, welche Italien bedeckten, sowie die Macht der Parteien, die sich um die Städte stritten, selten mit ihrer Ehrsucht im Verhältnisse standen, so suchten sie Erhöhung oder Rettung in allen Mitteln, welche Verrath oder Treulosigkeit ihnen einflüstern konnten. Die verhaßtesten Complotte, Staatsstreiche und Frevelthaten, kurz Alles schien ihnen gut und zweckmäßig zu sein, um ihre Zänkereien zu unterstützen, um ihre Vergrößerungssucht, oder ihre eifersüchtigen Leidenschaften zu befriedigen. Mit einem Worte, es verschwand alle Moral, und eben damals bildete sich jene Schule der Politik, deren Lehren, oder vielmehr, deren Satyre man in Macchiavel's Buche wiederfindet.

Endlich entfernte sich die Freiheit von einem Volke, welches ihren Namen bloß mitten unter den Unordnungen der Zügellosigkeit und den Verbrechen des Bürgerkrieges angerufen hatte. An der Stelle der lärmenden Demokratien, welche man zu Ende des XIV. Jahrhunderts nicht mehr findet, erhoben sich Fürsten und Herzöge, welche durch die Ränke einer im Dunkeln schleichenden, furchtsamen Diplomatie die Volksleidenschaften ersetzten und zuweilen eine Ehre darin suchten, die Wiedergeburt der

*) Man sehe den Schluß des XV. Buches.

Künste und Wissenschaften — den eigentlichen Ruhm Italiens — zu begünstigen.

Die zwischen dem mittelländischen Meere und den Alpen gelegenen Länder waren darum doch nicht gegen die Einfälle der Fremden geschützt, die italienischen Völker blieben dennoch der Spielball, oder die Beute der aus allen Theilen des Abendlandes hinzuströmenden Krieger, und das Merkwürdigste dabei ist, daß ein Land, dessen Volk durchaus nicht kriegerisch war, in seinem Schooße die erste Kriegsschule entstehen sah, welche die neuern Zeiten gekannt haben *).

Das am äußersten Ende von Italien liegende Königreich Neapel und Sicilien war für die Kreuzfahrer der Weg nach Griechenland und dem Orient; Reichthümer, welche keine Wächter zu haben schienen, und ein Gebiet, welches seine Einwohner nie hatten vertheidigen können, mußten oft den Ehrgeiz oder die Habsucht der Fürsten und selbst der Ritter in Versuchung führen, welche ihr Glück in Asien suchen wollten. Die Geschichte dieses Landes mischt sich zwei Jahrhunderte lang der der Expeditionen jenseits des Meeres bei. Deutschland, Frankreich, Aragon und Ungarn gaben ihm nach und nach Könige, und jeder dieser Könige brachte den Krieg mit sich. Man rief bei diesen Kriegen das Ansehen der Kirche zu Hülfe, man zeigte oft die Bilder des Kreuzes, man predigte, mit einem Worte, mehr Kreuzzüge zur Unterjochung dieses unglücklichen Königreichs, als man zur Befreiung von Jerusalem gepredigt hatte, und alle diese Kreuzzüge verbreiteten nur Unordnung und Verwirrung unter den Völkern Italiens und in einem großen Theil Europa's.

Sechstes Kapitel.

Spanien.

Wenn man so die vornehmsten Staaten von Europa durchstreift, wird man allenthalben von jener großen Verschiedenheit

---

*) Muratori, Antiq. ital., dissert. 26.

betroffen, welche man in den Sitten, Einrichtungen und Schicksalen der Völker bemerkt. Wie soll man dem Gange der Civilisation durch so viele Republiken und Monarchien folgen, von denen die einen mit Glanz dem Schooße der Barbarei entstiegen, die andern in Trümmer zusammenstürzten? Wie soll man den Einfluß der Kreuzzüge bei so vielen Revolutionen zeigen, welche oft gleiche Ursachen haben, deren Wirkungen so verschieden und zuweilen so widersprechend sind? Spanien, auf das wir eben die Blicke richten wollen, wird uns noch andere Bilder zeigen und neue Ursachen zum Nachdenken geben.

Während des ganzen Laufes der Kreuzzüge sehen wir Spanien an seinem eigenen Heerde beschäftigt, sich gegen dieselben Sarazenen zu vertheidigen, zu deren Bekämpfung die andern Völker Europens nach dem Orient zogen; in Norden der Halbinsel hatten sich einige christliche Fürstenthümer erhalten, welche, unter Sancho dem Großen, König von Castilien und Aragon, sich furchtbar zu machen begannen. Die Tapferkeit der Castilianer, welche durch das Beispiel des Cid und den Einfluß der ritterlichen Sitten aufrecht erhalten und durch die aus allen Provinzen Frankreichs hinzuströmenden Krieger unterstützt wurde, hatte vor dem Ende des XI. Jahrhunderts Toledo wieder eingenommen. Die Eroberungen der Spanier entsprachen indeß in der Folge dem Glanz ihrer ersten Siege keineswegs, denn sowie sie den Mauren Provinzen wieder abnahmen, bildeten sie aus denselben abgesonderte Königreiche, und die auf solche Art getheilte spanische Macht wurde gewissermaßen durch ihre eigenen Siege geschwächt.

Der Einfall der Mauren in Spanien hatte einige Ähnlichkeit mit dem der Franken in Asien; die Religion Mahomets beseelte die sarazenischen Krieger zum Kampfe, sowie die christliche Religion den Eifer und den Muth der Kreuzeskrieger entflammte. Mehrere Mal folgten Afrika und Asien dem Rufe der muselmännischen Colonien in Spanien, wie Europa dem Lärmgeschrei der christlichen Colonien in Syrien. Der Enthusiasmus erzeugte auf beiden Seiten Wunder des Heroismus und erhielt das Glück sehr lange schwebend zwischen den beiden feindlichen Völkern und Religionen.

Während dieses Krieges, wo der Staat aller seiner Bürger bedurfte, wo jeder Bürger eben hierdurch einen hohen Grad von Wichtigkeit erhielt, mußte unter den Spaniern ein gewisser Geist der Unabhängigkeit entstehen. Mit Recht hat man bemerkt, daß ein Volk, welches große Dinge vollbracht hat, welches ungetheilt zur Vertheidigung des Vaterlandes ist aufgerufen worden, ein übertriebenes Gefühl von seinen Rechten erhält, sich anspruchsvoller und zuweilen sogar ungerecht gegen diejenigen zeigt, die es beherrschen, und sich oft versucht fühlt, die Gewalt, die es früher gegen seine Feinde gebrauchte, nun gegen seine Fürsten anzuwenden. Auch sieht man in den spanischen Jahrbüchern, daß Adel und Volk in Spanien unruhiger waren, als in andern Ländern, und daß die Monarchie dort Anfangs beschränkter war, als bei den andern Völkern Europa's.

Die Institution der Cortes, die Befreiung der Gemeinden, und eine Menge den Städten bewilligter Privilegien bezeichneten frühzeitig die Unabhängigkeit der Völker der Halbinsel. Der Einfall der Mauren gestattete es der Feudalregierung nicht, im spanischen Boden *) so tiefe Wurzeln zu schlagen, als in dem übrigen Europa, und während der Unordnungen, welche so lange die Königreiche Navarra, Leon und Castilien verwüsteten, hatte man über keinen unheilbringenden Kampf zwischen der Aristokratie und dem Volke zu klagen; allein der Adel, der immer bereit war, sich gegen seine Könige zu empören, und die ehrgeizigen Ansprüche einiger Familien, die sich um den Vorrang oder die Gewalt stritten, beunruhigten darum nicht weniger die dem Joche der Muselmänner entrissenen Provinzen. Wenn man nach den öffentlichen Acten der Gesetzgebung urtheilte, so könnte man glauben, die Spanier hätten vor allen andern Völkern Europens die Freiheit genossen; aber man muß sich wohl hüten, über die Freiheit einer Nation in den Zeiten der Unruhe nach demjenigen zu urtheilen, was in den politischen Versammlungen gesagt wird, oder nach den, wechselsweise mit Heftigkeit herbeigeführten, durch Gewalt wieder vernichteten, stets aber zwischen zwei Klippen — der Anarchie und dem Despotismus — befindlichen Charten und

*) Ausgenommen in Aragon, wo die Lehnbarkeit allgemein war.

Institutionen. Die spanische Geschichte jener Zeit ist voller Verbrechen und abscheulicher Thaten, welche die Sache der Fürsten, sowie die der Völker befleckten; dies beweist zum wenigsten, daß die Sitten keineswegs mit den Gesetzen übereinstimmten, und daß die mitten unter öffentlichen Streitigkeiten gestifteten Institutionen den Nationalcharakter nicht gemildert hatten.

Mitten unter den Revolutionen, welche Spanien in Bewegung setzten, machten die politischen Leidenschaften, daß man zuweilen sogar die Herrschaft der Mauren vergaß. Als zu Ende des XIII. Jahrhunderts die durch Jacob von Aragon besiegten Mauren die Balearen, sowie die Königreiche Valencia und Murcia verließen, hemmten die Spanier plötzlich die Fortschritte ihrer Waffen, und während im Morgenlande die siegreichen Mamelucken ihre Anstrengungen verdoppelt hatten, um die Franken gänzlich von den syrischen Küsten zu vertreiben, blieben die Mauren im Abendlande zwei Jahrhunderte hindurch im Besitz eines Theiles von Spanien, ohne daß die Spanier sich ernstlich damit beschäftigten, die Eroberung ihres eigenen Vaterlandes zu vollenden. Die Fahne Mahomets wehte bis zur Regierung Ferdinands *) und Isabellens in den Städten des Königreichs Granada; erst zu dieser Zeit trat die spanische Monarchie allmächtig hervor aus dem Chaos der Revolutionen und erweckte bei den Völkern jenen kriegerischen und religiösen Enthusiasmus, welcher die Vertreibung der Mauren vollendete. Nun endigte sich der Kampf, der acht Jahrhunderte gedauert hatte und in welchem, den spanischen Schriftstellern zufolge, dreitausendsiebenhundert Schlachten geliefert wurden. So viele Gefechte, welche nichts Anderes waren, als ein lange dauernder Kreuzzug, mußten gleichsam eine Schule der Tapferkeit und des Heldenthums werden; auch wurden die Spanier im XVI. und XVII. Jahrhundert als die tapferste und kriegerischeste Nation Europens betrachtet. Die Philosophen haben jenen stolzen, hochmüthigen Geist, jenen strengen, ernsten Charakter, welche noch jetzt die

---

*) Ferdinand III., „der Heilige," war ein Vetter des heiligen Ludwig, und diese beiden Fürsten herrschten zu gleicher Zeit. Während der spanische Monarch die Vertreibung der Mauren vollendete, bekämpfte der König von Frankreich die muselmännischen Völker jenseits der Meere.

spanische Nation auszeichnen, durch den Einfluß des Klima's zu erklären gesucht; allein es scheint uns, als dürfte man eine natürlichere Erklärung dieses Nationalcharakters in einem zu gleicher Zeit patriotischen und religiösen Kriege finden, bei welchem nach und nach zwanzig Generationen mitwirkten und dessen Gefahren so viele ernste Gedanken, so viele edle Gefühle einflößen mußten.

Als die Kriege gegen die Mauren sich ihrem Ende nahten, hatte Spanien die Inquisition mit größerem Eifer angenommen, als die andern christlichen Völker. Ich will die Vorwürfe der neuern Philosophie nicht beantworten; allein es scheint mir, als hätte man die Bewegsgründe nicht hinlänglich erwogen, welche in Spanien mehr, als anderwärts, jenes Mißtrauen und jenen finstern Argwohn gegen Alles entschuldigen, was nicht zur Nationalreligion gehörte. Wie konnte man vergessen, daß lange Zeit die Fahne eines fremden Gottesdienstes auf der Halbinsel geweht hatte, daß christliche Krieger nicht allein für den Glauben ihrer Väter, sondern auch für den Boden ihres Vaterlandes gekämpft hatten? Kann man nicht, diesem Gedanken zufolge, glauben, daß bei den Spaniern die religiöse Intoleranz, oder vielmehr der Haß gegen jede fremde Religion, etwas an sich hatte, was nicht so sehr einer mißtrauischen Frömmigkeit, als einem unruhigen, glühenden Patriotismus gliche?

Spanien nahm erst Theil an den Kreuzzügen, als im übrigen Europa der Geist dieser heiligen Kriege schwächer zu werden begann; man muß indessen sagen, daß dieses Königreich aus den Expeditionen in das Morgenland einige Vortheile zog. Fast bei allen Expeditionen der Christenheit gegen die asiatischen Muselmänner blieben sehr viele Kreuzfahrer an den spanischen Küsten zurück, um gegen die Mauren zu kämpfen. Es wurden im Abendlande mehrere Kreuzzüge gegen die ungläubigen Gebieter der Halbinsel proclamirt. Der berühmte Sieg bei Tolosa über die Mauren war die Frucht eines auf Befehl des Papstes in Europa und hauptsächlich in Frankreich gepredigten Kreuzzuges. Die Expeditionen jenseits des Meeres nützten gleichfalls der Sache der Spanier, indem sie die ägyptischen und syrischen Sarazenen, die sich mit denen der afrikanischen Küste hätten vereini-

gen konnten, in ihrem Lande zurückhielten. Man hat in dieser Geschichte gesehen, daß das Königreich Portugal durch die Kreuzfahrer erobert und begründet wurde. Die Kreuzzüge erweckten den Gedanken jener Ritterorden *), welche sich gleich denen von Palästina, in Spanien bildeten, und ohne deren Hülfe die spanische Nation vielleicht nicht über die Mauren würde gesiegt haben.

Man muß hinzufügen, daß Spanien dasjenige Land ist, wo das Andenken der Kreuzzüge sich am längsten erhalten hat, denn noch im vorigen Jahrhundert publicirte man jährlich die Bulle Crusada, und diese feierliche Publication erinnerte das spanische Volk an die Siege, die es früher gegen die Muselmänner erfochten hatte.

Siebentes Kapitel.

Die Päpste.

Wir haben den Zustand der vornehmsten Mächte Europens während der Kreuzzüge gezeigt; nun müssen wir noch von einer Macht reden, welche alle andern beherrschte und gleichsam das Band, der Mittelpunkt derselben war, und dies ist die Gewalt der Kirchenoberhäupter.

Die Päpste zeigten im Mittelalter als weltliche, sowie auch als geistliche Macht, einen seltsamen Widerspruch. Als Beherrscher von Rom hatten sie fast gar kein Ansehen und wurden oft aus ihren eigenen Staaten verbannt; aber als Oberhäupter der Christenheit übten sie, bis an die äußersten Enden der Welt, eine unumschränkte Gewalt aus, und ihr Name wurde überall verehrt, wo man das Evangelium predigte.

Man hat gesagt, die Päpste hätten die Kreuzzüge bewirkt; allein diejenigen, die auf dieser Meinung bestehen, sind weit entfernt, die allgemeine Bewegung zu kennen, welche sich damals

---

*) Die Orden von Calatrava, Santiago und Alcantara.

der christlichen Welt bemächtigte. Keine Macht auf der Erde wäre fähig gewesen, eine so große Umwälzung hervorzubringen; denn nur demjenigen, dessen Wille Stürme erregt und wieder zerstreut, kam es zu, die Herzen plötzlich mit jenem Enthusiasmus zu erfüllen, der alle andere Leidenschaften zum Schweigen brachte und die Menge durch eine unsichtbare Gewalt fortriß. Im ersten Buche dieser Geschichte haben wir gezeigt, wie der Enthusiasmus der heiligen Kriege sich nach und nach entwickelte, und wie er, ohne irgend einen andern Einfluß, als den der herrschenden Begriffe, gegen das Ende des elften Jahrhunderts ausbrach. Er zog die ganze Gesellschaft mit sich fort, und die Päpste wurden hingerissen gleich den Völkern; ein Beweis aber, daß die Päpste diese außergewöhnliche Revolution nicht hervorgebracht hatten, ist der Umstand, daß sie niemals den Geist der Kreuzzüge neu beleben konnten, als derselbe unter den christlichen Völkern zu erlöschen begann.

Man hat auch gesagt, die Kreuzzüge hätten das Ansehen der Päpste sehr vermehrt; allein wir werden sogleich sehen, was an dieser Behauptung Wahres ist. Unter den Ursachen, welche im Mittelalter zum Wachsthum des päpstlichen Ansehens beizutragen vermochten, könnte man den Einfall der nordischen Barbaren anführen, welcher das abendländische Reich stürzte, sowie die Fortschritte der Sarazenen, welche den morgenländischen Kaisern nicht erlaubten, ihre Blicke auf Italien zu richten und ihre Herrschaft daselbst zu bewahren; die Päpste sahen sich also von zwei Mächten befreit, von denen sie abhingen, und blieben im Besitz der Stadt Rom, welche keine Gebieter mehr zu haben schien. Von dieser Zeit an konnten auch noch andere Umstände die Gewalt der Nachfolger des heiligen Petrus vermehren. Wie dem auch sei, so weiß die ganze Welt, daß diese Gewalt schon vor den Kreuzzügen ungeheure Fortschritte gemacht hatte; die mächtigsten Monarchen hatten schon ihr Haupt unter den Blitzen des Vatikans gebeugt, und die Christenheit schien bereits die Maxime Gregors VII. angenommen zu haben, »daß der Papst, in seiner Eigenschaft als Statthalter Jesu Christi, über alle menschliche Gewalt müßte erhaben sein.«

Es ist indeß nicht zu bezweifeln, daß ein Religionskrieg ge-

eignet sein mußte, die Entwickelung der päpstlichen Gewalt zu begünstigen; aber selbst dieser Krieg brachte Ereignisse hervor und führte Umstände herbei, die für die Macht der Päpste nicht sowohl ein Mittel der Vergrößerung, als vielmehr eine Klippe waren, an welcher dieselbe scheiterte. Ausgemacht ist es, daß das Ende der Kreuzzüge die Päpste weniger mächtig fand, als sie beim Entstehen der heiligen Kriege gewesen waren.

Reden wir zuerst von den Vortheilen, welche die Kirchenoberhäupter aus den Expeditionen jenseits des Meeres zogen. Man nahm jedesmal, wenn von einem Kreuzzuge die Rede war, seine Zuflucht zu den Päpsten; man predigte den heiligen Krieg in ihrem Namen und führte denselben unter seinem Schutze. Die unter der Fahne des Kreuzes geworbenen Krieger erhielten vom Papste Privilegien, die sie von jeder andern Abhängigkeit, als der der Kirche, befreiten; die Päpste waren die Beschützer der Kreuzfahrer, die Stütze der Familien derselben, die Wächter ihres Eigenthums; den Päpsten unterwarfen die Kreuzfahrer alle ihre Streitigkeiten, und ihnen vertrauten sie alle ihre Angelegenheiten.

Anfangs kannten die Päpste keinesweges den ganzen Vortheil, welchen die Kreuzzüge ihnen gewähren konnten. Urban, welcher Feinde zu bekämpfen hatte, rief bei der ersten Expedition die Hülfe der Krieger nicht an, welchen er das Kreuz ertheilt hatte, und erst bei dem zweiten Kreuzzuge bemerkten die Päpste das Übergewicht, welches ihnen die heiligen Kriege geben mußten.

Die Kreuzzüge waren für die Päpste ein Vorwand gewesen, um in allen Staaten Europens die vornehmsten Attribute der Souveränität zu usurpiren; sie rissen im Namen des heiligen Krieges das Recht an sich, überall Heere zu werben und Abgaben zu erheben; die Legaten, die sie nach allen Ländern der Christenheit schickten, übten in ihrem Namen die höchste Gewalt aus, und ihr Wille war Gesetz. Mit dem Kreuze bewaffnet, geboten sie der ganzen Geistlichkeit als Oberherren, und da die Geistlichkeit bei allen christlichen Völkern das größte Übergewicht hatte, so kannte die Herrschaft der Päpste keinen Widerspruch und keine Grenzen mehr.

Man sieht, daß wir keinen von den Vortheilen vergessen haben, welche die Oberhäupter der Kirche in den Kreuzzügen fanden; hier folgen aber auch die Hindernisse und Klippen, auf welche sie bei der Ausübung ihrer Gewalt stießen.

Zuvörderst müssen wir sagen, daß das Reich der Päpste in Asien während der heiligen Kriege nur sehr geringen Zuwachs erhielt; die Zänkereien und Uneinigkeiten, welche die christlichen Colonien des Morgenlandes unaufhörlich beunruhigten und bei welchen sie sich gezwungen sahen, in das Mittel zu treten, vervielfältigten ihre Verlegenheiten, ohne ihre Macht zu vergrößern.

Ihre Stimme wurde unter der Menge der Kreuzfahrer nicht immer gehört, die Soldaten des Kreuzes widerstanden sogar manchmal dem Willen und verachteten den Rath der Päpste, wovon der fünfte Kreuzzug uns ein auffallendes Beispiel darbietet. Die Legaten des heiligen Stuhles waren oft im Widerspruch mit den Anführern der christlichen Heere *), und ihre Würde würde in den Lagern nicht immer geehrt. Da die Päpste als Lenker der Kreuzzüge betrachtet wurden, so waren sie gewissermaßen verantwortlich für die Unfälle und Unordnungen, denen sie nicht hatten vorbeugen können; diese moralische Verantwortlichkeit aber setzte sie zuweilen einem strengen Urtheil aus und schadete ihrem Rufe der Weisheit und Geschicklichkeit.

Durch einen Mißbrauch des Geistes der Kreuzzüge wurden die Päpste zu Kriegen hingerissen, bei denen ihr Ehrgeiz oft mehr interessirt war als die Religion **); sie bedrohten alsdann ihre zeitliche Gewalt, und das war gerade ihre schwächste Seite, denn sie waren nur stark, wenn sie Unterstützung in höhern Regionen suchten. Die Kreuzzüge wurden für sie gleichsam ein Hebel, dessen sie sich bedienten, um sich empor zu schwingen; man kann aber sagen, daß sie sich zu sehr darauf stützten, und daher schwankte ihr Ansehen, als ihnen dieser Hebel fehlte. Die Päpste machten, um das wiederzufinden, was sie verloren hatten, im vierzehnten und im funfzehnten Jahrhun-

*) Man sehe im XII. Buche die Geschichte der Belagerung von Damiette im Jahre 1219.

**) Zum Beispiel die Kriege zwischen Gregor IX. und Friedrich II.

dert unglaubliche Anstrengungen, den Geist der Kreuzzüge zu erneuen; es war damals nicht mehr die Rede davon, die Sarazenen in Asien zu bekämpfen, wohl aber, Europa gegen den Einfall der Türken zu schützen. Mitten unter den Gefahren der Christenheit verdiente das Benehmen der Päpste das größte Lob, und der Eifer, den sie entwickelten, ist von den Geschichtschreibern bei weitem nicht hinlänglich gewürdigt worden; aber die Zeiten der Inbrunst für die Kreuzzüge waren vorbei. Die Erfolge, welche die Päpste errangen, standen niemals im Verhältnisse mit ihren Anstrengungen, und das Vergebliche ihres Bestrebens mußte die Vorstellung schwächen, die man von ihrem Übergewicht und von ihrer Macht hatte.

Der Kreuzzug gegen die Albigenser verschaffte ihnen wenig Vortheile *); die Intoleranz, welche diesen Krieg erzeugte, schrieb sich von den Kreuzzügen her, und die Inquisition, welche zu jener Zeit entstand, erweckte mehr Leidenschaften, als sie deren unterdrückte. Die Kirche übte damals in dieser Welt eine Gerechtigkeit, welche zu viel von der schwachen Menschlichkeit, aber nichts von jener geheimnißvollen, furchtbaren Jurisdiction an sich hatte, die alle Glaubensmeinungen in das künftige Leben verlegen.

Nichts gleicht der Übermäßigkeit der Steuern, die man der Geistlichkeit für den heiligen Krieg auflegte **). Man erhob nicht allein Zehnten für den »Kreuzzug,« sondern für jeden Versuch zu einem Kreuzzuge, nicht allein zu den Expeditionen nach dem Morgenlande, sondern zu jeder Unternehmung gegen die Feinde des römischen Hofes; ja, man erhob sie unter den nichtigsten Ausflüchten. Ganz Europa ließ an die Päpste lebhafte Gegenvorstellungen ergehen; anfangs beschwerte man sich über die Strenge, womit die päpstlichen Agenten die Beisteuern eintrieben, und später beklagte man sich über ihre Untreue in Verwendung der den Gläubigen entrissenen Schätze. Nichts war

*) Man sehe über den Kreuzzug gegen die Albigenser den Schluß des XII. Buches.

**) In dem Kapitel über die Geistlichkeit im Mittelalter werden wir Gelegenheit nehmen, von diesen Steuern zu reden.

dem päpstlichen Ansehen schädlicher, als diese Klagen, die man von allen Seiten her vernahm und womit sich endlich die furchtbare Ketzerei Luthers bewaffnete.

Die Geschichte der Päpste im Mittelalter vollendet den Beweis dessen, was wir soeben gesagt haben. Ihre Herrschaft wuchs ein Jahrhundert hindurch, bis zu Innocenz III., unaufhörlich; hierauf sank sie wieder ein Jahrhundert hindurch, bis zu Bonifaz VIII., wo die Kreuzzüge jenseits des Meeres aufhörten.

Die Publicisten haben in den neuern Zeiten viel von der Macht der Oberhäupter der Kirche geredet; allein sie haben dieselbe eher nach Systemen, als nach Thatsachen, eher nach dem Geist unseres Jahrhunderts, als nach dem Geist des Mittelalters beurtheilt. Man hat das Genie der Päpste sehr gerühmt, und zwar in der Absicht, ihren Ehrgeiz besser hervortreten zu lassen; wenn aber die Päpste so viel Genie und Ehrgeiz besessen hätten, als man ihnen zuschreibt, so muß man glauben, daß sie sich gleich anfangs damit würden beschäftigt haben, ihre Staaten zu vergrößern und ihr Ansehen als souveraine Fürsten zu vermehren. Dies ist ihnen indeß nicht gelungen, oder sie haben es nicht versucht. Was vermochten auch Männer, die meistens das hinfällige Alter schon erreicht hatten, was vermochten Fürsten, welche den Thron bloß bestiegen, um ihr Ansehen zu befestigen und die glühenden Leidenschaften der neuen Gesellschaften zu bemeistern? Unter der Menge der Päpste, welche auf einander folgten, waren mehrere mit einem überwiegenden Geiste begabt, andere hatten bloß mittelmäßige Fähigkeiten, und man erblickte auf dem Stuhle des heiligen Petrus wechselsweise Männer von jedem Charakter, von jeder Art des Verstandes; aber alle diese, durch ihren Geschmack, ihre Leidenschaften und ihre Talente so verschiedenen Männer wollten und thaten eines und dasselbe; denn sie folgten einem Impuls, der nicht in ihnen selbst lag und dessen bewegende Ursache man anderwärts, als in der alltäglichen Politik der Fürsten suchen muß.

Eine Geschichte, welche auf einem und demselben Gemälde die geistliche und weltliche Herrschaft der Päpste schilderte, müßte sehr merkwürdig sein. Wir würden nicht überrascht werden, auf

der einen Seite eine Gewalt zu sehen, der nichts widersteht und welche im Begriffe ist, die Welt umzuwenden, und einen sich immer gleich bleibenden Willen, der von einem Papst auf den andern übergeht, wie ein anvertrautes Gut, oder ein heiliges Erbe; auf der andern Seite aber eine Politik, die so schwach und abwechselnd ist, als der Mensch, eine Macht, welche sich kaum gegen die Geringsten ihrer Feinde zu vertheidigen vermag und welche der Hauch der Revolutionen in jedem Augenblick erschüttern kann? Ohne diese Parallele würde die Einbildungskraft geblendet werden, wenn ihr ein Reich vorgestellt würde, wie man es nie auf Erden gesehen hat und welches zu dem Glauben verleiten müßte, die Päpste gehörten dieser gebrechlichen, vergänglichen nicht an; wenn man ihr eine Macht zeigte, welche die Hölle nicht bezwingen, die Welt nicht verderben kann, welche, ohne Hülfe eines Heeres, nur durch die Gewalt einiger Worte, Könige bändigt und sich furchtbarer zeigt, als das alte Rom. Welches prächtigere Schauspiel kann uns die Geschichte der Reiche darbieten? Wer aber würde beim andern Theile des Gemäldes nicht zum Mitleiden erregt werden, erblickte er da eine Regierung ohne Kraft, eine Verwaltung ohne Vorsicht, diese, von einem königlichen Volke abstammende, nun aber von einem schwachen, furchtsamen Greise geleitete Nation, und die in Trümmer stürzende, gleichsam unter dem Grase verborgene, ewige Stadt? Sieht man nun unmittelbar neben einer fast übernatürlichen Gewalt die Schwachheit, Ungewißheit und Gebrechlichkeit der irdischen Dinge, und die Menschheit mit ihrem ganzen Elend, warum sollte es denn nicht erlaubt sein, die doppelte Macht der Päpste mit Jesus Christus selbst zu vergleichen, deren Statthalter und Abbilder auf Erden sie waren, mit Jesus Christus, dessen doppelte Natur uns auf der einen Seite einen glanzumstrahlten Gott zeigt, und auf der andern einen bloßen Sterblichen, der mit seinem Kreuze beladen und mit Dornen gekrönt ist?

Wenn es den Hauptzügen dieses Gemäldes nicht an Wahrheit fehlt, wie soll man alsdann an die Politik der Päpste glauben, sowie man uns dieselbe vorstellt, und ist es nicht ganz natürlich, zu denken, daß die Päpste bei dem, was sie Großes thaten, dem Geist des Christenthums folgten? Im Mittelalter,

welches der Zeitpunkt ihrer Macht war, wurden sie weit mehr durch diesen Geist geleitet, als sie selbst ihn leiteten; später, als die Päpste Pläne hatten, wie diejenigen, die man ihrem Genie und ihrem Ehrgeize zuschreibt, gerieth auch ihre Macht in Verfall. Man vergleiche nur Georg VII., der sich dem Geiste seines Zeitalters überließ und sich auf das Übergewicht der Kirche stützte, mit Julius II., den Voltaire einen großen Fürsten nennt, und welcher nur die der Politik bekannten Combinationen anwendete.

Die päpstliche Gewalt war die einzige, welche in den Meinungen und im Religionsglauben Grundlagen und Wurzeln hatte. Diese Macht gab der Welt Gesetze, Erkenntniß und Unterstützung, oder vielmehr, die Welt verlangte dieselben von ihr. Die Päpste hatten damals Recht in der berühmten Vergleichung der zwei großen Lichter *). Das Ansehen der Oberhäupter der Kirche war der Civilisation weit näher gerückt, als das Ansehen der Fürsten. Damit die christliche Welt civilisirt würde, mußte es ihr wichtig sein, daß die Päpste eine große Gewalt hätten, und das Bedürfniß ihrer Macht begünstigte die Fortschritte derselben.

Man sieht hieraus, daß die Obergewalt der Päpste von ihrer Stellung und nicht von ihrem Willen herkam. Die Geschichte zeigt sie uns anfangs, wie sie die Kirche und sich selbst von der weltlichen Herrschaft der Fürsten, vorzüglich aber von der der deutschen Kaiser zu befreien streben. Nun geschah das, was fast bei allen Revolutionen geschieht, welche Freiheit oder Unabhängigkeit zum Zwecke haben; man hält sich nicht für frei, wenn man nicht Gebieter wird, und aus Furcht von einer nebenbuhlerischen Macht niedergedrückt zu werden, will man diese oft stürzen, um die Stelle derselben einzunehmen. Das alte Rom ging der Herrschaft der Welt entgegen, als es von Freiheit sprach, und dasselbe Schicksal hatte auch das neue Rom; aber den heftigen Streitigkeiten zwischen dem Ansehen der Fürsten und dem der Päpste verdankten vielleicht die Völker des Abendlandes das Glück, jenen grenzenlosen Despotismus nicht gekannt

*) Diese Vergleichung schreibt sich von Innocenz III. her.

zu haben, den man bei den Alten und im Orient findet. Aus dem Streit entsprang Ordnung, und die Ordnung setzte endlich einer jeden Macht ihre Grenzen.

Fassen wir nun unsere Meinung in wenige Worte zusammen. So lange die Welt durch religiöse Glaubensmeinungen regiert wurde, so lange die Gesellschaften keine andere Vorschriften hatten, als die der Kirche, übten auch die Päpste den größten Einfluß; als aber das Interesse und die Rechte der Fürsten und der Völker besser geordnet waren, als die Welt von der Herrschaft der Meinungen zu der der Gesetze überging und die weltliche Gewalt diejenige Organisation erhalten hatte, die sich für sie eignete, da mußten die Päpste ihr Übergewicht verlieren. Auf diese Art kann man den Ursprung, die Fortschritte und den Verfall der päpstlichen Gewalt in den uns vorangegangenen Jahrhunderten erklären.

Achtes Kapitel.

Der Adel.

Vergebens stößt ein geringschätzender Geist die Erinnerungen an die vergangenen Zeitalter zurück, vergebens thun wir Einrede gegen unsern eigenen Ursprung; denn unaufhörlich werden wir durch unsere Neigungen, unsere Gefühle, und zuweilen durch unsere Genüsse daran erinnert. In der That, wenn auf der einen Seite unsere in der Schule der neuen Begriffe gebildete Vernunft im Mittelalter nur Empörendes findet, warum stellt sich dann auf der andern Seite unsere durch das Schauspiel edler Leidenschaften bewegte Einbildungskraft die alten Zeiten so gern vor und gefällt sich in der Gesellschaft der Ritter und Paladine? Warum flößen uns, während eine strenge Philosophie die gothischen Sitten unserer Vorfahren übermäßig tadelt, warum, sage ich, flößt die Erinnerung an eben diese Gebräuche und Sitten unsern Dichtern Schilderungen ein, die so viele Reize für uns haben? Warum werden in unsern Gedich-

ten, unsern Romanen und auf unsern Theatern diese Erinnerungen täglich mit gleichem Erfolge neu erregt? Sollte es wahr sein, wenn man sagte, daß es mehr Patriotismus in unserer Einbildung gäbe als in unserer Vernunft, weil diese uns die Geschichte unseres Vaterlandes mögte vergessen machen, während uns jene unaufhörlich davan erinnert?

Die Kreuzzüge trugen dazu bei, die Mißbräuche des Feudalsystems zu zerstören; allein sie dienten auch dazu, von diesem System dasjenige zu erhalten, was edle Gefühle einflößte, sowie sie zu gleicher Zeit das entwickelten, was darin für die Civilisation Günstiges enthalten war. Wir werden den Leser mit den Gebräuchen des Lehenswesens und den Resultaten der Kreuzzüge bekannt machen, indem wir die Umwälzung zeigen, welche zu jener Zeit in den verschiedenen Classen der Gesellschaft entstand, und zuerst mag der Adel unsere Aufmerksamkeit fesseln.

Man findet den Adel bei allen Völkern, wo das Andenken der Vorfahren für etwas gerechnet werden kann, und es ist nicht zu bezweifeln, daß bei den Franken und andern barbarischen Völkern, welche Europa überschwemmt hatten, der Adel schon bekannt war; aber unter welchem Gesichtspunkte wurde dieser Adel vor dem elften und zwölften Jahrhundert betrachtet? Auf welche Art wurde er anfangs eingesetzt, und wie wurde der Ruhm der Geschlechter fortgepflanzt? Wir besitzen wenige Denkmäler, mit deren Hülfe man diese Fragen entscheiden könnte.

Wenn man bedenkt, mit welcher Geschwindigkeit ganze Generationen vergehen, und wie schwer — selbst in den Zeiten der Civilisation — es den meisten Familien wird, ihre eigene Geschichte ein Jahrhundert hindurch zu führen, darf es alsdann wohl Staunen erregen, daß man in den Zeiten der Unwissenheit und Barbarei so wenig Mittel gehabt hat, das Andenken der berühmtesten Familien zu bewahren? Außerdem, daß die schriftlichen Zeugnisse fast unbekannt waren, so ergriff auch die Vorstellung von wahrer Größe, von dem, was historische Berühmtheit gibt, die Gemüther noch viel zu wenig. Die Chronik von Tours sagt uns mit naiver Einfalt, daß Karl der Große wegen seines »großen Glückes groß« genannt wurde; also verwechselten die Geschichtschreiber eben so, wie der große Haufe,

den Ruhm mit dem Glücke. In jenen barbarischen Zeiten unterschied man die Menschen, und selbst die Fürsten, meistens nur durch physische Eigenschaften, oder körperliche Fehler. Um sich von dieser Wahrheit zu überzeugen, ist es genug, das Verzeichniß unserer Könige des Mittelalters anzusehen, wo man Namen findet, wie »Pipin der Kleine, Karl der Kahle, Wilhelm der Rothe, Ludwig der Dicke, Friedrich der Rothbart, die Namen mehrerer andern, welche ihr Jahrhundert bloß nach demjenigen unterschied, was den Augen und den gröbern Sinnen auffiel. Nichts ist merkwürdiger für den Beobachter, als zu sehen, wie die alten Chronikenschreiber die Personen kenntlich machen, deren Thaten sie erzählen. Sie vergessen in ihren Schilderungen weder die Farbe der Haare, noch die Leibesgröße, noch die Physiognomie der Fürsten und Helden, und die Portraits, welche sie uns hinterlassen haben — man erlaube mir diesen Vergleich — sind weit weniger den Schilderungen der Geschichte ähnlich, als den Personenbeschreibungen, die man heut zu Tage auf die Pässe der Reisenden setzt.

Als die Civilisation ihren ersten Schimmer verbreitete, verbanden sich die moralischen Begriffe der Größe mit den Namen der alten Familien, und der Adel wurde nicht eher wirklich eingesetzt, als zu der Zeit, wo man anfing, den Werth des Ruhmes zu fühlen. Gewiß ist es, daß bei den Kreuzzügen der Adel eine Berühmtheit errang, die er bis dahin keinesweges gehabt hatte *). Seine Thaten für die Sache der Christenheit waren etwas ganz Anderes, als jene Kriege von Schloß gegen Schloß, womit er sich in Europa beschäftigte. Von nun an fand er seine Archive in der Geschichte, und die Meinung, welche die Welt von seiner Tapferkeit hatte, wurde sein schönster Titel.

Wenn man die glaubwürdigsten Thatsachen und die wahrscheinlichsten Meinungen zu Rathe zieht, so muß man glauben, daß die Auszeichnungen des Adels anfangs auf große Dienste

*) Die Familien Montmorenci, Adhémar, Heracle von Polignac, Castillon, Châtillon, Cérist, Montaigu, Vauheuil, Couci, Damas von Vichy, Mortemart und viele Andere, die wir anführen könnten, existiren noch heutiges Tages. Die Mortemart, oder Mortemer, die wir in unserer Geschichte zu erwähnen vergessen haben, erschienen ehrenvoll bei fast allen Kreuzzügen.

und vorzüglich auf Besitzungen gegründet waren. Wegen des Landes leistete man im Lehenssystem den Eid der Treue und begab sich unter den Schutz des Lehensherrn; für den Mann, der nicht Grundeigenthümer war, gab es keinen Contract, kein Privilegium — er hatte nichts zu geben und nichts zu empfangen. In Frankreich hatte ein freier Grundbesitzer den Adelstitel; wenn er zu Grunde gerichtet, oder seines Eigenthums beraubt wurde, sanken seine Nachkommen wieder hinab zum großen Haufen. Die Chroniken reden von einem Gauthier »ohne Besitz,« von einem Wilhelm »ohne Besitz;« es ist wahrscheinlich, daß man auf solche Weise Adlige bezeichnete, welche aus Dürftigkeit gesunken waren und deren Zuname die Erinnerung einer verlorenen Existenz, oder eines verschwendeten Vermögens in sich führte.

Das Grundeigenthum hatte damals einen solchen Einfluß auf den gesellschaftlichen Zustand, daß man nur die Veränderungen zu kennen braucht, welche dasselbe erlitt, um auch diejenigen Veränderungen beurtheilen zu können, welche in der Gesellschaft vorfielen. Robertson sagt in seiner »Einleitung zur Geschichte Karls V.: Sobald man den Zustand des Eigenthums zu einer gewissen Zeit entdeckt hat, kann man auch mit Bestimmtheit angeben, welchen Grad von Macht zu eben derselben Zeit der König, oder der Adel genoß.« Während der Kreuzzüge erlaubten die bürgerlichen und die geistlichen Gesetze den Adligen, ihre Besitzungen zu veräußern. Viele von ihnen machten Gebrauch von diesem unglücklichen Privilegium und standen nicht an, ihre Güter zu verkaufen *), wodurch das Eigenthum, und folglich auch die Gewalt, eine andere Stelle erhielten.

Die Kreuzzüge waren indeß nicht ohne Nutzen für den Adel. Edelleute erwarben sich Fürstenthümer im Morgenlande; die meisten Städte Griechenlands und Syriens wurden eben so viele Herrschaften, welche Grafen und Barone, die unter den Fahnen der heiligen Kriege kämpften, als Gebieter anerkannten;

*) Die, ihrer Besitzungen und ihrer Territorialgewalt beraubten Adligen konnten mit jenen Eichen verglichen werden, welche der Sturm entwurzelt, und welche ausgetrocknet auf der Erde verdorren, welche sie so lange genährt hat.

Einige, die noch glücklicher waren, bestiegen den Thron Davids, oder den Thron Constantins und nahmen ihre Stelle unter den großen Monarchen der Christenheit ein.

Die Ritterorden boten dem Adel gleichfalls einige Entschädigung für den mannichfachen Verlust, welchen er bei verderblichen Kriegen erlitten hatte. Die Orden hatten ungeheure Besitzungen im Abendlande, sowie auch im Morgenlande; sie waren für den europäischen Adel im Frieden eine Zuflucht, im Krieg eine Schule des Heldenthums.

Damals entstand der Gebrauch der Zunamen und der Wappen; jeder Edelmann fügte seinem Namen den seines Landgutes, oder den Titel der Herrschaft bei, die er besaß, und nahm in seinem Wappen ein Zeichen auf, welches seine Familie unterschied und an seinen Adel erinnerte; die Genealogie wurde eine Wissenschaft und heiligte durch ihre Nachforschungen die Berühmtheit der Geschlechter. Welchen Werth man auch heut zu Tage dieser Wissenschaft beilegen mag, so muß man doch gestehen, daß sie oft über die Geschichte berühmter Familien, und zuweilen auch über die allgemeine Geschichte des Landes, welchem diese Familien angehörten, ein helles Licht verbreitete.

Alles führt uns zu dem Glauben, daß der Ursprung der Zunamen, und vorzüglich der Wappen aus den Kreuzzügen herrührt. Der Edelmann bedurfte keines Unterscheidungszeichens, wenn er seine Behausung nicht verließ; allein er fühlte das Bedürfniß, sich von Andern zu unterscheiden, wenn er fern von seinem Lande sich unter der Menge der Kreuzfahrer befand. Sehr viele Familien richteten sich in den heiligen Kriegen zu Grunde, oder starben aus. Diejenigen, welche zu Grunde gerichtet waren, hielten um so fester an der Erinnerung ihres Adels, als dem einzigen Gut, welches ihnen blieb. Nach dem Verlöschen der Familien fühlte man die Nothwendigkeit, sie zu ersetzen, und nun führte man unter Philipp dem Kühnen den Gebrauch des Adelns ein. Sobald es neuen Adel gab, setzte man größern Werth darauf, für altadlig zu gelten. Das Besitzthum schien nicht mehr hinreichend, um einen Namen zu bewahren und fortzupflanzen, der selbst ein durch die Geschichte geheiligtes und

von der Gesellschaft anerkanntes Eigenthum war, und nun mußte der Adel noch mehr auf unterscheidende Zeichen halten.

Beim Falle der Feudalregierung bildete zwar der Adel noch immer größtentheils die Macht des Heeres; allein er diente dem Staat in einem neuen Charakter, denn er richtete sich mehr nach dem Geist des Ritterthums, als nach dem des Lehenwesens. Ein Edelmann huldigte seinem Lehensherrn nicht mehr wegen seines Landes, sondern er schwor auf sein Schwert, ihm treu zu bleiben.

Nun änderte der Adel seine Lebensart; er stieg herab von den Bergen, wo sich seine drohenden Thürme erhoben, und seine in der Ebene gebauten Schlösser hatten zwar noch Thürmchen und Zugbrücken, wurden aber bequemere Wohnungen. Sobald nun die Aristokratie weniger furchtbar zu sein schien, eilten die Könige, ihn aufzunehmen, und er fand an den Höfen einen Theil der Vortheile wieder, die er verloren hatte. Da er stets den ersten Platz in der Gesellschaft einnahm und ein großes Übergewicht über die andern Classen behielt, so verfeinerte er auch fernerhin den Geist und die Gewohnheiten des Volkes, und hauptsächlich durch ihn bildeten sich die zierlichen Sitten, welche lange Zeit die Franzosen von allen Völkern Europens ausgezeichnet haben.

In jedem Falle ist es schwer, auf bestimmte Weise zu urtheilen, ob der Adel bei den Veränderungen, welche eine Folge der Kreuzzüge waren, weniger verlor, als er gewann. Die Ehrenvorrechte, welche ihm blieben, ohne ihm eine positive Kraft zu geben, bewaffneten gegen ihn mehr eifersüchtige Leidenschaften, als die Territorialgewalt; denn man hat bemerken können, daß die Eigenliebe des Menschen an Andern lieber Macht und Reichthum, als Auszeichnungen duldet. Wir unternehmen es nicht, wie es einige Schriftsteller versucht haben, zu gleicher Zeit zu beweisen, daß die Feudalaristokratie in den morgenländischen Expeditionen Vortheil gefunden hat, und daß dieselben Expeditionen der Gesellschaft die Mittel gegeben haben, die Aristokratie zu stürzen. Man hat sich zuweilen darin gefallen, jene Epoche als die Ära einer allgemeinen Glückseligkeit, und die Civilisation, welche aus den Kreuzzügen entsprang, als ein großes Fest zu

betrachten, wobei Jedermann freudig Platz nehmen sollte. Könnte man nicht sagen, daß der Adel Theil nahm an einigen dieser Täuschungen und daß er, nachdem er eine Kraft verloren hatte, welche von seinen Besitzungen herrührte, nicht sah, was ihm noch zu verlieren übrig blieb? Späterhin konnte der Adel das Unrecht erkennen, welches er gehabt hatte, sich nicht an die Spitze der Gemeinden zu stellen, was er leicht hätte thun können. »Der Adel,« sagte ein Edelmann des sechzehnten Jahrhunderts, »hat sich selbst großes Unrecht und großen Schaden zugefügt, daß er die Ämter in den Städten verschmähte, denn indem er dieselben ausschlug, oder den Stadtleuten überließ, bemächtigten sich diese der Gewalt, und wenn wir kommen, müssen wir uns vor ihnen bücken und ihnen den Hof machen. Das ist eine grundfalsche Meinung von denen gewesen, welche die erste Ursache dazu waren *).« So redete Blaise von Montluc unter der Regierung Franz I.; damals richtete sich der französische Adel für die Kriege der Krone zu Grunde, wie er sich zwei Jahrhunderte früher für die heiligen Kriege zu Grunde gerichtet hatte. Er richtete sich auf einem Wege zu Grunde, welcher ihn von der Regierung entfernte und ihn unwissend in den Geschäften ließ, während Andere sich in friedlichen Ämtern bereicherten, ihre Kraft auf nützliche Art übten und sich ausschließlich mit der Gewalt beschäftigten. Es war zu jener Zeit einer von den großen Irrthümern des Adels, die Berühmtheit für Kraft, die Gunst der Könige für Macht und die Meinungen der Menschen für eine Stütze zu halten. Umgeben von den rühmlichen Trümmern des Dauerhaftesten, was er besessen hatte, warf sich der Adel gewissermaßen in die Arme der Geschichte; allein die Geschichte hebt diejenigen, welche fallen, nicht wieder empor und bewahrt nur die eitle Erinnerung vergangener Größe.

*) „Wollte Gott," fügt Montluc hinzu, „daß wir, wie in Spanien, immer in den Städten gewohnt hätten, denn wir würden alsdann reicher sein; dennoch müssen wir durch ihre Hände gehen und wegen der geringsten Sache mühsam in den Städten umher laufen." (Commentaires de Blaise Montluc, I. P. 7.) Unter der Regierung Ludwigs IX. beklagte sich Hugo von Percy darüber, daß der Adel seiner Zeit die Städte verließ, um auf dem Lande zu wohnen. (Pasquier, Recherches de la France, L. II. C. 16.)

Neuntes Kapitel.

Das Ritterwesen.

Man muß das Ritterthum der Waffen nicht mit derjenigen Ritterschaft verwechseln, welcher der Besitz eines Landgutes, oder Lehens die Verpflichtung auferlegte, einem Lehensherrn in den Krieg zu folgen; die Ritter, von denen wir reden wollen, bildeten einen abgesonderten Orden, hatten ihre besondere Erziehung und ihre eigenthümlichen Statuten. Man mußte zwar adlig sein, um den Ritterorden zu erhalten; aber man wurde nur unter gewissen Bedingungen und wegen persönlicher Eigenschaften, darin aufgenommen. Selbst Könige und Fürsten machten sich eine Ehre daraus, zu einer Vereinigung gelassen zu werden, die keine andere Bande hatte, als Eidschwüre, keine andere Auszeichnung, als Tapferkeit.

Es liegt uns wenig daran, den Ursprung dieser Institution zu kennen *); sondern es genügt uns, zu wissen, daß dieselbe schon vor den Kreuzzügen im ganzen Abendland eingeführt war. Die Religion, welche im Mittelalter sich Allem beimischte, lieh anfangs dem Ritterthum ihre heiligen Ceremonien; sie flößte ihm etwas von ihren Grundsätzen ein, und ob man gleich die Religionskriege noch nicht kannte, so weihte sie doch das Schwert der Ritter **). Die edeln Krieger durchstreiften die Welt und suchten Gefahren und rühmliche Abenteuer. Sie erkannten keinen andern Lehensherrn an, als denjenigen, dem sie ihre Treue freiwillig verpfändet hatten, und überall, wo Krieg ausbrach, sah man sie hinzuströmen. An diese Ritterschaft wandte sich der Papst Urban und sagte: »Ihr, die ihr allenthalben den Schrecken eurer Waffen verbreitet, die ihr im Kriege dem Ehrgeiz oder dem Hasse Anderer dient, erhebet euch und eilet, als neue Makkabäer, das Haus Israel zu vertheidigen, welches der Weinberg

*) Der Gebrauch des feierlichen Wahrhaftmachens war schon bei den alten Deutschen eingeführt. Man sehe Tacitus, de moribus German., C. 11.)

**) Wegen der innigen Beziehungen, welche das Ritterthum mit der Religion verbanden, betrachtete man diesen Orden als eine Art Priesterthum. Man kann sich von dem Geiste des Ritterthums einen richtigen Begriff machen, wenn man den Ordene de la chevalerie liest; dies ist ein Roman in Versen und befindet sich in den „Fabliaux“ von Barbesan, T. I. P. 59, Ausgabe von 1808.

des Herrn der Heerschaaren ist.« Man weiß, wie die christliche Ritterschaft diesem Aufruf entsprach. Von nun an waren die Beziehungen des Ritterthums unmittelbarer und vielfältiger. Jeder Ritter schien die Verbindlichkeit übernommen zu haben, gegen die Feinde Jesu Christi zu kämpfen; er trug auf seiner Kleidung die Sinnbilder des christlichen Glaubens, und während des Gottesdienstes hatte er sein Schwert vor sich liegen, als wollte er Gott seine Tapferkeit zum Opfer bringen. Kurz, das Ritterthum war eine, eben sowohl geistliche, als kriegerische Institution geworden.

Einer der merkwürdigsten Charakterzüge dieser Institution, und zwar derjenige, der heut zu Tage unsere Neugier und unser Staunen am meisten erregt, ist die Verbindung der religiösen Gefühle mit der Galanterie. Andacht und Liebe — dies war die bewegende Kraft bei den Rittern; »Gott und die Damen«, — dies war ihr Wahlspruch. Man hat gesagt, dieser Geist des Ritterthums wäre von den Deutschen und von den nordischen Völkern hergekommen; wenn dies aber wahr wäre, so würde die Geschichte in frühern Zeiträumen Spuren davon gefunden haben. Man kann von einem andern Volke wohl Gesetze und Gebräuche, aber keinesweges Täuschungen und Gefühle entlehnen; um hier die Wahrheit zu erkennen, müßte man alles Geheimnißvolle und Verborgene wissen, was das menschliche Herz während des Mittelalters in sich schloß. Wie dem auch sei, so kann man doch behaupten, daß Treue gegen Gott und Treue gegen die Damen als eine und dieselbe Tugend, als eine und dieselbe Pflicht empfohlen wurden.

Wenn ein Ritter für die Dame seiner Gedanken starb, durfte man, der Theologie der Burgen zufolge, keinesweges an seinem ewigen Heil zweifeln; dennoch muß man glauben, daß die Geistlichkeit strenger war. Ein Ritter legte keinen Eid ab, in welchem nicht von Religion und Liebe die Rede gewesen wäre. Ludwig IX. will keinen Vertrag mit den Sarazenen abschließen, ohne die Zustimmung der Königin Margaretha, »welche seine Dame war *).« Nach einem Gesetze Jacobs von Aragon hatte

*) Man sehe das XV. Buch.

die Gegenwart einer Frau eben so gut ein Schutzrecht, als ein heiliger Ort; die Institution des Ordens vom goldenen Schilde schrieb vor, die Damen zu ehren, »denn sie sind,« hieß es, »nächst Gott, die Quelle aller Ehre, welche die Männer erlangen können *).«

Bei den Kriegen des Mittelalters zeigt uns die Geschichte oft Ritter, welche in Schlachten die Farben ihrer Schönen tragen; man muß indeß gestehen, daß man in den heiligen Kriegen wenig Beispiele dieser heroischen, ritterlichen Liebe findet. Bald werden wir sehen, daß diese, in Europa der Liebe und den Damen so ergebene Ritterschaft im Königreich Jerusalem und am Grabe Jesu Christi einen andern Charakter annahm.

Übrigens waren die Tugenden, welche das Ritterthum des Abendlandes lehrte, genau diejenigen, welche am meisten dazu beitragen mußten, die Herrschaft der Barbarei zu zerstören. Man konnte einem Ritter keinen größern Schimpf anthun, als wenn man ihn der Lüge und Untreue beschuldigte; Unredlichkeit und Meineid wurden für schändlicher gehalten, als alle Verbrechen. Wenn die unterdrückte Unschuld einen edeln Krieger um Hülfe anflehte, dann wehe dem, welcher diesem Rufe nicht folgte; die Schmach folgte jeder Beleidigung der Schwachheit, jedem Angriff auf einen Unbewaffneten. Wir reden nicht von jener ritterlichen Höflichkeit, wodurch die Sitten sich mildern mußten, noch von jener Bescheidenheit der Helden, welche, ohne ganz christliche Demuth zu sein, unter den Trophäen des Krieges gleichsam die Schaam des Ruhmes war. Um durch ein einziges Wort an alle Tugenden des Ritterthums zu erinnern, wird es genug sein, jene alte Ehre zu nennen, die man nie richtig erklärt hat und die mit ihren Mysterien und ihren Wundern für ein barbarisches Zeitalter gleichsam eine zweite Religion war.

Um sich eine richtige Vorstellung vom Ritterthum zu machen, muß man die Geschichte der Turniere studiren, welche demselben ihre Entstehung verdankten und gleichsam die Schulen

*) Der Orden vom goldenen Schilde wurde durch Ludwig II., „den Großen,“ Herzog von Burgund, gestiftet.

der Courtoisie, die Feste der Tapferkeit waren. Zu jener Zeit war der Adel zerstreut und verhielt sich abgesondert auf seinen Schlössern; die Turniere gaben ihm aber Gelegenheit, sich zu versammeln, und bei diesen glänzenden Versammlungen wurde das Andenken der alten Tapfern erneut, die Jugend nahm sich diese zu Mustern und bildete sich in ritterlichen Tugenden aus, indem sie den Preis aus den Händen der Schönheit empfing.

Da die Damen Richterinnen der Handlungen und der Tapferkeit der Ritter waren, so übten sie eine unumschränkte Herrschaft über die Seele der Krieger, und ich brauche wohl nicht zu sagen, daß dieses Übergewicht des sanftern Geschlechts dem Heldenmuth der Ritter und Paladine großen Reiz geben mußte. Europa begann, aus der Barbarei hervorzutreten, sobald der Schwächere dem Stärkern gebot, sobald die Liebe zum Ruhm, die edelsten Gefühle des Herzens, die zärtlichsten Neigungen der Seele, kurz, sobald Alles, was die moralische Kraft bedingt, über jede andere Gewalt zu siegen vermochte.

Wir glauben nicht, daß die fahrende Ritterschaft mit ihren wunderlichen Verkehrtheiten jemals anders, als in den Romanen existirt habe; dessenungeachtet muß man glauben, daß, wenn die Liebe zu Gott die christlichen Ritter gegen die Ungläubigen bewaffnet hatte, die Liebe zu den Damen sie auch manchmal zur Vertheidigung der unglücklichen Schönheit veranlassen konnte. Man muß übrigens nicht vergessen, daß das Ritterthum der Waffen, wie wir gesagt haben, von keiner Besitzung abhing und daß das Vaterland eines Ritters überall war, wo er seine Stärke, seine Geschicklichkeit und seinen Muth zeigen konnte. Es mischte sich also dem Charakter des Ritterthums ein Überbleibsel von dem Nomadengeist der Barbaren bei, und dieser kosmopolitische Geist konnte den Erzählungen der Romandichter einige Wahrscheinlichkeit geben. Die Geschichte hat die Abenteuer und Thaten jener normännischen Krieger berichtet, welche, als sie von Jerusalem zurückkehrten, Calabrien von dem Einfall und von dem Joche der Sarazenen befreiten. Joinville redet von mehrern Rittern, die er nach Palästina hatte kommen sehen und welche, nach der Schilderung, die er uns von ihnen macht, für wahre irrende Ritter gelten konnten. Sie waren aus dem

Norden weggezogen und hatten lange unter den Kumanen und den wilden Völkern Kleinasiens gelebt. Die Kreuzfahrer und die Einwohner von Ptolemaïs hörten begierig die Erzählung ihrer weiten Züge, und gern ahmte man im christlichen Heere die Gebräuche nach, die sie von den Barbaren entlehnt hatten. Man bewunderte ihren ritterlichen Anstand und die unerschrockene Geschicklichkeit, womit sie die Tiger und Löwen in den Wüsten Syriens verfolgten. Nachdem sie das Morgenland und das Abendland durchstreift hatten, begaben sie sich in den Dienst Jesu Christi und stellten sich unter die Fahnen Ludwigs IX.

Man hat im Alterthume Helden gesehen, welche die Welt durchstreiften, um sie von Plagen und Ungeheuern zu befreien; allein diese Helden trieb weder die Religion an, welche die Seele erhebt, noch jene Courtoisie, welche die Sitten mildert. Ein anderer Unterschied zwischen dem Geist des Alterthums und der neuern Denkungsart liegt in dem Umstande, daß bei den Alten die Liebe für eine Leidenschaft galt, welche den Muth der Helden verweichlichte, und daß zur Zeit der Ritterschaft die Frauen, welche Richterinnen der Tapferkeit waren, den Enthusiasmus der Tugend und die Liebe zum Ruhm unaufhörlich in der Seele der Krieger erregten. Man findet bei Alain Chartier ein Gespräch zwischen mehreren Damen, welche ihre Meinungen über das Betragen ihrer Ritter aussprechen, die sich bei der Schlacht von Azincourt befunden hatten. Einer dieser Ritter hatte sein Heil in der Flucht gesucht, und die Dame seiner Gedanken rief: »Nach den Gesetzen der Liebe hätte ich ihn lieber todt, als lebendig gesehen.«

Diese Institution, der man so sinnreich die Benennung gab: »Quelle der Höflichkeit, welche von Gott kommt« (Fontaine de courtoisie et qui de Dieu vient), ist noch bewundernswürdiger, wenn sich dieselbe unter dem allmächtigen Einflusse religiöser Begriffe zeigt. Die christliche Liebe nahm alle Neigungen des Ritters in Anspruch und forderte von ihm eine unaufhörliche Bereitwilligkeit zur Vertheidigung der Pilger und Sorge für die Kranken. Auf diese Art entstanden die Orden von Sanct Johann und vom Tempel, der der deutschen Ritter, und mehrere andere, welche sämmtlich gestiftet wurden, um die Sarazenen zu

bekämpfen und menschliches Elend zu mildern. Die Ungläubigen bewunderten ihre Tugenden eben so sehr, als sie ihre Tapferkeit fürchteten. Nichts ist rührender, als der Anblick dieser edeln Krieger, die man wechselsweise auf dem Schlachtfeld und in der Wohnung der Schmerzen sah, die bald der Schrecken des Feindes, bald der Trost aller Leidenden waren. Was die Paladine des Abendlands für die Schönheit thaten, das thaten die Ritter von Palästina für die Armuth und das Unglück; jene weihten ihr Leben der Dame ihrer Gedanken, und diese weihten es den Armen und Ungesunden. Der Großmeister des Ritterordens von Sanct Johann führte den Titel: »Wächter der Armen Jesu Christi,« und die Ritter nannten die Armen »unsere Herren.« Noch unglaublicher ist der Umstand, daß der Großmeister des Lazarusordens, welcher zur Heilung und Milderung des Aussatzes gestiftet wurde, unter den Aussätzigen mußte gewählt werden *). Die Christenliebe der Ritter hatte also, um tiefer in das Elend ihres Gleichen einzudringen, die ekelhafteste Krankheit des Menschen gewissermaßen geadelt. Ahmt nicht dieser Großmeister von Sanct Lazarus, welcher selbst an der Krankheit leiden muß, zu deren Milderung bei Andern er berufen wird, ahmt er nicht, so weit unsere Schwachheit es vermag, das Beispiel des Sohnes Gottes nach, welcher sich mit der menschlichen Gestalt bekleidete, um nun die Menschheit zu befreien?

Man könnte glauben, es läge Halsstarrigkeit in einer so hohen Christenliebe; allein das Christenthum hatte, wie bereits gesagt worden ist, den Hochmuth der Krieger gezähmt, und das war ohne Zweifel eines der größten Wunder der Religion im Mittelalter. Keiner von denen, welche damals das heilige Land besuchten, konnte müde werden, an den Rittern vom Tempel, von Sanct Johann und von Sanct Lazarus die Ergebung zu

*) Dieser Gebrauch dauerte bis zum Pontificat Innocenz IV., gegen das Jahr 1253. Um diese Zeit baten die Ritter von Sanct Lazarus den Papst um die Erlaubniß, Einen aus ihrer Mitte zum Großmeister wählen zu dürfen, der nicht vom Aussatze befallen wäre, weil die Ungläubigen alle aussätzigen Ritter ihres Hospitals zu Jerusalem getödtet hätten. Der Papst schickte sie zum Erzbischof von Frascati, damit ihnen derselbe diese Erlaubniß ertheilte, nachdem er würde untersucht haben, ob man es mit Gottes Genehmigung thun könnte. Dieses Factum wird in der Bulle Pius IV., vom Jahre 1565, berichtet.

bewundern, womit sie alle Leiden des Lebens erduldeten, sowie auch ihre Unterwürfigkeit gegen die ganze Strenge der Disciplin und ihre Folgsamkeit gegen das geringste Verlangen ihres Oberhaupts. Als während des Aufenthalts des heiligen Ludwig in Palästina die Hospitaliter mit einigen Kreuzfahrern in Streit geriethen, welche auf dem Berge Karmel jagten, beschwerten sich diese beim Großmeister. Dieser forderte die Brüder vor sich, welche die Kreuzfahrer beschimpft hatten, und verurtheilte sie, zur Strafe auf der Erde und auf ihren Mänteln zu essen. »Es geschah,« sagt der Herr von Joinville, »daß ich mich gegenwärtig befand mit den Rittern, welche sich beschwert hatten, und wir baten den Meister, er möchte die Brüder von ihren Mänteln aufstehen lassen, was er aber abschlug.« Die Strenge der Klöster und die Demuth der Mönche hatten also nichts Abschreckendes für diese Krieger. — dies waren die Helden, welche durch die Religion und den Geist der Kreuzzüge waren gebildet worden. Die Ritter von Sanct Johann und vom Tempel hatten die Eitelkeiten dieses Lebens verachten lernen. »Zu diesen kriegerischen und religiösen Orden,« sagt ein gleichzeitiger Dichter, »begaben sich die Krieger, welche der Welt überdrüssig waren und Alles gesehen und Alles genossen hatten *).« Man muß nicht vergessen, daß in barbarischen Zeitaltern die Mäßigung derer, welche die Waffen führten, und die Demuth der Stärke ein Anfang der Civilisation sind.

Wir wissen, daß man nicht immer die Menschen nach der Moral beurtheilen muß, die sie aussprachen, und nach den Vorschriften, denen sie folgen sollen. Die Ritterorden des heiligen Landes verdienten zuweilen durch das Ärgerniß ihrer Sitten den Tadel der Päpste, und ihr ehrgeiziger, eifersüchtiger Geist störte oft den Frieden der christlichen Colonien im Morgenlande. Wenn man die Unordnungen des Mittelalters sieht, muß man auch glauben, daß die abendländische Ritterschaft wenigstens zu ohnmächtig war, um das Übel zu hemmen, und daß sie zuweilen sogar sich den Ausschweifungen beigesellte, die sie hätte unterdrücken sollen; aber der Geist ihrer Stiftung bestand noch und

*) Guyot, ein satyrischer Dichter des XIII. Jahrhunderts.

seine Grundsätze walteten bei der Erziehung eines noch barbarischen Adels. Was man auch von der menschlichen Sittenverderbniß sagen mag, so wird es doch immer wahr bleiben, daß das, mit dem Geiste der Courtoisie und mit dem des Christenthums verbundene Ritterthum bei den neuern Völkern Gefühle und Tugenden erweckt hat, welche den Alten unbekannt waren. In dieser Schule erhielten die jungen Krieger Unterricht in der Höflichkeit, Tapferkeit und Großmuth, und es war eine bewundernswürdige Schule, wo der Sieg seinen Stolz, die Größe ihre hochmüthige Verachtung ablegte, wo nichts schimpflicher war, als Treulosigkeit und Lüge, und wo es nichts Rühmlicheres gab, als die Schwachheit zu beschützen und dem Unglück zu Hülfe zu eilen!

Da die Erziehung der Völker sich nach dem Beispiel der ersten Klassen der Gesellschaft bildete, so verbreiteten sich die edeln Gesinnungen der Ritterschaft nach und nach in allen Ständen und mischten sich dem Charakter der europäischen Nationen bei; es erhob sich gegen diejenigen, welche ihren Ritterpflichten zu nahe traten, eine allgemeine Meinung, welche, strenger als die Gesetze selbst, gleichsam ein Gesetzbuch der Ehre, ein Ruf des öffentlichen Gewissens war.

Als durch die Mißbräuche, die man mit demselben machte, und vorzüglich durch die in dem europäischen Kriegssystem eingetretenen Veränderungen das Ritterthum sank *), blieben den europäischen Gesellschaften noch einige Gefühle, welche dasselbe eingeflößt hatte, sowie auch denen, welche die Religion verlassen, in der sie geboren sind, noch etwas von den Lehren derselben, und vorzüglich von den Eindrücken bleibt, welche sie davon in der Kindheit erhielten. Zur Zeit des Ritterthums waren Ruhm und Ehre der Lohn guter Thaten; diese Münze, welche den Völkern so nützlich ist und ihnen nichts kostet, hat auch in den folgenden Jahrhunderten einigen Umlauf behalten, und so groß ist die Wirkung eines rühmlichen Andenkens, daß die Auszeich-

*) Sainte-Palaye schreibt den Fall der Ritterschaft in Frankreich der Errichtung der Ordonnanz-Compagnien durch Karl VII. zu, sowie dem Edict Franz I., welches die Ehre des Ritterstandes auf Geistliche und Magistratspersonen erstreckte. (Mémoires sur la chevalerie, part. V.).

nungen der christlichen Ritterschaft noch in unsern Tagen dazu dienen, Verdienst und Tapferkeit zu belohnen.

Da es nun wahr ist, daß die Kreuzzüge dem Ritterwesen jenes Übergewicht gaben, welches die Barbarei und die Rauhheit der Sitten milderte, so muß man auch zugeben, daß sie der Menschheit einen wirklichen Dienst geleistet haben.

Zehntes Kapitel.

Die Geistlichkeit.

Das Übergewicht und der Reichthum der Geistlichkeit hatten dieselbe im Feudalsystem neben den Adel gestellt; allein man muß eingestehen, daß der Rang, den man ihr gegeben hatte, bei dieser Lage der Dinge sowohl ihrem Charakter, als auch dem Zustand der Gesellschaft entgegen war. Wir fürchten uns nicht zu sagen, daß das Feudalsystem die Institution des geistlichen Ordens zu verderben strebte, sowie auch die Geistlichkeit bemüht war, das Feudalsystem zu verderben. Die für den Frieden geschaffene Geistlichkeit war nicht geeignet, die Bedingungen der kriegerischen Regierung zu erfüllen, und von der andern Seite mußte die kriegerische Regierungsform die friedlichen Sitten der Geistlichkeit verändern, oder stören. Nicht selten erblickte man Prälaten, die mit Helm und Panzer bedeckt waren, und zuweilen führten sogar Landpriester die Heerde in den Krieg, welche eine Religion des Friedens ihnen anvertraut hatte. Noch mehr wuchs dieser kriegerische Geist bei den Geistlichen durch die Kreuzzüge, wo ihre Waffen durch den Gegenstand des Krieges geheiligt wurden; die Geistlichkeit wurde indeß nie kriegerisch genug, um alle Lehensverpflichtungen, und man kann hinzufügen, daß sie nicht immer friedfertig genug war, um alle Religionspflichten zu erfüllen.

Gewiß ist es, daß in dem Verhältnisse, wie das Lehenswesen Fortschritte machte, auch die Geistlichkeit etwas von ihrer Regelmäßigkeit und ihren alten Traditionen verlor. Als die Franken der Kirche beitraten, brachten sie ihre Gewohnheiten mit, und diese stimmten wenig zu dem Geist des Priesterthums.

Die Barone und Fürsten riefen zuweilen die geistlichen Waffen des Clerus zu Hülfe, um sich des Gehorsams ihrer Unterthanen und Vasallen zu versichern; von der andern Seite wandte sich die Geistlichkeit wegen Vertheidigung ihrer Rechte an die Waffen der Herren, und wir sehen in der Geschichte, daß jeder Theil, welcher dem andern zu Hülfe kam, seine Dienste am Ende theuer verkaufte. Man füge nun noch hinzu, daß die Geistlichkeit in den Tagen der Unterdrückung und des Elends als ein Asyl angesehen wurde, wo Jedermann hinströmte, die Einen wegen ihres Heils in jener Welt, die Meisten aber, um der Dürftigkeit, oder der Knechtschaft in dieser Welt zu entgehen. Alle, die sich anboten, wurden aufgenommen, zuweilen sogar die Kinder der Leibeigenen, und vorzüglich daher kam das Vergessen der Disciplin und der Verfall der Studien, worüber alle Geschichtschreiber geklagt haben.

Es war nicht leicht, die Disciplin unter der Menge von Geistlichen zu erhalten, die auf den Schlössern zerstreut waren, wo sie als Capellane, Schatzmeister, Geheimschreiber, u. s. w. dienten, sowie auch in den Städten, wo sie als Advocaten, Notarien, Einsammler, Kaufleute, u. s. w. ihr Wesen trieben*). Da nun zu jener Zeit Alles Proceß war (selbst die Pönitenzen der Kirche), und Jedermann sich vom Tribunal zu Rom konnte richten lassen; so geschah es, daß die Bischöfe, deren Gewalt in den vorhergehenden Jahrhunderten ungeheuer gewesen war, da sie Könige absetzten, sogar nicht mehr über die Geistlichen ihrer Diöces richten konnten. Man gab das Studium der Doctrin auf und studirte Ränke und Mittel, sich der geistlichen Hierarchie zu entziehen. Sobald keine Ordnung und Gerechtigkeit mehr unter den Hirten war, fehlte sie auch allenthalben, und sobald es Nacht in der Kirche wurde, verbreitete sich die Finsterniß überall.

Man hat keinesweges der Geistlichkeit des Mittelalters vorgeworfen, ihr Interesse vernachlässigt zu haben; indessen sah man in Frankreich Prälaten, welche der Krone die Privilegien

*) Das Concilium von Vienne untersagte den Geistlichen, Fleischer und Schenkwirthe zu sein; einige Zeit vorher hatte man ihnen verboten, als Gaukler und Possenreißer von Profession aufzutreten.

eines Bisthums überließen, und es wurden sogar — das muß uns überraschen — Pfarreien mit ihren Einkünften an Herren vergeben, welche zum ersten Kreuzzuge gingen. Keine Gewalt hatte damals feste Regeln, oder anerkannte Grenzen; also darf man nicht erstaunen, daß das Zeitalter sich in das Interesse der Kirche mischte, und die Kirche sich in die Angelegenheiten des Zeitalters einschlich. Die Verwirrung des Geistlichen und des Weltlichen erreichte den höchsten Punkt; der heilige Bernhard sagte zu den Bischöfen, sie wären nicht berufen worden, um die Welt zu regieren, sondern um das Unkraut auszureißen — *) ihnen gehörte eine Gärtnerhacke und nicht ein Scepter. Die Mißbräuche, worüber sich der Abt von Clairvaux beschwerte, entsprangen hauptsächlich aus der Verwirrung, von der wir geredet haben, und bezeichneten die Unordnung der Gesellschaften weit mehr, als sie selbst Unordnung waren.

Der Papst Gregor VII., welcher es unternahm, die christliche Welt umzuwandeln, und welcher den Grundsatz hatte, »man müsse verwunden, um zu heilen,« hatte zwei große Pläne gefaßt, nämlich den, der römischen Gewalt die Fürsten zu unterwerfen, und den, die Sitten der Geistlichkeit zu bessern. Man kann sagen, daß diesem Papste das Schwierigste und Gefährlichste, was es gab, nämlich die Unterwerfung der Erdenthrone, nur zu sehr gelang; daß er aber bei dem Nützlichsten und Nothwendigsten, nämlich der Wiederherstellung der Kirchenzucht und dem Triumph der evangelischen Moral, nicht genug Glück hatte. Die menschlichen Leidenschaften widerstanden länger als die Fürsten; und während Kaiser und Könige sich vor den Päpsten demüthigten, hörten die Unordnungen, welche die Kirche hemmen wollte, keineswegs auf, dem christlichen Europa Ärgerniß zu geben. Die meisten von den Concilien, welche zu Anfange des XII. Jahrhunderts gehalten wurden, bezeugen, daß das Gesetz des Cölibats bei der Weltgeistlichkeit noch nicht gewissenhaft

*) „Es ist," fügt Bernhard hinzu, „die Pflicht der Seelenhirten, die Wölfe zu besiegen, aber nicht, über die Schafe zu herrschen." (De Consideratione.)

beobachtet wurde, und daß die Schlange der Simonie sich immerwährend in das Heiligthum einschlich *).

Der Abt von Nogent redet von vier Bischöfen, die auf dem Stuhle von Laon auf einander folgten und deren Wahl das Werk der Bestechung und der Ränke war. Der Erste dieser Prälaten wurde beschuldigt, er hätte am Charfreitage den einzigen Fürsten verrathen, der noch von dem Hause Karls des Großen übrig war; der Letzte derselben, Waudri, hatte den Herzog Robert von der Normandie, den Sieger bei Tinchebrai, seinem Bruder Heinrich ausgeliefert. Wir mögen das nicht wiederholen, was Guibert von den Sitten dieser vier Bischöfe sagt, und eben so wenig das, was der heilige Bernhard, Jacob von Vitri, Peter von Blois, über die Geistlichkeit ihrer Zeit äußerten; diese Männer pflegten auf der evangelischen Kanzel ihr Jahrhundert mit Bitterkeit zu tadeln, und waren von Natur geneigt, die Schilderungen der Sittenverderbniß und der Laster zu übertreiben. Man muß sich auch hüten, die Satyren der Troubadours und Romanciers buchstäblich zu verstehen, obgleich dieselben von der Bosheit des Volkes, die stets bereit ist, sich gegen das ernste Amt des Priesterthums zu erheben, sehr gut aufgenommen wurden. Wir gestehen indessen, daß die Macht und der Reichthum der Geistlichkeit Eifersucht erregen mußten. Aus diesem Grunde schloß gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts der Adel ein Bündniß gegen die Ansprüche der Geistlichen, und eben deshalb zeigte auch das Volk Freude, als bei dem Aufruhr der Pastorellen die Priester beschimpft wurden. Die Geistlichkeit verlor indessen keineswegs ihre Herrschaft über die Gemüther; seit langer Zeit herrschte sie durch die religiösen Glaubensmeinungen und fuhr nun fort, mit denselben zu herrschen.

Die Mißbräuche, gegen die sich Gregor VII. erhoben hatte, nämlich die Simonie, und hauptsächlich die Verheirathung der Geistlichen, brachten vor dem Ende der heiligen Kriege keine Störung mehr in die christliche Kirche. Nach und nach wurde

*) In seiner Abhandlung de Conversione ad Clericos, entwirft der Abt von Clairvaux ein strenges Gemälde von den Sitten der Geistlichkeit seiner Zeit; wenn man diesem frommen Doctor glauben soll, so besudelten damals die abscheulichsten Laster das Priesterthum.

die Disciplin wieder hergestellt; die Finsterniß der Unwissenheit fing an zu verschwinden. Innocenz III. und seine Nachfolger munterten die Studien auf; die Geistlichkeit erhielt ihren alten Glanz wieder und verbreitete in einem noch barbarischen Zeitalter, gleich den leuchtenden Säulen der Wüste, das erste Licht der Civilisation.

Wir müssen bemerken, daß die Geistlichkeit nur im Gefolge der Barone und Ritter des Kreuzes bei den heiligen Kriegen erschien; die Geschichte stellt sie nur ein einziges Mal an der Spitze der Kriegsarbeiten eines Kreuzzuges dar, nämlich bei der Belagerung von Damiette. Auch waren dort Stürme und Kämpfe unaufhörlich mit religiösen Ceremonien vermischt; denn die Tapferkeit kannte dort keine andere Ermuthigung, als den Segen des Himmels, die Ausschweifung keinen andern Zügel, als die Bannflüche der Kirche. Wir haben schon gesagt, daß man bei einem Kreuzzuge den Einfluß der Geistlichkeit hauptsächlich an der Verwegenheit der Unternehmungen erkannte; die Geistlichkeit glaubte bei schwierigen Kriegsumständen vielleicht zu sehr an die Wunder und zu wenig an die Gefahren, und man weiß, was ihr übertriebenes Vertrauen zum Siege nach der Belagerung von Damiette für Folgen hatte.

Es begaben sich zu jeder Expedition eine große Anzahl von Bischöfen und Äbten, welchen sowohl ihre Vasallen folgten, als auch diejenigen, die sich unter ihren Panieren hatten anwerben lassen. Es gab keinen Baron, oder Grafen, der nicht einen oder zwei Capellane bei sich hatte, und dieß mußte die Menge der Geistlichen unter den Fahnen des Kreuzes allerdings vermehren. Bei einem Religionskrieg mußte der moralische Einfluß der Geistlichkeit allmächtig sein. Man weiß, welches Vertrauen der Bischof von Puy den Pilgern des ersten Kreuzzuges einflößte; wenn wir aber Wilhelm von Tyrus glauben, so hatten die Geistlichen, welche diesen ehrwürdigen Prälaten überlebten, im christlichen Heere keinesweges dasselbe Ansehen, und man konnte bei dieser wandernden Geistlichkeit nur mit Mühe Priester finden, die fähig waren, die vornehmsten Sitze von Palästina und Syrien einzunehmen. Bei den folgenden Kreuzzügen, vorzüglich bei dem dritten, dienten sehr viele Bischöfe der Sache

des Kreuzes durch ihre Einsichten und gaben den Pilgern das Beispiel evangelischer Tugenden.

Wir folgen der lateinischen Geistlichkeit nicht nach den christlichen Colonien des Morgenlandes, wo sie zuweilen weltliche Gewalt ausüben wollte. Man wird sich erinnern, daß der Patriarch Dgimbert auf den Besitz von Jerusalem Ansprüche machte, und daß zahlreiche Spaltungen zwischen dem Ansehen der Fürsten und dem der Geistlichkeit in der heiligen Stadt ausbrachen. Bald forderten die Könige von Zion Subsidien von der Kirche, bald verlangte der Patriarch von dem Nachfolger Davids und Salomon's die den Dienern Gottes gebührenden Zehnten. Beide Parteien wichen, oder widerstanden wechselsweise, nach den Umständen, wobei sie sich weder im Hasse, noch in der Unterwürfigkeit mäßigten. Balduin bat demüthig das Concilium von Naplusa um Verzeihung wegen der Ungerechtigkeiten, die er und seine Vorfahren gegen die Geistlichkeit von Palästina begangen hatten. Als bei einer andern Gelegenheit, nämlich wegen des Besitzes von Joppe, der König Balduin einen lebhaften Streit mit dem Patriarchen Stephan hatte, wurde dieser krank und starb eines zu frühen Todes. Obgleich die nicht sehr liebreiche Darstellung, welche der Bischof von Tyrus über diesen Gegenstand liefert, uns ungegründet zu sein scheint, so zeigt sie darum nicht weniger die unglückliche Erbitterung, womit man sich die Eroberungen der christlichen Krieger und das Erbe Jesu Christi streitig machte. Oft wurden die Päpste dringend gebeten, über diese Streitigkeiten zu entscheiden; aber fast niemals gaben sie der Geistlichkeit volle Genugthuung, denn eben diese konnte ihren Plänen weder diesseits noch jenseits des Meeres dienen, und die Klugheit gebot ihnen, die Fürsten nicht zu entmuthigen, welche mit bewaffneter Hand das Königreich Jerusalem vertheidigten.

Man hat behauptet, die Geistlichkeit hätte sich während der Kreuzzüge bereichert; allein diese, von den Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts so oft wiederholte Behauptung muß mit unparteiischer Aufmerksamkeit untersucht werden. Die Geistlichkeit war zur Zeit des ersten Kreuzzuges sehr reich, und ihre Feinde beschuldigten sie schon seit langer Zeit, unermeßliches

Eigenthum widerrechtlich an sich gerissen zu haben. Unter den beiden ersten Geschlechtern hatten ihre Reichthümer den Baronen und Königen Verdacht eingeflößt, und diese hatten sie zu wiederholten Malen geplündert, unter dem Vorwande, sie vertheidigte den Staat nicht, und das Eigenthum, dessen sie genösse, gehörte denen, deren Tapferkeit über das Heil des Königreichs wachte.

Wenn die Kreuzzüge die Geistlichkeit bereichert hätten, so hätte sie in den Ländern, welche den meisten Antheil an den Kreuzzügen genommen hatten, auch reicher sein müssen; allein die deutsche, sowie die Geistlichkeit mehrerer anderer europäischen Staaten war bei weitem reicher, als die von Frankreich, wo die Züge nach dem Morgenlande so großen Enthusiasmus erregt und so viele Krieger unter die Waffen gerufen hatten.

Die Geistlichkeit erwarb zwar neue Besitzungen in den durch die Kreuzfahrer eroberten Ländern; aber nach den heiligen Kriegen blieb ihr nichts mehr davon übrig. Wir haben bemerkt, daß zu Ende der Kreuzzüge die Anzahl der Gläubigen in Kleinasien, Syrien und Ägypten sehr abgenommen hatte, und ohne Zweifel war dies eine von den traurigsten Folgen dieser Kriege, welche die Muselmänner erzürnt, aber nicht überwunden hatten. Alle die amtlosen Bisthümer, deren eitle, pomphafte Titel die Geistlichkeit noch heut zu Tage beibehält, bezeugen nur zu sehr die Nachtheile, welche die katholische Kirche im Morgenlande erlitt.

Der erste heilige Krieg mußte, wie wir gesehen haben, sehr nützbar für die Geistlichkeit seyn, welche die Kosten dazu nicht bezahlte, da der fromme Eifer der Gläubigen alle Ausgaben erlegte; dennoch nahm sie persönlichen Antheil an diesem Kreuzzuge, und die Priester, welche mit den andern Kreuzfahrern zogen, mochten sich wohl bei ihrer Pilgerfahrt nicht bereichern. Beim zweiten Kreuzzuge fing man an, Contributionen auf die Kirchen zu legen, ohne die lebhaften Gegenvorstellungen der Geistlichen zu berücksichtigen *). Von dieser Zeit an entstand in

*) Man sehe wegen der Beschwerden der Geistlichkeit über diesen Gegenstand das Kapitel „von der Kreuzzugsabgabe.“

der christlichen Welt eine Meinung, welche für die Geistlichkeit unheilbringend war, nämlich die Meinung, daß die zum Ruhm Jesu Christi und zur Befreiung der heiligen Stellen unternommenen Kriege von Seiten der Kirche müßten bezahlt werden. Man erhob anfangs Beisteuern von der Geistlichkeit, ohne eine andere Gewalt zu Rathe zu ziehen und andern Regeln zu folgen, als denen der Nothwendigkeit und der Umstände. Von dem dritten Kreuzzuge an, nach der Publication des »saladinischen Zehnten,« brachte man eine größere Regelmäßigkeit in die Abgaben, welche durch die Päpste oder die Concilien waren bestimmt worden und welche man mit so großer Strenge eintrieb, daß die Kirchen ihres Schmuckes beraubt wurden und man zuweilen die heiligen Gefäße versteigerte.

Allerdings erhielt zuweilen die Geistlichkeit Gaben und Vermächtnisse von denen, welche nach dem heiligen Lande zogen, oder dahin zu ziehen gelobt hatten; was galt aber dieser Tribut der Frömmigkeit neben den Beusteuern, die sie selbst zu erlegen gezwungen war? Wir scheuen uns nicht, zu behaupten, daß in einem Zeitraume von zweihundert Jahren die Geistlichkeit zu den heiligen Kriegen mehr Geld hergab, als nöthig gewesen wäre, um den größten Theil ihrer Besitzungen zu kaufen. Auch sah man nach und nach den Eifer der Geistlichen für die Befreiung der heiligen Stellen erkalten, und die Gleichgültigkeit, welche unter den christlichen Völkern auf den Enthusiasmus für die Kreuzzüge folgte, nahm bei der Geistlichkeit ihren Anfang. In Deutschland und in andern Ländern ging die Unzufriedenheit derselben so weit, daß es endlich die Päpste nicht mehr wagten, sich wegen des Predigens der Kreuzzüge auf die Bischöfe zu verlassen und diesen Auftrag nur noch den Bettelorden ertheilten, welche nichts besaßen, und zu den Unternehmungen gegen die Ungläubigen auch nichts zu bezahlen hatten.

Man hat gesagt, die Geistlichkeit hätte die Kreuzzüge benutzt, um die Besitzungen des Adels zu einem niedrigen Preise zu kaufen, sowie viele Leute in unsern Zeiten die Revolution benutzt haben, um selbst die Güter der Geistlichkeit zu einem sehr mittelmäßigen Preise an sich zu bringen. Wir finden allerdings beim ersten Kreuzzuge Beispiele dieser Art von Acquisitionen;

fitener mußten aber diese Beispiele in den andern heiligen Kriegen sein, deren Unkosten die Geistlichkeit bezahlen mußte. Der große Vortheil, welchen damals die Geistlichkeit über den Adel hatte, war der Umstand, daß die Adligen ihre Besitzungen verpfänden und veräußern konnten, was niemals den Geistlichen gestattet wurde. Ein anderer Vortheil der Geistlichkeit war der, daß sie stets einen, von demselben Geiste beseelten, immer von denselben Gesetzen geleiteten Körper bildete. Während Alles um sie her sich veränderte, blieb sie selbst sich gleich, und so widerstand sie der Umwälzung, welche in den Besitzungen eintrat. Wir fügen hinzu, daß die mit jedem Tage neue Fortschritte machende Jurisdiction der Geistlichkeit für diese selbst eine Quelle des Reichthums war. Es lag, wie wir schon bemerkt haben, in der Natur der Dinge, daß die aufgeklärteste Klasse auch die reichste werden mußte. Die Geistlichkeit brauchte also den Verfall der Kreuzfahrer nicht zu benutzen, um sich zu bereichern, ihre Aufklärung, ihr Geist der Ordnung und Sparsamkeit, und das Übergewicht, welches dieselbe über die Völker hatte, boten ihr hinlängliche Mittel dar, um ihre Besitzungen zu vermehren und zu bewahren.

Elftes Kapitel.

Die Klöster.

Wir haben gesehen, daß die Überspannung der Gemüther, welche die Kreuzzüge hervorbrachte, auch die Anzahl der Mönche vermehrt hatte. Wilhelm von Tyrus sagt zu Anfang seiner Geschichte der heiligen Kriege, daß die, allen Unordnungen hingegebene Welt auf dem Punkte gestanden hätte, in Trümmer zusammen zu sinken. Man überredete sich, die auf solche Art mit ihrem Untergange bedrohte Welt könnte nur durch außerordentliche Begebenheiten und Opfer wieder aufgerichtet werden, und die Religion, welche damals Alles leitete, zeigte den einen das zu erobernde Morgenland, den andern die Wüste, wo die Buße ihrer wartete. Nach der Meinung der Weisen und Doctoren gab es nichts Gefährlicheres auf der Erde, als das Jahrhundert,

und alle Städte schienen den mit glühender Andacht erfüllten Christen von Gott verwünschte Örter zu sein, die man eilig verlassen müßte. So schlug Alles zu gleicher Zeit den Weg nach Jerusalem und den abgelegenen Orten ein, die als die Straße zum himmlischen Jerusalem betrachtet wurden. Wir haben von den Kreuzeskriegern und von den Pilgern des heiligen Landes gesprochen; es sei uns jetzt erlaubt, unsere Aufmerksamkeit einen Augenblick bei den Streitern der Klöster und den Kreuzfahrern der Wüste verweilen zu lassen.

Die Gründungen der Klöster sind keineswegs die der Geschichte am wenigsten bekannten Thatsachen, und die Chronikenschreiber, die fast sämmtlich Mönche waren, legen darauf keine geringere Wichtigkeit, als auf die größten politischen Ereignisse. Oderich Vital redet wechselsweise, aber stets in demselben Tone, von dem Einfalle Wilhelms in England, von der Eroberung Apuliens durch die Normannen, und von der Gründung, oder dem Ruhme des Klosters Sanct Evroul.

Die Klöster richteten sich auf verschiedene Weise ein. Zuweilen zog sich ein einziger Mensch an einen einsamen Ort zurück und die Gläubigen kamen hinzu, seine Heiligkeit zu bewundern. Diese Anachoreten waren, nach dem Bericht gleichzeitiger Legenden, gewissermaßen Könige der Einsamkeit; denn die Vögel des Himmels gehorchten ihrer Stimme und die Natur war ihnen unterworfen. Nachdem der Geschichtschreiber der Normandie das heilige Leben eines Anachoreten geschildert hat, erzählt er uns folgendermaßen den Tod desselben, der noch wundervoller ist als sein Leben: »Eine sanfte Melodie erhob sich in den Lüften, ein göttlicher Wohlgeruch erfüllte den rauhen Ort; eine glänzende Wolke stieg am Horizont empor und machte das Gestirn des Tages erbleichen.« Die Erzählung dieser und tausend anderer ähnlicher Wunder verbreitete sich in allen benachbarten Ländern; bald strömte die Menge hinzu und die Wüste sah die Worte des Esaïas in Erfüllung gehen: »Dieser Ort ist zu eng für mich; machet mir Platz, auf daß ich da wohnen könne.« Ein anderer Ursprung der Klöster war die Reue der Sünder sowie die Andacht der Großen und Fürsten. Indem die Reichen und Mächtigen des Jahrhunderts den Mönchen, welche Tage und

Nächte im Gebet zubrachten, einen Theil ihrer Güter gaben, hofften sie in jenem Leben die Befreiung ihrer Verwandten zu beschleunigen und glaubten für sich selbst die Schätze des Himmels zu erwerben *). Mehrere klösterliche Niederlassungen verdankten ihren Ursprung den Colonien von Mönchen, die nach andere Einöden geschickt wurden, um die strengen Tugenden des religiösen Lebens zur Blüte zu bringen **). Mehr als ein Mönchsorden hatte Klöster auf der ganzen Oberfläche der Erde verbreitet; indem nun diese Klöster einer und derselben Regel folgten, dasselbe strenge Leben führten und einem einzigen Oberhaupte gehorchten, so bildeten sie eine fromme Conföderation, welche zuweilen den Reichthum und die Macht der Großen der Erde und der blühenden Städte übertraf.

Der Eifer für das Mönchsleben war im zwölften Jahrhundert so groß, daß man in Frankreich und überhaupt in Europa fürchtete, nicht genug einsame Plätze zu haben. Die Mütter verbargen ihre Kinder, die Frauen ihre Männer, die Freunde ihre Freunde, um sie der Proselitenmacherei der Klöster zu entziehen. Ein Bruder des heiligen Bernhard stand an, das geistliche Gewand zu nehmen, indem er sagte, seine Frau würde nicht einwilligen. »Sie soll einwilligen,« antwortete Bernhard, »oder sie soll sterben.« Diese grausamen Worte zeigen, daß die Gesellschafts- und Familiengesetze ohne Bedenken der eifersüchtigen Leidenschaft geopfert wurden, durch welche die Wüsten sich bevölkerten.

Die geistlichen Schriftsteller haben weitläufig das innere Leben der Klöster geschildert, sowie die zwischen Arbeit, Nachdenken und Gebet getheilten Tage der Mönche, die langen Entzückungen einer ascetischen Frömmigkeit und die Wunder der Pönitenz; Andere haben dasjenige wiederholt, was man schon

*) Wir besitzen noch eine Menge alter Urkunden, worin die, durch Könige, oder Vornehme gemachten, religiösen Schenkungen enthalten sind. (Spicil, T. III.) Diese Urkunden hatten zur Sanction gewöhnlich ein Kreuz und folgende Worte: Derjenige, der unsern Willen überschreiten will, mag wissen, daß er durch die Gewalt Gottes und aller Heiligen, dafern er sich nicht durch eine Strafe löst, ewig excommunicirt und verdammt werden wird."

**) Der heilige Bernhard gründete in Europa hundertundsechzig Häuser seines Ordens. Die Abtei Cluny hatte 15,074 Nebenkirchen.

im Mittelalter von der Sittenverderbniß der Mönche und von den Unordnungen sagte, welche in den Klöstern herrschten. Wir sind gesonnen, unsern Lesern andere Schilderungen vorzulegen. Mit Vergnügen sieht man, wie sich, während die Gesellschaft dem ganzen Frevel der Feudalanarchie ausgesetzt war, im Schatten der Altäre regelmäßige Verbindungen bildeten, welche, indem sie ihre eigenen Sitten, Gesetze und Regierungen hatten, kleinen Staaten glichen, und unter dieser Beziehung wollen wir von den Klöstern zur Zeit der Kreuzzüge reden. Jedes Kloster hatte seine Regel und seine Privilegien; ein für Alle gemeinschaftliches Vorrecht war die Freiheit. Diese Freiheit wurde hauptsächlich in der innern Polizei eines Klosters und bei der Wahl der Obern geübt, auf welche keine geistliche oder bürgerliche Gewalt den geringsten Einfluß haben durfte. Mehrere Abteien rühmten sich, nur vom heiligen Stuhl abzuhängen *), und mehrere Klöster duldeten mit Unwillen die geistliche Jurisdiction der Bischöfe. Die Mönche von Rebais weigerten sich, ihren Abt anzuerkennen, welcher sich dem Bischof von Meaux unterworfen hatte, und kaum vermochten es die Bannflüche des Conciliums von Beauvais (1167), sie zum Gehorsam zurückzuführen.

Zuerst stellte sich ein Kloster unter den Schutz eines Heiligen. Der heilige Patron, welchen die Mönche in ihren Gebeten anriefen, war der Herr dieser frommen Miliz, und so zu sagen unter seinen Fahnen überließen sie sich ihren geistlichen Kämpfen, oder vertheidigten das weltliche Interesse ihrer Verbindung. Die Ehrfurcht, welche sie für das Andenken ihres Gründers, oder derjenigen hegten, welche vor ihnen im Kloster gewesen und für sie gleichsam Ahnen, oder Voreltern waren, bot ein wahres Bild der Gefühle und Erinnerungen des Vaterlandes. Oft baten reiche, mächtige Laien um Antheil an den Gebeten der Mönche, und setzten ihren Ruhm darein, ihre Namen in die Register des Klosters eintragen zu lassen. Diese auswärtigen Brüder erhielten einigermaßen das Bürgerrecht in der Klostergemeinde, und wenn sie ihr ganzes Leben hindurch den Nutzen des Klosters be-

*) Das Kloster Vezelai und andere. Der heilige Bernhard erhob sich gegen diese Behauptung mehrerer Mönchsbrüderschaften.

fördert hatten, war es ihr letzter Wunsch, im Mönchsgewand zu sterben und einen Theil der Erde zu erhalten, welche ihre Einsamkeitsbrüder bedecken sollte. Man kann sich keinen Begriff machen von dem Wetteifer, welcher die Mönche beseelte, die Besitzungen und den Ruhm ihres Ordens zu vergrößern. Es heißt, sagt der Abt Suger, den Weinberg des Herrn bebauen, wenn man die Wohnungen der Einsiedler mit Gold, Silber und Edelsteinen überhäuft. Die Geschichte zeigt uns mehrere Mönche, welche eine heilige Gewalt gegen ihre Familien ausüben und ihre Verwandten zu Grunde richten, um ihre Klöster zu bereichern. Wenn die Freigebigkeit der Gläubigen einem Kloster ein Landgut, oder sonst ein Eigenthum überließ, so brachten die Mönche mit den größten Feierlichkeiten ihre Reliquien dahin, damit ihre heiligen Schutzpatrone gleich ihnen von ihren neuen Eroberungen Besitz nehmen sollten. Jedes Kloster hatte in seinen Archiven Urkunden und Verträge, welche seine Ansprüche und Eigenthumsrechte bestätigten, und der Eifer der Geistlichen, die Grenzen ihrer Besitzungen zu erweitern, war so groß, daß sie sich, wenn wir einigen Documenten des Mittelalters glauben, kein Gewissen daraus machten, zuweilen ihre Ansprüche auf unregelmäßige Schenkungen und apogryphische Actenstücke zu gründen *).

Nach der Meinung der damaligen Zeit waren die Mönche Aufbewahrer der Güter des Armen und der Güter Gottes, und jeder Versuch, eine Schenkung zurückzufordern, oder ein Privilegium streitig zu machen, war in ihren Augen ein wahrhafter Kirchenraub. Jedes Kloster nannte sich die Kirche selbst und betrachtete sich als die heilige Familie Christi **); diese Überzeugung gab den Mönchen einen unglaublichen Eifer zur Vertheidigung der erworbenen Rechte, welche die Zeit geheiligt hatte. Man kennt den heftigen Streit zwischen den Bürgern und den

---

*) Das allgemeine Kapitel des Jahres 1157 setzte die Strafen für die Verfälscher der Urkunden und Siegel fest. Wenn die Schuldigen Mönche waren, wurden sie mit dem Interdict belegt, und waren es Laienbrüder, so versetzte man sie in den niedrigsten Rang; aber die Einen wie die Andern wurden verurtheilt, alle Freitage bei Wasser und Brot zu fasten. (Leboeuf, T. II. S. 162.)

**) Ausdruck des Mönchs Udalrich, in der Vorrede zu den Gebräuchen des Klosters Cluny. (Spicil. von d'Achery, T. I. p. 642.)

Mönchen von Vezelai, gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts. Die durch den Grafen von Nevers dazu angetriebenen Bürger wollten sich der Jurisdiction der Abtei entziehen, und nichts ist merkwürdiger, als die durch einen Mönch, der Augenzeuge war, geschriebene Geschichte dieser Revolution. Der klösterliche Geschichtschreiber stellt uns den Abt Pons vor, wie er die Vertheidigung des Hauses Israël übernimmt, Anfangs gegen den Bischof von Autun, dann gegen den Herzog von Nevers, und wie es ihm »durch viele Anstrengungen und Gefahren gelingt, die Reinheit der Freiheiten seiner Kirche in Aller Augen glänzender und sichtbarer zu machen.« Die Abtei Vezelai — dies bemerke man hier — war der »heiligen Magdalena, der Freundin und Dienerin Gottes gewidmet;« sie behauptete, sowohl in geistlicher als weltlicher Hinsicht, unabhängig und »ein Lehen des heiligen Petrus zu sein.« Indem die Schüler des Abts Pons auf diesem Anspruche bestanden, erblickten sie nur »Räuber und Gottlose« in ihren Gegnern; wenn der Graf von Nevers über das Schicksal der Bürger von Vezelai gerührt wurde, »so waren es die Thränen der Gottlosigkeit, die aus einem Brunnen der Verderbniß flossen.« Der Abt Pons rief wechselsweise die Mächte der Erde und die Anathemen der Religion zu Hülfe, und der elende Flecken Vezelai unterlag endlich in diesem Kampfe, welcher mehrere Jahre dauerte. Wir können weder über die Beschwerden, noch über das Unrecht der Bürger urtheilen, welche keinen Geschichtschreiber gehabt haben; liest man aber die Geschichte der Abtei, dann muß man zugeben, daß die Mönche den Krieg ohne Mäßigung führten und den Sieg nicht mit Christenliebe benutzten.

Die Macht und der Reichthum der Klöster kamen nicht bloß von ihren Besitzungen und herrschaftlichen Privilegien her, sondern die meisten hatten in ihren Kirchen die Gebeine von Aposteln, oder Märtyrern, welche ihnen zahlreiche Gaben zuzogen und sie in bösen Tagen beschützten. Wenn vom neunten Jahrhundert an, die Einwohner der Klöster sich über die Ungerechtigkeit oder Usurpation mächtiger Leute zu beschweren hatten, dann legten sie die Reliquien der Heiligen auf die Erde »unter Dornensträuche,« und ließen sie so liegen, bis das überfallne oder

bedrohte Heiligthum außer aller Gefahr war. Wenn sie die Unternehmungen der Räuber oder Feinde zu befürchten hatten, trugen sie die Überbleibsel der Erwählten Gottes nach der nächsten Stadt; das ganze Kloster zog in Procession einher und flehte in Trauergesängen die Barmherzigkeit des Herrn an. Schon in der ersten Zeit der Wallfahrten nach dem Morgenlande suchte man die heiligen Reliquien auf, und von nun an hatte jede Kirche, jedes Kloster ein Reliquienkästchen, welches man den Schatz nannte. Die Gebeine der Heiligen, stellten Kranke her, bekehrten Sünder, enthielten die Gnade des Himmels für Alle, die sie besuchten, und niemals betete ein Pilger zu den sterblichen Überbleibseln der Märtyrer, ohne den Tribut seiner Frömmigkeit auf dem Altar niederzulegen *). Als die Kreuzzüge begonnen hatten, brachte man aus dem Morgenlande eine Menge Reliquien, welche in den Klöstern, als sicheren Schutzörtern, niedergelegt wurden. Während die Kreuzeskrieger die Städte der Ungläubigen oder Ketzer plünderten, beschäftigten sich Mönche und Geistliche mit einer Beute, die sie als köstlicher und der im Namen Christi errungenen Siege würdiger betrachteten. Wir haben bei dem Geschichtschreiber Günther die Gewaltsamkeiten gesehen, welche der Abt Martin anwendete, um eine Kirche in Constantinopel zu plündern und sich der Reliquien zu bemächtigen, womit er sein Kloster bei Basel bereicherte. Wir besitzen noch einen Bericht, worin ein Ritter, Namens Dalmas, erzählt, wie er in einer griechischen Kirche das Haupt des heiligen Clemens raubte, welches im Triumph nach der Abtei Cluny gebracht wurde. Die Menge der Gläubigen strömte hinzu, um diese Trophäe der heiligen Kriege zu betrachten. Oft geschah es, daß die Mönche ihre Reliquienkästchen von Dorf zu Dorf und von Stadt zu Stadt trugen, um eine größere Menge Gaben einzusammeln. Bei diesem öftern Umhertragen, wobei der Geiz wohl mehr waltete, als die Frömmigkeit, mußten Unredlichkeit und Betrug zuweilen die Leichtgläubigkeit des Volkes mißbrauchen. Zu Anfang des zwölften Jahrhunderts erhob sich der Abt

*) Ehe Joinville in das Morgenland zog, wallfahrtete er nach Bleicourt, Saint-Urbain und an andere Orte.

Guibert gegen den Gebrauch, die Heiligen auf diese Art herumreisen zu lassen. »Man hat,« sagte er, »Unrecht, daß man nicht die Seligen der Ruhe genießen läßt, welche ihnen in einem unbeweglichen Grabe gebührt.« Diese Mißbräuche, welche der Abt Nogent bezeichnete, bestanden noch lange Zeit; die Andacht für die Reliquien vermehrte sich während der Kreuzzüge, und diese Andacht war immerfort eine Quelle des Gedeihens für die meisten Klöster.

Zwölftes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Noch verstärkt wurde die Kraft der geistlichen Gemeinden durch den Umstand, daß ein Kloster reich wurde, während jeder Bewohner desselben arm blieb. Oft wurden die herrlichsten Künste zusammenberufen, um ein Kloster zu bauen, und in diesem Kloster, welches einem Palaste glich, nahm jeder Mönch nur eine enge Zelle ein; der Geschichtschreiber des heiligen Bernhard berichtet uns, daß man, als einst der Papst nach der Abtei Clairvaux gekommen war, nichts sparte, um seine Heiligkeit wohl zu empfangen, ja, daß man sogar einen ungewöhnlichen Fisch auftrug; zu derselben Zeit aber hatten die Mönche keine andere Nahrung, als ein Brot, welches dem des Propheten glich, und Buchenblätter mit Salz gekocht. Also waren unter einem und demselben Dache der Glanz der Erdengötter und die Armuth der Eremiten vereinigt. Das Gelübde der Armuth war dasjenige, was man in den Klöstern am strengsten hielt. Der Abt Guibert redet von einem Mönch der Abtei Flavigny, bei welchem man nach seinem Tode zwei Sous gefunden hatte. Dies gab ein so großes Ärgerniß im Kloster, daß das Kapitel sich wie zu einer Angelegenheit versammelte, wo das Heil der Kirche im Spiele wäre, und daß man dem des »Eigenthumsverbrechens« schuldigen Mönche das heilige Begräbniß versagte.

Niemals wurden die Worte: »Das gehört mir,« in einem Kloster ausgesprochen, und die Mönche konnten das besitzende Fürwort nur anwenden, um zu sagen, »mein Vater und meine

Mutter;« selbst die Liebe zum Ruhm war den Mönchen untersagt, welche ihren Namen ablegen und mit dem eines Märtyrers, oder Gotterwählten vertauschen mußten. Mitten unter allen diesen Entsagungen erhob sich die Macht eines Klosters. Während jeder Mönch sich für ein Nichts und für Staub in der Welt hielt, gab es kein Kloster, welches nicht den Stolz der ewigen Stadt gehabt, und bis zum Ende der Zeit zu bestehen geglaubt hätte. Auch bemerkte man unter den vielen Einsiedlern nur einen einzigen Mann, und dies war der Abt, welchen die Mönche gewählt hatten; Alle machten sich einen Ruhm daraus, ihm zu gehorchen, jedoch unter der Bedingung, daß er selbst Niemandem gehorchen sollte. Je größer die Macht ihres Abtes war, für desto freier hielten sie sich. Die Ehrfurcht, welche man für ihn hatte, war so groß, daß die Mönche sich jedesmal verbeugten, wenn sie seinen Namen aussprechen hörten. Die Strafen und Belohnungen, die er bestimmte, kamen von Gott, und wenn er die Strenge seiner Gerechtigkeit entwickelte, stand das ganze Kloster für die Vollführung seines Urtheils *). Die Strafbarsten, die man des Mitleidens unwerth erachtete, wurden zuweilen in Gegenwart des Kapitels mit Ruthen geschlagen; sie mußten während des Gottesdienstes an der Kirchthür stehen, und übrigens von ihren Brüdern abgesondert leben. In Tagen der Zwietracht übten die Worte des obersten Gebieters oft eine unumschränkte Herrschaft; wenn sich gegen seine Gewalt ein hartnäckiger Widerstand erhob, dann schüttelte er den Staub von seinen Füßen, fluchte seinen unfolgsamen Kindern und suchte Zuflucht in einem andern Kloster. Seine väterlichen Verwünschungen, und vorzüglich seine Entfernung, welche als ein Verlassen von Seiten des Himmels betrachtet wurde, reichten fast jedesmal hin, Gehorsam und Frieden wieder einzuführen.

Diese höchste Gewalt hatte indeß nichts Willkührliches, denn Alles war im Voraus geordnet. Traditionen und Gebräuche leiteten die geringsten Handlungen der Mönche; sie schrieben ihnen

*) Wenn es geschah, daß ein Mönch sich gegen die Züchtigung widerspenstig bewies, dann fielen seine Klosterbrüder über ihn her, ohne irgend einen Befehl der Obern zu erwarten.

die Art vor, sich in das Kapitel und in das Refectorium, sowie von dort hinweg zu begeben; sie sagten ihnen, wie sie den Gebeten des Tages und der Nacht beiwohnen, wie sie den Bart und die Haare schneiden sollten. Es gab Gesetze für die Rede, für das Schweigen, für die Form und Farbe der Kleider, den Gang, und die gewöhnliche Haltung der Geistlichen. Das Gesetzbuch hatte Alles bestimmt, sogar die Züchtigungen der Pönitenz, und die unschuldigen Freuden des Klosters. Die Geschichte lehrt uns, zu welcher Jahreszeit man im Kloster Cluny die Bohnen und Kräuter mit Öl oder Fett anmachte, wann man den Mönchen Früchte, gewürzte Eier und Fisch vorsetzte; wir sehen auch in der Geschichte, daß der Prior von Vezelai bei Strafe der Excommunication verpflichtet war, den Mönchen am Tage der heiligen Magdalena, der Schutzpatronin der Abtei, ein glänzendes Mahl auftragen zu lassen.

Es gab also nichts Einförmigeres, als das Leben der Mönche. Alles, was ein Kloster bewohnte, hatte einen und denselben Gedanken, und man kann sagen, daß die von so vielen Mönchen bewohnten Wüsten eine Einsamkeit für jeden Einzelnen hatten. Dessenungeachtet gab es in einem Kloster verschiedene Obliegenheiten zu erfüllen, und die Eintheilung der Arbeit war eben so wohl geordnet, als in der gewerbfleißigsten Stadt. Die Einen waren beauftragt, über den Nutzen des Klosters zu wachen; diese hielten Aufsicht über Ernte und Weinlese, und sammelten Steuern oder Gefälle von den Vasallen der Abtei; dieser bewahrte den Wein auf, jener sorgte für den Unterhalt der Mönche, und ein dritter sah im Refectorium nach, ob die Mundtheile der Mönche gleich waren. Man hatte Wärter, welche damit beauftragt waren, die Kranken zu pflegen, und Aufseher, welche Tag und Nacht das Kloster durchstreiften. Jedes Kloster zählte unter seinen Geistlichen Fleischer, Gärtner, Fischer, Köche und Bäcker, und in der Gemeinde befanden sich Beamte, welche die Reisenden und Pilger empfingen; Andere nahmen die Armen auf und theilten ihnen täglich die Gaben der Mildthätigkeit mit. Die Mönche gingen je Zwei und Zwei in Procession zur Arbeit; der Abt befand sich an ihrer Spitze, und sie sangen Psalmen, Bibelverse und Hymnen. Es ist heut zu Tage etwas

Gewöhnliches, von den Diensten zu reden, welche die Klöster dem Ackerbau und den Wissenschaften geleistet haben. Die Chroniken berichten uns, daß man in den Klöstern diejenigen ehrte, welche lesen und singen konnten; die Mönche, welche Manuscripte copirten, galten dafür, eine Gott wohlgefällige Sache zu thun, denn ihrer Meinung nach verwischte jeder auf ein Pergament gezeichnete Buchstabe ein Vergehen vor dem obersten Richter. Die berühmtesten Klöster hatten zu gleicher Zeit eine Bibliothek und eine Schule, welche die Lehren der Wahrheit vertheidigten, die Sprache des königlichen Volkes bewahrten und das Andenken der Vergangenheit als ein anvertrautes Gut hüteten. Die Mönche übten zu gleicher Zeit die Herrschaft der Religion, des Reichthums und des Wissens; also kam die Aufklärung aus den Einöden in die Städte und jene herrschten über die Meinungen des Zeitalters.

Nichts beweist besser das Übergewicht der Kirche und den Geist der Zeit, als auf der einen Seite der in seine festen Burgen eingeschlossene Adel, auf der andern Seite Einsiedler, welche kaum gesperrte, nur durch den Glauben vertheidigte Klöster bewohnen. Dieser Friede, welcher im Bereich der Klöster herrschte, zog in ihre Nachbarschaft eine zahlreiche Bevölkerung, und mehrere Flecken, ja selbst Städte, verdankten ihre Entstehung der Nähe eines Klosters, dessen Namen sie noch jetzt führen. Man liest in der Geschichte von der Normandie, daß nach der Eroberung Wilhelms sich viele Mönche in England niederließen, und daß die frommen Zufluchtsörter, welche sie gegründet hatten, eben so viele Festungen wurden, wo ihre heilige Miliz für die normännischen Könige kämpfte. Oft verlangten die Großen und Fürsten in der letzten Stunde, daß ihre Asche in der Kirche der Mönche ruhen sollte, damit das Gebet bei Tag und bei Nacht über ihrem Grabe wachen möchte. Nach einem alten Gebrauche wurden die sterblichen Hüllen mächtiger Monarchen der Obhut der Mönche anvertraut, und Frankreich hatte die zwei ersten Geschlechter seiner Könige erlöschen und im Schatten der Klöster endigen sehen. Lag nicht in diesen Erinnerungen etwas Heiliges und Königliches, was die Wohnungen der Einsiedler mit Ehrfurcht umgeben mußte?

Obgleich der Geist der Überspannung, durch welchen die Kreuzzüge waren hervorgebracht worden, dazu beigetragen hatte, viele Einöden zu bevölkern, so wissen wir doch nicht, bis wie weit die Klöster ihr Gedeihen den heiligen Kriegen zuschreiben können. Die durch die Arbeiten der Mönche fruchtbar gewordenen Wüsteneien waren keineswegs frei von den zum Sold und Unterhalt der christlichen Heere bestimmten Abgaben; sehr viele Mönche verließen, ungeachtet der Papst Urban es verboten hatte, ihre Klöster, um den Fahnen des ersten Kreuzzuges zu folgen. Bei den andern Expeditionen ermahnten zuweilen Mönche — nach dem Beispiel des Eremiten Peter und des heiligen Bernhard — die Gläubigen zur Annahme des Kreuzes; aber nur diejenigen zogen in das Morgenland, welche sich das nöthige Geld zu einer weiten Reise verschaffen konnten. Die gleichzeitige Geschichte behandelt mit Strenge diejenigen Mönche, die nach Jerusalem wallfahrteten und sich im heiligen Lande niederließen. Der Abt von Clairvaux, dessen Predigten so viele Christen nach Asien in den Tod geschickt hatten, wollte nicht, daß einer seiner Schüler über das Meer ginge, und führte deshalb die Einfälle der Barbaren und die Ungesundheit des Klima's an; Alles führt uns aber zu dem Glauben, daß seine eigentliche Ursache die Sittenverderbniß des Morgenlandes war. Man überredete sich damals unter den Mönchen, die Zurückgezogenheit der Klöster sei Gott eben so angenehm, als die heiligen Stellen, die man im Morgenlande besuchte. Die Geschichte berichtet, daß ein Pilger, der nach dem heiligen Lande ziehen wollte, im Kloster des heiligen Bernhard blieb und sich entschloß, das geistliche Gewand zu nehmen. Der heilige Bernhard, welcher den Pilger zu diesem Entschlusse vermocht hatte, forderte, der neue Mönch sollte seines Gelübdes entbunden werden, indem er sagte, die Pilgerschaft sei erfüllt, und die Abtei Clairvaux ein zweites Jerusalem *).

*) In einem, Namens aller Mönche von Clairvaux an den Papst Cölestin gerichteten Schreiben beschwört der heilige Bernhard den Papst, den Abt von Morimond, der eine Menge Mönche mit in das Morgenland nehmen wollte, nicht nach Jerusalem ziehen zu lassen. „Bei den Heeren des Kreuzes,“ sagte er, „braucht man Ritter, welche kämpfen, aber keine Mönche, die singen und weinen. (Epist. S. Bern.)

Gegen das Ende der Kreuzzüge begannen die meisten Klöster ihr Ansehen und ihren Ruf zu verlieren; gleich den politischen Gesellschaften erhoben sie sich durch Tugenden und fielen durch Laster. Mehrere dieser Zufluchtsörter der Frömmigkeit wurden den verwünschten Städten ähnlich, von denen die Schrift redet, und der Verfall der Studien folgte auf den der Disciplin; endlich fand die Kirche in den Mönchen weniger eifrige Diener, und Rom eine weniger ergebene Miliz *).

Es bildeten sich neue Orden, welche zu gleicher Zeit durch die Achtung der Gläubigen und die Gunst der Päpste aufgemuntert wurden. An die Spitze der religiösen Congregationen, welche sich zu dieser Zeit bildeten, müssen wir die der Brüder der Barmherzigkeit, oder der Dreifaltigkeit stellen, welche nach dem dritten Kreuzzuge entstand und deren Institution den Zweck hatte, Gefangene loszukaufen. Diese ehrwürdigen Mönche suchten in der Ferne alle diejenigen auf, welche in den Gefängnissen der Ungläubigen schmachteten, und als wahrhafte Ritter des Glaubens und der Freiheit genossen sie keine Ruhe, wenn sie nicht die Fesseln einiger christlichen Gefangenen gelöst hatten. Während des sechsten Kreuzzuges erhoben sich die beiden Orden der Minoriten und der Predigermönche, die nach dem Ausdrucke des Abts von Usberg, die Jugend der Kirche erneuten, und diese beiden neuen Institutionen mußten eine große Veränderung in der Klosterregel bewirken. Es war für die Mönche nicht mehr die Rede davon, Besitzungen zu erwerben und große Gebäude aufzuführen, sondern wie die Vögel des Himmels zu leben; es war nicht mehr das friedliche, contemplative, sondern ein, unter apostolischen Arbeiten, die man zum Vorbild nehmen mußte, vollbrachtes Leben; man staunte nicht mehr das Schweigen der Einsamkeit an, sondern die Wunder der Rede, und die Stimme der neuen Apostel Christi sollte, als eine wahre evangelische Posaune, das christliche Gesetz in Städten und Flecken bekannt machen. Die Schüler des heiligen Franz und des heiligen Dominicus

*) Wenn man die Geschichte dieses Zeitpunkts studirt hat, so wird man geneigt, zu glauben, daß die Päpste, welche man bei ihren Unternehmungen für die Kreuzzüge nicht unterstützt hatte, unzufrieden über die Geistlichkeit und vorzüglich über die Mönche waren, die sich weigerten, Opfer zu bringen.

übernahmen die Sorge der öffentlichen Erziehung, gründeten eine große Anzahl Collegien und mehrere von ihnen, zum Beispiel der heilige Thomas von Aquino, und der heilige Bonaventura, zeichneten sich auf den Lehrstühlen der scholastischen Philosophie aus. Wir folgen ihnen nicht bei den Kämpfen, die sie mit der, auf ihr Ansehen und ihren Einfluß zuweilen eifersüchtigen Geistlichkeit bestanden, noch zu den Religionskriegen, wo ihnen nicht immer die Christenliebe ihre Predigten dictirte; lieber folgen wir ihnen bei ihren frommen Streifereien unter dem glühenden Himmel Afrika's, im Norden Asiens und in den fernsten Gegenden des Morgenlandes. Während noch die Mauren Spanien verwüsteten, während die Tartaren die Throne der mächtigsten Monarchen erschütterten, die Grenzen Europens verheerten und die ganze Christenheit bedrohten, besuchten arme Priester die Einwohner der Gestade des Niger, durchzogen die ungeheuern Wüsten der Tartarei, drangen bis zum gelben Flusse vor, erweiterten so, als friedliche, bloß mit dem Evangelium bewaffnete Eroberer, das Reich des Christenthums und pflanzten die Fahne des Kreuzes an den äußersten Enden der bekannten Welt auf. Die christlichen Colonien, welche sie unter den heidnischen Nationen, oder bei den wilden Völkern gründeten, haben länger gedauert, als die durch die Kreuzzüge begründeten Colonien.

Dreizehntes Kapitel.

Die Leibeigenen.

Man hat die glänzende Seite des Lehenswesens gesehen; jetzt müssen wir noch von dem Zustande reden, in welchem das Volk der Städte und Dörfer seufzte. Der zur Knechtschaft herabgesetzte Mensch hatte kein Gesetz, welches ihn gegen die Unterdrückung schützte, der Ertrag seiner Arbeit, der Lohn seines Schweißes gehörten ihm nicht — er selbst war ein Eigenthum und man nahm ihn überall in Anspruch, wenn er seinen Wohnsitz verließ. Gefesselt an den Grund und Boden, mußte er öfters das Thier beneiden, welches ihm Furchen ziehen half, oder das Roß, welches ein edler Gefährte seines Gebieters war. Der

Leibeigene hatte keine andere Hoffnung, als die, welche die Religion ihm gab, und hinterließ seinen Kindern durchaus kein anderes Beispiel, als das der Geduld im Leiden; er konnte während seines Lebens keinen Vertrag schließen und in der Stunde seines Todes kein Testament machen; sein letzter Wille wurde nicht vom Gesetz anerkannt — er starb mit ihm. Um die Barbarei dieses ungebildeten Zeitalters zu entschuldigen, muß man sich des noch schrecklichern Schicksals der Sklaven bei den Griechen und Römern erinnern. Wir brauchen nicht zu sagen, wie sehr dieser Zustand der Dinge die Entwickelung des Gewerbfleißes und der gesellschaftlichen Tugenden des Menschen hindern mußte. Auch waren die meisten Länder mit Wald bedeckt, und unsere meisten Städte zeigten nur das Bild der Armuth und des Elends.

Wenn man das ganze Elend betrachtet, welches die an ihre Erdscholle gefesselten Leibeigenen zu Boden drückte, so glaubt man ohne Mühe, daß wohl viele dieser Unglücklichen unter den Fahnen des Kreuzes mögen Zuflucht gesucht haben. Diejenigen, welche gefangen wurden, blieben in der Knechtschaft der Muselmänner, und ihr Schicksal war nicht viel anders als vorher. Ohne Zweifel kam auch eine unzählbare Menge derselben um, denn sie waren fast unbewaffnet, hatten weder Lebensmittel noch Kleidung, und die Herren, deren Fahnen sie folgten, konnten sie nicht immer damit versehen.

Die Leibeigenen, welche ihren Aufenthalt in Palästina wählten, mußten dazu gebraucht werden, das Land zu bebauen; allein die Assisen von Jerusalem würdigten sie kaum, sich mit ihrem Schicksale zu beschäftigen, und weihten sie nur noch mehr zur Knechtschaft ein, indem sie erklärten, man könnte einen Leibeigenen oder flüchtigen Bauer zurückfordern, wie einen Ochsen oder Falken. Wir haben wenige Nachrichten über diejenigen, die nach Europa zurückkamen; denn die Geschichte, welche keinen einzigen Umstand vom Aufbruche der Pilger vergißt, beobachtet fast immer ein tiefes Schweigen über die Rückkehr derselben. Die Entvölkerung mehrerer Provinzen mußte das Loos der Leibeigenen verbessern, welche ihre Heimath nicht verlassen hatten; denn je nothwendiger die Menschen waren, desto mehr wurden sie geachtet, und so konnten die Kreuzzüge an den Orten, die sie entvölkert

hatten, das Schicksal der Bauern mildern; allein dies ist eben kein Resultat, welchem die Menschheit ihren Beifall zollen könnte. Boulainvilliers sagt, wenn nicht eine Menge Leibeigene zu den Kreuzzügen gegangen wären, so hätte man sie späterhin ausrotten müssen gleich wilden Thieren; aber diese barbarische Bemerkung ist weder auf die Wahrheit, noch auf die Vernunft gegründet. Wenn alle die Leibeigenen, welche sich dem Kreuzzug angeschlossen hatten, zurückgekommen wären, so würde allerdings ihre Menge sehr beschwerlich gewesen sein, und die Gesellschaft hätte dadurch können beunruhigt werden; allein der Umstand, daß man beim dritten Kreuzzuge den Bauern untersagte, ohne Erlaubniß ihrer Herren Theil daran zu nehmen, beweist hinlänglich, daß man sich durch ihre Entfernung eben nicht wohl befand. Der größte Vortheil, welchen die Kreuzfahrer den Leibeigenen gewähren konnten, war das momentane Aufhören der Räubereien, und der Friede, welcher so lange dauerte, als ein Krieg gegen die Sarazenen. Der Gottesfriede, welcher das Werk der Geistlichkeit war und durch die heiligen Kriege noch heiliger wurde, stellte den Landmann, seinen Pflug, seine Egge, und die Ochsen, welche Gefährten seiner Arbeit waren, unter den Schutz der Kirche.

Nicht die ganze Bevölkerung der Dörfer bestand aus Leibeigenen, sondern man fand auch eine bedeutende Anzahl Menschen, die man »Gemeine« (vilains) nannte, und die weder ganz frei, noch ganz leibeigen waren. Niemand unter dieser elenden Menge strebte nach Unabhängigkeit, und das einzige Gut, auf welches Menschen ohne Stütze Anspruch machen konnten, war die Wahl ihrer Knechtschaft. Da die Kirche mehr Vertrauen einflößte als die Edelleute, so hatten sich eine Menge Unglücklicher gewissermaßen an den Fuß der Altäre geflüchtet und widmeten ihre eigene Freiheit und die ihrer Kinder entweder einer Kirche oder einem Kloster, wo sie Schutz zu finden hofften *). Nichts ist seltsamer, als die Formen, unter welchen die Geistlich-

*) Derjenige, welcher sich zum Leibeigenen eines Klosters machte, wand, bei Vollziehung des Vertrags, einen Strang von den Glocken dieses Klosters um den Hals.

keit dieses Opfer der individuellen Freiheit annahm. Man wünschte den neuen Leibeigenen Glück, »die Herrschaft Jesu Christi der Freiheit der Zeit« vorgezogen zu haben; man fügte hinzu: »Gott dienen, wäre herrschen, und eine heilige Knechtschaft wäre die wahre Unabhängigkeit.« Wohl mußten diese Worte mit den Sitten und Begriffen der Zeit im Einklange stehen, weil man täglich eine Menge von Männern und Weibern sah, welche den Klöstern zuströmten und die Kirche beschworen, sie unter die »Leibeigenen Jesu Christi« aufzunehmen. Wohl kann man heut zu Tage darüber erstaunen, daß sie sich hierdurch für weit freier hielten als die andern Menschen; lag aber nicht auch eine Art Freiheit darin, Fesseln zu tragen, die man gewählt, die man sich selbst gegeben hatte?

Nach dem, was wir soeben angeführt haben, sollte man glauben, die Leibeigenen der Kirchen hätten keine großen Anstrengungen gemacht, sich zu befreien. Indessen predigte die Geistlichkeit zuweilen Befreiung der Leibeigenen, und die Geschichte führt zu der Zeit, von der wir reden, mehrere Beispiele derselben an; das waren aber nur Ausnahmen, einzeln stehende Dinge, und nichts war schwerer, als die Fesseln eines Leibeigenen, oder einer ganzen solchen Familie zu lösen. Die Geistlichkeit selbst konnte das Beispiel dazu nicht geben, denn es war ihr nicht erlaubt, ihre Güter zu veräußern, und die Leibeigenen, welche von ihr abhingen, waren ihr Eigenthum. So dienten die besondern Befreiungen der Sache der Freiheit eben nicht mehr, als die Freilassung der Sklaven bei den Römern; ja, im alten Rom gab es eine Gesetzgebung für die Freigelassenen, während dieselbe unter den Feudalregierungen fehlte.

Es gehörte nichts Geringeres dazu, als ein ganz außerordentlicher Umstand, um den Leibeigenen der Dörfer ihre Freiheit zu verschaffen. Die Bauern eines Theiles von Seeland, welche durch das Austreten des Meeres von ihrem Lande waren vertrieben worden, flüchteten sich nach Niederdeutschland und erhielten, nebst der Unabhängigkeit, Moräste zum Austrocknen und Bebauen. Noch andere Bauern kamen und schlugen ihre Wohnung an den Ufern des Rheins auf, welche durch die Vendeer

und Slaven waren verheert worden, und Freiheit war der Lohn ihrer Arbeiten.

Einige freie Städte Deutschlands trugen zur Freilassung der Bauern ihres Gebiets bei, und dasselbe geschah in Italien und Spanien, wo das Gebiet der Städte beträchtlich war; in England harrten die Bauern länger auf eine Verbesserung ihres Schicksals. Übrigens ist nichts schwerer, als das Schicksal genau zu kennen, das mehrere Jahrhunderte hindurch die Menschenmenge zu erdulden hatte, welche Europa bedeckte; denn in der Finsterniß des Mittelalters haben unzählige Generationen von Leibeigenen die Erde bewohnt, ohne Spuren von sich in der Geschichte zurückzulassen, und kaum finden wir in den alten Chroniken und in den Verwaltungsacten hier und da einen matten Schein, welcher unsere Nachforschungen hier beleuchten kann.

Die Geschichte zeigt uns die Leibeigenen selten anders, als in den Augenblicken der Bewegung und Unruhe, oder bei großen Unordnungen der Gesellschaft, wie zum Beispiel der Aufstand der Pastoralen, die Empörung der schwäbischen Bauern, die Jacquerie, und jener Bürgerkrieg, der zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts bei Gelegenheit eines Kreuzzuges gegen die Türken ausbrach.

Ein deutscher Geschichtschreiber berichtet, daß man unter dem Pontificat Leo's X. und unter der Regierung Wladislaus II. die ungarische Nation ermahnte, das Kreuz zu nehmen und die Waffen zu ergreifen. Nach dem Willen des päpstlichen Legaten sollte Jedermann zum Kreuzzuge gelassen werden, und der König willigte darein, gegen die Meinung mehrerer von seinen Räthen. Bald strömten eine Menge von Landleuten, welche den Bau der Felder verlassen hatten, unter die Fahnen des Kreuzes. Der Adel, welcher mit Schrecken alle Dörfer verlassen sah, brauchte Gewalt, um die Entwichenen zurückzuführen, und diese Gewalt verursachte Krieg. Das fast ganz aus Bauern bestehende Heer der Kreuzfahrer wurde mit jedem Tage zahlreicher; der vom König ernannte Anführer desselben hatte vom Legaten eine geweihte päpstliche Fahne erhalten. Mit den verehrten Zeichen eines heiligen Krieges und unter der ihnen von der Kirche selbst gegebenen Fahne, begannen die Bauern, welche das Kreuz ge-

nommen hatten, die Besitzungen der Adligen zu verwüsten, verbrannten die Schlösser und begingen schreckliche Grausamkeiten. Dieser Krieg oder vielmehr diese Revolution, wobei Ströme von Blut flossen, endigte sich in den Ebenen von Ulina, wo die ungarischen Bauern überwunden, und ihre Anführer gefangen wurden. Die ungarischen Adligen waren über diesen Aufstand sehr erschrocken gewesen, sie wollten nun auch die Bauern in Schrecken setzen, und zu diesem Zweck erfand man Todesstrafen, deren bloßer Gedanke schaudern macht.

Bei dem Anblicke dieser Schilderung fragt man sich ganz natürlich, was geschehen sein würde, wenn solche Bewegungen bei den großen abendländischen Kreuzzügen ausgebrochen wären. Was würde aus Europa geworden sein, wenn die Menge, die sich auf die Stimme des Eremiten Peter erhoben hatte, anstatt die Juden und einige Städte zu plündern, die sich auf ihrem Wege befanden, das Wort »Freiheit« auf ihre Fahnen geschrieben und im Namen Jesu Christi gegen den Adel Krieg geführt hätte? Die ganze Welt weiß, daß zu jener Zeit Niemand hieran dachte; wenn aber die Jacquerie, welche zwei Jahrhunderte später ausbrach, mit einem Kreuzzuge zusammengetroffen wäre, wenn der Aufstand der Hirten und Bauern sich mit den so mächtigen Begriffen des heiligen Krieges hätte vereinigen können — wer kann uns sagen, wie weit alsdann eine Revolution würde gegangen sein, welche durch eine solche Ursache belebt und durch solche Hülfsmittel unterstützt wurde? Wir haben keine historischen Documente, welche uns beweisen, daß während der Kreuzzüge jenseits des Meeres die Großen und die Lehensherren einen Aufstand der Leibeigenen ernstlich gefürchtet hätten; allein wir sehen doch wenigstens, daß man damals Vorsichtsmaßregeln traf und das man sich vorzüglich hütete, dieses Volk, welches das ganze Land bedeckte, zu erzürnen. Wir haben vor unsern Augen eine Urkunde, wodurch der Graf von Forets beim Abgange nach dem Morgenlande in seiner ganzen Grafschaft streng untersagte, die Leibeigenen zu beschimpfen, oder irgend Jemand mit der Benennung Sklave zu belegen. Die Geschichte lobt die Festigkeit, womit die Königin Blanka die Bauern von Verrières vertheidigte, welche das Kapitel von Notre-Dame in finstere Kerker

hatte einschließen lassen. Man erfuhr damals die Unglücksfälle Ludwigs IX., und die Klugheit empfahl Verdoppelung der Sorgfalt, damit die Volksmenge der Städte und Dörfer den öffentlichen Frieden nicht störte. Wir haben gesehen, wie schonend man bei der Dämpfung des Aufstandes der Pastoralen verfuhr, denn erst nach den größten Ausschweifungen von ihrer Seite entschloß man sich, sie zu verfolgen, und Alles führt uns zu dem Glauben, daß diese Zusammenrottungen von Bürgern und Bauern, wenn sie geschickte Anführer gehabt und denselben gehorcht hätten, ein durch den Kreuzzug zu Grunde gerichtetes und seiner tapfersten Vertheidiger beraubtes Königreich leichtlich würden beunruhigt haben. Frankreich wurde von den größten Unordnungen durch den Umstand gerettet, daß die Leibeigenen, indem sie sich für den Triumph des Kreuzes bewaffneten, gar nicht an die Freiheit dachten, und daß sie, als sie sich gegen die Unterdrückung empörten, den Einfluß der religiösen Begriffe keinesweges zu Hülfe riefen.

Die auf dem Lande zerstreuten Bauern konnten nicht, wie das in Städten möglich war, Vereinigungen bilden, und wir fügen hinzu, daß sie arm und durch Unwissenheit zu den Thieren herabgesunken waren. Die Neigung zur Unabhängigkeit kam mit der Aufklärung und vorzüglich mit dem Reichthum; deßhalb erwachte sie auch zuerst in den Städten und zwar früher in blühenden als in andern Städten. Gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts waren viele belgische Leibeigene reich geworden und mischten sich unter die Bürger und freien Männer. Ein Edict Karls des Guten, Grafen von Flandern, welcher die mit der Dienstbarkeit behafteten Menschen, als ihm angehörig, verfolgte, verbreitete Unruhe im ganzen Lande. Die Schande, ein Leibeigener zu sein, oder für einen solchen zu gelten, flößte so heftige Leidenschaften ein, daß der Stadtvoigt von Bruges, der als Eigenthum des Fürsten in Anspruch genommen wurde, gegen diesen ein Complot stiftete und ihn in Gegenwart des ganzen Volkes in der Hauptkirche tödtete. Man sieht nichts Ähnliches unter den Leibeigenen der Dörfer, welche die Knechtschaft geduldiger trugen und wenigstens den Hochmuth — diesen Erzeuger großer Verbrechen — nicht kannten; da sie stets mit dem

Elend handgemein waren, so würden sie nicht gewußt haben, was sie mit ihrer Unabhängigkeit machen sollten. Als Ludwig X. verlangte, »daß im Königreiche der Franken« (des Francs, der Freien), »die Sache selbst wirklich mit dem Namen in Übereinstimmung gebracht und die Freiheit Allen gegeben würde, die sie verlangten *),« mit der Bedingung die der Krone zukommenden Abgaben der Dienstbarkeit zu erlegen, war man ganz erstaunt über den Widerstand, auf welchen man traf oder wenigstens über die Gleichgültigkeit, womit die königliche Wohlthat aufgenommen wurde. »Es gab Leibeigene,« sagt ein Brief des Monarchen, die nicht frei sein wollten, »mochten sie nun bösem Rathe folgen oder mochten sie keine guten Ansichten haben.« Die Sache kommt uns ganz einfach vor. Man wollte die Bauern der Steuer unterwerfen, und gerade diese fürchteten sie am meisten, denn für sie bestand die Freiheit darin, kein Geld zu geben; wie groß mußte also ihre Überraschung sein, als man für die Freiheit Geld von ihnen verlangte **)!

Vierzehntes Kapitel.

Befreiung der Gemeinden.

Diese Umwälzung wurde dadurch herbeigeführt, daß die Feudalregierung, welche im Grunde eine wahre Anarchie war, ihrem Verfall entgegen ging, und daß der Schimmer einer beginnenden Aufklärung sich unter den Völkern verbreitete. Einige Begriffe von öffentlicher Ordnung und Gesetzgebung fingen an, die Oberhand zu gewinnen, und diese, obgleich noch sehr verworrenen

---

*) Ludwig X. hatte nicht Zeit, diese, 1815 erlassene Verordnung vollziehen zu lassen. Philipp V., sein Bruder und Nachfolger, proclamirte dieselbe 1816 auf's Neue und in denselben Ausdrücken. (Ordonnances des Rois de France, T. I. S. 585.)

**) Als in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts einige catalonische Leibeigene, die sich nach Frankreich geflüchtet hatten, von ihren Herren zurückgefordert wurden, erklärte das Parlament von Toulouse, jeder Mensch, der in das Königreich käme und „Frankreich!" riefe, würde frei. Mezerai, welcher dieses Factum berichtet, fügt hinzu: „Das Königreich Frankreich ist so beschaffen, daß seine Luft denen, welche sie einathmen, die Freiheit mittheilt, und unsere Könige sind so erhaben, daß sie nur über freie Menschen herrschen."

Begriffe wandten sich gegen das Lehnswesen, welches das natürliche Gefühl der Völker nicht mehr als eine Regierung, sondern als ein Hinderniß des öffentlichen Wohles betrachtete. Jede Stadt mußte in demselben Verhältnisse, wie sie sich mehr bevölkerte, wie sie gewerbfleißiger und reicher wurde, auch auf den Gedanken kommen oder vielmehr das Bedürfniß fühlen, das Joch der Lehensherren abzuschütteln, welche sie nicht schützten, und sich von einer Regierung zu befreien, die sie als die Feindin ihrer Ruhe und ihres Gedeihens betrachtete.

Die Städte der Lombardei und eines großes Theiles von Italien waren die ersten, welche der Feudalherrschaft entkamen. Die deutschen Kaiser lagen, wie wir gesehen haben, fast immer mit den Päpsten im Streite, und die Städte benutzten diese Spaltung, um sich Rechte anzumaßen, welche Niemand ihnen streitig machte; Andere erhielten dieselben oder kauften sie vielmehr von den Kaisern, welche einen guten Handel zu machen glaubten, indem sie das verkauften, was sie nicht verweigern konnten. Gegen die Mitte des elften Jahrhunderts hatten die Geistlichkeit und der Adel schon keinen Einfluß mehr auf die italienischen Städte. Nach dem Zeugnisse Otho's von Freisingen, eines gleichzeitigen Schriftstellers, war Italien voller freier Städte, deren jede ihren Bischof gezwungen hatte, in ihren Mauern zu residiren, und kaum gab es einen Adligen, der nicht den Gesetzen und der Regierung einer Stadt unterworfen war. Wir haben in einem andern Kapitel gesagt, daß die Kreuzzüge die italienischen Republiken bereicherten, daß aber die morgenländischen Reichthümer auch dazu beitrugen, ihre Sitten zu verderben *). Die meisten freien Städte Deutschlands verdankten ihre Emancipation dem Verfalle des Reichs. Sie warfen weniger Glanz um sich her, als die Städte Italiens; allein sie bewahrten das, was sie errungen hatten, weit länger. Sehr entfernt davon, unter einander Krieg zu führen, suchten sie vielmehr ihre Kraft und ihre Stütze in Verbindungen, welche sie zu gleicher Zeit gegen innern Zwiespalt und gegen die Unternehmungen ihrer mächtigsten Feinde vertheidigten. Einige dieser Städte nahmen

*) Man sehe das Kapitel über Sicilien.

Theil an den Expeditionen in Syrien, ohne daraus irgend einen Nutzen für ihren Handel zu ziehen. In England, welches durch die Eroberung Wilhelms niedergedrückt war, forderte zur Zeit der ersten Kreuzzüge keine einzige Stadt ihre Unabhängigkeit, und die bedeutenden Städte Großbrittaniens — London ausgenommen — welche mehrere Privilegien erhalten hatten, dachten keinesweges daran, sich von der Lehensgewalt zu befreien. Die Britten schienen noch, wie zur Zeit Virgils, von der übrigen Welt getrennt zu sein, und man kann sagen, daß in diesem Lande die Freiheit nicht die Sache einer Stadt oder eines Fleckens, sondern die des ganzen Volkes war, und späterhin wurde ganz England frei. In Spanien mußte, wie wir schon gesagt haben, der Krieg gegen die Mauren die Unabhängigkeit der Gemeinden begünstigen, und wir besitzen aus dem Anfange des elften Jahrhunderts noch historische Denkmäler, welche beweisen, daß zu jener Zeit mehrere spanische Städte gewisser Freiheiten genossen; allein die ersten dieser Städte, welche späterhin zu den Cortes berufen wurden, wollten, angetrieben vom Geist der Eifersucht, die andern nicht mit zu ihrer Verbindung lassen, und dies schadete der Entwickelung und den Fortschritten der Freiheit in Spanien.

Wir wollen vorzüglich in Frankreich die Befreiung der Gemeinden untersuchen. Diese Befreiung begann in den mittäglichen Provinzen; die römischen Traditionen, welche noch vorhanden waren, erregten den ersten Gedanken dazu, oder vielmehr, die Städte der Provence und des Languedoc hatten nie aufgehört, unabhängig zu sein und der Wohlthaten einer Municipalregierung zu genießen. Man sollte glauben, daß ihr Beispiel einigen Einfluß auf die Städte des westlichen und des nördlichen Frankreichs geübt hätte; allein der Mangel an Verbindung unter den Völkern war zu jener Zeit so groß, daß man im Norden des Königreichs nicht wußte, ob es im Süden freie Städte gäbe. In den, zwischen der Somme, der Maas und dem Ocean gelegenen Ländern fingen gegen das Ende des elften Jahrhunderts alle Städte an, ihre Unabhängigkeit zu fordern, und Alles führt uns dazu, zu glauben, daß der Gedanke dazu aus dem Zustande des Gedeihens entsprang, zu welchem sie gelangt waren *). Die

Bereitung der englischen Wolle und der Leinwand hatte die Städte Belgiens bereichert, und dieser Zweig der Industrie hatte sich auch über die Städte von Artois, der Picardie und der Champagne verbreitet. Die Serge-Manufakturen von Rheims waren zur Zeit der Kreuzzüge berühmt, und dieses grobe Zeug diente den armen Pilgern zur Kleidung. Froissard redet von mehrern andern Manufakturen, unter andern von der zu Arras, wo jene reichen, die Schlachten Alexanders vorstellenden Tapeten waren verfertigt worden, welche man dem Sultan Bajazet für die Freilassung der französischen Ritter überschickte, die zu Nikopolis waren gefangen worden †). Also bereicherten sich die vornehmsten Städte der nördlichen Provinzen durch Industrie; — eine im zwölften Jahrhundert fast eben so neue Sache, als die Freiheit. Sie wollten die Macht haben, der Güter zu genießen, die sie erworben hatten, und da begann für Frankreich die große Revolution der Gemeinden.

Die Einsetzung der Gemeinden war nichts Anderes, als die von den Bürgern gebilligte Vereinigung zur Vertheidigung ihrer Rechte und ihres Vortheils. Die Gemeinde war ein Vertrag der Freundschaft ††), des Friedens †††), der Eintracht, mittelst dessen die Einwohner der Städte schworen, einander brüderlich zu helfen und zu unterstützen. Jeder Ort forderte, nach der Natur seiner Bedürfnisse oder seiner möglichen Befürchtungen, Privilegien oder Sicherstellungen. Drei Hauptgegenstände beschäftigten vorzüglich die Aufmerksamkeit und das Bestreben der Gemeinden. Da die Lehensherren wenig daran dachten, die

---

*) Im Jahre 988 gewährte Albrecht der Fromme, Graf von Vermandois, der Stadt Saint-Quentin Freiheitsprivilegien. Diese Concession ist die älteste dieser Art, welche, seit Gallien den Römern nicht mehr gehorchte, einer Gesammtheit von Einwohnern bewilligt wurde. (Statistique du département de l'Aisne, par M. Brayer, Ire part., p. 113.)

†) Man sehe das XIX. Buch.

††) Das Wort amicitia befindet sich an der Spitze der meisten Urkunden des Mittelalters. In einer Gemeinde-Urkunde Philipps, Grafen von Flandern, vom Jahre 1148, ist das Wort amicitia in allen siebzehn Artikeln wiederholt, woraus dieses Actenstück besteht. Der Graf gibt der Gemeinde den Namen amicitia.

†††) Das Actenstück der Gemeinde zu Laon, welches im XI. Theile des Ordonnances des Rois de France befindlich ist, hat den Titel: Institutio pacis.

Ordnung in den Städten aufrecht zu erhalten, so wollten die Einwohner selbst die Polizei übernehmen und über den Frieden in ihrer Heimath wachen. Da ferner die Feudaljustiz ein Gegenstand des Abscheu's geworden war, und man beständig die Unbilligkeit oder Unwissenheit der Richter fürchtete, so forderten die Bürger das Recht, durch ihres Gleichen gerichtet oder doch wenigstens in Sachen, welche die Gemeinde beträfen, den Functionen der lehensherrlichen Justiz beigefügt zu werden; aber die größte Angelegenheit war es für Jeden, den Ertrag seiner Arbeit zu sichern, über sein Vermögen verfügen zu können, seine Geschäfte selbst zu ordnen, die Last der Abgaben zu erleichtern oder mit diesen bloß auf eine regelmäßig eingeführte Art belegt zu werden. Um zu erfahren, was die Gemeinden hauptsächlich verlangten, ist es genug, ihre Gegner zu hören. Der Abt Guibert, welcher zu Anfange des zwölften Jahrhunderts schrieb, sagt: »Folgendes ist dasjenige, was man heut zu Tage unter dem neuen und abscheulichen Worte Gemeinde versteht: Die Abgabepflichtigen bezahlen nicht mehr, als einmal des Jahres die Rente, welche sie ihrem Herren schuldig sind; wenn sie ein Verbrechen begehen, so büßen sie dasselbe durch eine zu erlegende gesetzlich bestimmte Strafe, und was die Erhebung der Abgaben betrifft, welche man den Leibeigenen aufzulegen pflegt, so sind dieselben davon frei.« Dies war die große Forderung der Gemeinden, und diese ist es auch ohne Zweifel, welche viele Lehensherren ihnen am wenigsten verziehen.

Die Gemeinden, deren Ursprung in den Fortschritten des Handels lag, vernachlässigten es keinesweges, den Gewerbfleiß zu unterstützen, und in ihren Gesellschaftsverträgen setzten immer förmliche Anordnungen die fremden Kaufleute in Sicherheit gegen Verfolgungen und Räubereien. Auch gegen Betrug und gegen Treulosigkeit im Handel rief man die Strenge der Gesetze zu Hülfe, kurz die Gemeinde-Urkunden waren nützliche Vorschriften und konnten in vieler Hinsicht dasjenige ersetzen, was der Gesetzgebung einer barbarischen Zeit noch mangelte *).

*) In der Urkunde, welche Philipp, Graf von Flandern und Verdun, den Einwohnern von Aire in Artois bewilligte, findet man folgende Stelle: „Wenn

Die Befreiung der Gemeinden wurde nicht ohne Unordnungen bewirkt. Die Gemeinde von Cambrai — die erste, welche ihre Unabhängigkeit forderte — hatte langwierige Streitigkeiten mit dem Clerus, und unter den Prälaten, die sie zu bekämpfen hatte, finden wir mit Erstaunen jenen frommen Bischof Lietbert, der gegen die Mitte des elften Jahrhunderts mit dreißigtausend Pilgern, welche man »das Heer des Herrn« nannte, nach Jerusalem aufbrach. Die Stadt Laon sah einen ihrer geistlichen Hirten als Mitschuldigen eines an heiliger Stätte verübten Mordes, und späterhin befleckten sich ihre Bürger mit dem Mord ihres Bischofs *). Aufrührerische Bewegungen und Volksmentereien beunruhigten lange die Städte Beauvais, Rheims und Amiens. Unter den Städten, welche damals der Schauplatz bürgerlicher Uneinigkeiten waren, dürfen wir den Flecken Vezelai nicht vergessen. Nichts ist seltsamer, als in der Geschichte den langen Streit zu sehen, welcher sich zwischen den Mönchen erhob, die im Namen der Freiheiten ihrer Kirche redeten, und einigen Bürgern, welche die Privilegien ihrer Gemeinde forderten. Diese Revolution dauerte mehrere Jahre; Bischöfe, Edelleute, der römische Hof und der König von Frankreich traten bei derselben als Vermittler auf, und sie endigte mit dem Untergang und der Unterjochung eines unglücklichen Fleckens.

Die Kreuzzüge hatten ohne Zweifel einigen Theil an der Befreiung der Gemeinden, man muß aber nichts übertreiben. Wollte man einigen neuern Schriftstellern glauben, so wäre nichts für die Unabhängigkeit der Städte vortheilhafter gewesen, als der Tod der großen Vasallen, welche durch den heiligen Krieg hinweggenommen wurden, denn jemehr Grafen und Barone im Orient starben, desto mehr mußte nach dieser Behaup-

---

ein Bürger der Gemeinde (de amicitia) etwas durch Diebstahl oder Raub verliert und sichere Spuren des verlorenen Gegenstandes entdeckt, soll er beim Präfecten der Gemeinde deshalb klagen; dieser soll alle „Freunde" der Stadt versammeln und einem jeden derselben Befehl geben, die verlorene Sache einen ganzen Tag lang zu suchen. Derjenige, welcher diese Nachsuchung unterläßt, soll eine Woche lang täglich fünf Sous an die Gemeinde bezahlen."

*) Schon im Jahre 957 hatten es die Einwohner von Cambrai versucht, sich von der Gewalt ihres Bischofs zu befreien; aber erst zu Ende des zwölften Jahrhunderts gelang es dieser Stadt, die Communalfreiheiten vollkommen zu genießen.

nung die Freiheit in Europa Fortschritte machen; allein diese Meinung ist nicht viel vernünftiger, als die der frommen Zeitgenossen, welche in den Begräbnissen eines Kreuzzuges nur ein Mittel sahen, dessen Gott sich bediente, um das Reich der Auserwählten zu bevölkern. Es kamen in den Schlachten von Poitiers und Azincourt mehr Edelleute um, als in mehrern Kriegen jenseits des Meeres, und Niemand hat jemals gesagt, daß die Freiheit davon einigen Nutzen gezogen hätte. Wenn Edelleute in Asien umkamen, so muß man glauben, daß sie Nachfolger hatten, und daß ihr Tod die Feudalordnung wenig änderte.

Die Geschichte bietet uns einfachere, natürlichere Mittel, um die Befreiung der Gemeinden zu erklären. Da die Edelleute alle diejenigen mit sich nahmen, welche die Waffen führten, und also fast Niemand in den Städten blieb, so mußte man sich wohl der kleinen Zahl derer anvertrauen, welche nicht fortzogen; diesen mußte man also das Recht lassen, über die öffentliche Ordnung zu wachen und sich gegen die Räubereien zu vertheidigen, die sie allein hemmen konnten *). Da diejenigen, welche an der Stelle der abwesenden Grafen das obrigkeitliche Amt übernahmen, nur eine vorübergehende, unsichere Macht besaßen, so betrugen sie sich mit Mäßigung und suchten durch Vertrauen und Liebe das zu erhalten, was sie durch Gewalt niemals würden erlangt haben. Wenn der Kreuzzug beendigt war, ließen die Herren, welche ihre Waffenleute im Morgenlande verloren hatten, die Sachen wie sie waren; wollten sie aber wieder nach ihren Rechten greifen, so erfuhren sie einen Widerstand, welchem sie nachgeben mußten. Wir fügen noch hinzu, daß die Grafen und Barone bei ihrer Abreise Geld brauchten, und um sich dasselbe zu verschaffen, Concessionen ertheilen mußten **). Noch weit nothwendiger brauchten sie Geld, als sie zurückkehrten, und zeigten dieselbe Neigung, etwas von ihren Rechten hinzugeben.

---

*) Wir besitzen noch eine Verordnung der Königin Blanka, welche in Abwesenheit Ludwigs IX. alle Bürger von Paris aufruft, über die öffentliche Ruhe zu wachen.

**) Der Dauphin von Viennois verkaufte dem Adel und den Städten alle Privilegien, die sie nur kaufen wollten; als er nach seinen Staaten zurückkam, fand er nichts mehr und wurde Mönch.

Wenn die Fürsten und Könige Europa verließen, pflegten sie ihr Testament zu machen, und ihr letzter Wille billigte keinesweges Unterdrückung und Ungerechtigkeit. Nur wenn sie für den Sieg des Evangeliums kämpfen wollten, vernachlässigten sie es, den Armen zu helfen und die Schwachen zu schützen. Man hat die Sorgfalt gesehen, welche der heilige Ludwig zeigte, ehe er sich nach dem Morgenlande einschiffte, und wir haben auch gesehen, welche Mittel er in seinem unermüdlichen Eifer anwendete, damit während seiner Abwesenheit Allen Gerechtigkeit widerführe, und Gerechtigkeit war Alles, was man damals verlangte.

Wir besitzen noch einige Gemeindeprivilegien, welche von den zum Kreuzzuge gehenden Herren und Fürsten ertheilt wurden, und fast immer ist in den von den Kreuzesrittern gewährten Urkunden der Umstand der heiligen Wallfahrt erwähnt *). Das Königreich Jerusalem lieferte den Pilgern mehrere Muster der Communalgesetzgebung. Die Assisen Gottfrieds hatten den Bürgern des heiligen Landes eine besondere Jurisdiction gewährt, und eben dies war, wie man weiß, das Privilegum, welches die Gemeinden der meisten abendländischen Königreiche suchten. Der König Balduin gab der Stadt Davids und Salomo's eine Gemeinde-Urkunde, und Wilhelm von Tyrus berichtet uns, daß dieser Fürst sich hierdurch die Achtung und das Vertrauen der Völker erwarb. Die europäischen Völker, welche die Seestädte Syriens bewohnten und sich selbst regierten, zeigten das Schauspiel mehrerer in einer und derselben Stadt vereinigten Gemeinden **). Dieser Anblick konnte den Pilgern nicht verloren gehen, und gleich wie man im Abendlande Kirchen nach dem Muster der Basilica des heiligen Grabes baute, so konnte das christliche Europa auch zuweilen die im Erbe Jesu Christi wohnhaften Gemeinden zum Muster nehmen.

*) Die bereits erwähnte Urkunde des Grafen von Flandern beginnt mit den Worten: „Da wir im Begriffe stehen, nach dem heiligen Lande zu wallfahrten, wo uns Gott mit seinem Blute befreit hat von der Gewalt des Teufels, u. s. w."

**) Bizaro, ein Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts, redet von mehrern Urkunden, oder Diplomen, welche Balduin den Palästina bewohnenden Genuesern gewährte.

Funfzehntes Kapitel.
(Fortsetzung.)

Man wird sich fragen, welche Stellung und Politik während aller dieser in den abendländischen Staaten und hauptsächlich in Frankreich vorgegangenen Veränderungen das Königthum hatte. Einige Schriftsteller haben große Wichtigkeit darauf gelegt, uns zu überreden, die Könige hätten wenig zur Befreiung der Gemeinden beigetragen und wären dazu nur durch Habsucht und Geldbedürfniß geführt worden. Wir verlieren keine Zeit damit, solche Behauptungen zu untersuchen, denn es reicht hin, den Zustand der Gesellschaft im zwölften Jahrhundert zu kennen, um auch die Gründe zu würdigen, welche die Handlungen der Monarchen leiteten; aber die eigentliche Frage ist, was die Könige unternommen haben, um jene Feudalanarchie, welche den Thron und die Völker niederdrückte, zu schwächen oder zu vernichten. Es scheint uns, als ob Ludwig der Dicke und seine Nachfolger der Freiheit besser dienten, wenn sie in ihren drohenden Thürmen verschanzte Feudalität bekämpften, als wenn sie hier und da den Flecken und Städten Privilegien gewährten. Gewiß ist es, daß bei dem Falle der Feudalordnung das Königthum betheiligter war als die Gemeinden selbst; es konnte also bei den Streitigkeiten, die sich auf allen Seiten im Namen der Freiheiten erhoben, keinesweges parteilos bleiben. Die Städte hatten, wenn die Rede davon war, ihre Unabhängigkeit zu erlangen, die Augen auf die Krone gerichtet, und wenn sie jene erlangt hatten, suchten sie dieselbe unter den Schutz der Monarchen zu stellen *). Auf diese Art wurde die Gewalt der Könige die Hoffnung aller Gemeinden des Königreichs und die aufkeimende Freiheit stützte sich auf das Königthum. Aus diesem Grunde bildeten die französischen Städte nicht, wie in andern Ländern, Conföderationen zur Vertheidigung ihrer Freiheiten, denn sie fanden eine natürliche Vertheidigung in der königlichen Gewalt.

*) Unter andern Gemeinden, welche ihre Privilegien unter den Schutz des Fürsten gestellt hatten, erwähnen wir deren von Poix, Amiens, Laon, Rheims, u. s. w.

Wenn das Königthum die Unabhängigkeit der Gemeinden begünstigte, so boten auch diese der Krone jedesmal Unterstützung, wenn dieselben Geld oder Soldaten zum Dienst des Staates oder zur Vertheidigung des Königreichs brauchte. Die Chroniken von Saint-Denis feiern die Ergebenheit der Städte Corbie, Amiens, Arras, Beauvais und Compiégne, welche ihre Legionen zur Schlacht von Bovines schickten. »Die Gemeinden,« sagen die Chroniken, »eilten allen Ritterschaaren voraus und stellten sich vor den König Otho'n und seinem Heere gegenüber.«

Man hat die Gesellschaft jener Zeiten vorgestellt, als wäre sie in einem immerwährenden Kriege mit den Großen begriffen gewesen; allein diese Behauptung ist sehr übertrieben. Man muß nicht vergessen, daß die Feudalregierung, wie wir schon im Anfange dieses Kapitels gesagt haben, sich ihrem Verfalle näherte, und daß ihre Macht in demselben Verhältnisse abnahm, wie die Civilisation Fortschritte machte. Viele Lehensbesitzer unternahmen es ohne Zweifel, der allgemeinen Bewegung zu widerstehen; aber sehr viele ließen sich auch mit fortreißen. Man muß glauben, daß die Aufklärung und der Gang der Gemüther, welche gleichsam die Loosung zur Freiheit der Gemeinden waren, nicht bei den Leibeigenen, sondern bei den ersten Klassen der Gesellschaft angefangen hatten; es fand damals ein allgemeines Bedürfniß der Verbesserung statt, welches den Lehensherrn nicht fremd war, und überall strebte dieses Bedürfniß, die Strenge der Dienstbarkeit zu mildern. Man fand selbst in mehrern Ländern so wenig Unterschied zwischen dem Zustand der Leibeigenen und der Unabhängigkeit, deren man genießen konnte, daß mehrere Städte und Flecken die Privilegien, die man ihnen anbot, verschmähten. Wir haben Urkunden, in welchen die Lehensherren selbst ihre Vasallen aufforderten, die Freiheit zu genießen, indem sie sie bald an den Reichthum des Landes erinnerten *), bald von den Vortheilen des Gewerbfleißes und des Handels redeten. Die Geschichte zeigt uns das Beispiel mehrerer Gemeinden, welche

*) In der, der Stadt Quingey bewilligten Gemeindeurkunde erinnert der Lehensherr seine Vasallen an die Schönheit des Landes und die Fruchtbarkeit des Bodens. Diese Urkunde ist aus dem vierzehnten Jahrhundert.

der Wohlthat, die man ihnen erzeigen wollte, widerstrebten und gegen ihre Herren stritten, um in dem gewohnten Zustande zu bleiben *). Der größte Widerstand gegen die herrschenden Begriffe geschah von Seiten der Geistlichkeit, welche es sich zur Vorschrift machte, weder Ländereien, noch Lehensrechte zu veräußern; doch sehen wir mehrere Bischöfe, welche den Gemeinden, auf welche sie ein Jurisdictionsrecht hatten, Urkunden ertheilten und so die Gläubigen zu gleicher Zeit auf den Weg der Religion und auf den der Freiheit leiteten **).

Ein Jahrhundert nach Ludwig VI. war man durchgängig der Meinung, daß Alles, was dem Lebensjoch entschlüpfte, in die Gewalt des Königthums fiele, oder vielmehr dahin zurückkehrte ***); nach einem andern Grundsatze, welcher zu derselben Zeit Glauben erhielt, war Alles frei, was nicht vom König abhing. Aus der ersten dieser Meinungen ging hervor, daß die Monarchen über alle Gemeinden ein Souverainitätsrecht zu haben behaupteten und auch wirklich ausübten; das Resultat der Andern aber war, daß die Gemeinden durch ihre Annäherung an die königliche Gewalt, sich von allem republikanischen Geist entfernten, welcher das Gebiet zerstückelt, die Gesellschaft getrennt und diejenige politische Einheit gebrochen hätte, welche so nothwendig ist für den Ruhm und die Größe Frankreichs. Diese

---

*) Gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts wollten die Einwohner von Pont-de-Vaux en Bresse lieber Sklaven bleiben, als die Privilegien der Freiheit um Geld erkaufen. Der Lehensherr fing einen Proceß mit ihnen an, und die Leibeigenen von Pont-de-Vaux gewannen die Sache.

**) Bei der Gründung der Gemeinde von Nyon richtete Baudri, Bischof dieser Stadt, an seine Beichtkinder einen Hirtenbrief, worin der Prälat verbietet, die Gemeinde und ihre Verordnungen zu beeinträchtigen. Baudri schließt seinen Befehl mit diesen Worten: „Derjenige, welcher gegenwärtiges Gesetz überschreitet oder verlegt, soll Excommunication erleiden; wer es aber getreulich hält, bleibt unaufhörlich bei denen, so das Haus Gottes bewohnen." (Annal. de Nyon, T. XI., p. 805.)

***) Man liest in einer Chronik, daß, nachdem der Graf Wilhelm die Stadt Auxerre mit Bewilligung Ludwigs VIII. zur Gemeinde errichtet hatte, der Bischof dieser Stadt sich bei dem Monarchen über eine Institution beschwerte, welche ihm einen Theil seiner Rechte entnahm. „Ihr wolltet also mir und meinen Erben die Stadt Auxerre rauben," entgegnete ihm Ludwig, der über die Gegenvorstellungen des Prälaten ungehalten war. Der Geschichtschreiber, welcher dieses Factum berichtet, fügt hinzu, daß der König alle Städte, wo Gemeinden errichtet wurden, als die seinigen betrachtete. (Hist. episcop. antiss., Labbe, nov., Bibl. manusc., T. I. p. 466.)

Richtung der Gemüther allein reichte hin, das Lehenswesen zu zerstören; allein es ist wahrscheinlich, daß Niemand im Reiche, weder die Könige, noch die Großen, noch die Gemeinden, die große Umwälzung begriffen, welche stattfand, und man begriff sie vielleicht deshalb nicht, weil sie so schnell ging. Endlich beschleunigte sie ihren Gang dermaßen, daß die Geschichte ihren Fortschritten kaum zu folgen vermag und den Antheil nicht bestimmen kann, welchen die Kreuzzüge daran hatten.

Glücklich wäre die Gesellschaft gewesen, wenn jener Geist der Freiheit, welcher sie damals in Bewegung setzte, unaufhörlich vordrang und Gutes und Böses auf seinem Wege ausstreute, wenn dieser, sage ich, nur weise Institutionen erzeugt, wenn er stets in richtigen Schranken zurückgehalten, nicht oft blutigen Zwiespalt erregt und sich endlich den blinden Leidenschaften der Menge beigemischt hätte. Was für ein Gemälde würde das sein, welches die Folgen dieser Umwälzung bis in die neuern Zeiten darstellte, welches die Monarchie schilderte, wie sie aus den Trümmern der Feudalität hervorgeht und dann selbst einer neuen Revolution unterliegt! Welcher Stoff zu ernsten Gedanken ist es für den Historiker, wenn er die alten und die neuen Zeiten mit einem raschen Blicke umfaßt und diejenigen beiden Kräfte der Gesellschaft, welche am meisten zur Wiedergeburt der Civilisation wirkten, das Königthum und die Freiheit erblickt, wie sie unaufhörlich einander zustrebten, eine Stütze von einander verlangten, alle Scheidewände niederstürzten, welche sie trennten, und Alles zerstörten, was sich auf ihrem Wege befand; wie sie endlich nach mehrern Jahrhunderten der Anstrengung dazu gelangten, sich auf den sie umgebenden Trümmern einander gegenüber zu kommen, sich beim ersten Anblicke für zwei feindliche Mächte hielten, einander den Krieg erklärten und gleichzeitig auf einem und demselben Schlachtfelde niedersanken!

Gott verhüte, daß ich hier entmuthigende Bilder aufstellen wollte; aber es ist nie ohne Nutzen, an die großen Lehren der Geschichte zu erinnern.

Sechzehntes Kapitel.

Gerichtsordnung.

Um zu wissen, welchen Geist der Civilisation ein Zeitalter und ein Volk besitzt, ist es genug, die Gerechtigkeitsverwaltung eben dieses Zeitalters und eben dieses Volkes zu kennen. Von allen Denkmalen, welche der menschliche Geist errichten kann, ist ein Civil- und Criminalgesetzbuch dasjenige, welches die meisten Einsichten, die größte Kenntniß der Geschichte und der Leidenschaften des Menschen erfordert.

Vor den Kreuzzügen hatte die in Finsterniß versunkene Gesellschaft die Lehren und die Beispiele des Alterthums verloren und war einigermaßen auf die Erfahrung der Barbaren zurückgeführt. Als die Barone des Reichs der Krone das Recht entrissen hatten, Gerechtigkeit zu üben, gab es in Frankreich eben so viele Jurisdictionen als Herrschaften, oder vielmehr, es gab gar keine Gerichtsordnung mehr *). Das Gewissen der Richter mußte seine Entscheidungen in ungewissen Traditionen und oft falsch ausgelegten, zuweilen einander widersprechenden Gebräuchen suchen. Bei dem Mangel an einer jeden regelmäßigen Gesetzgebung nahm man, um die Unbilligkeit zu entlarven, um Betrug und Meineid zu besiegen, seine Zuflucht zur Feuer- und Wasserprobe, und das blinde Zeugniß der Elemente, welches man die Gerechtigkeit Gottes nannte, kam der menschlichen Gerechtigkeit zu Hülfe. Diese barbarische Einrichtung war im ganzen Abendlande verbreitet, und wir sehen in der Geschichte, daß sie den Kriegern des ersten Kreuzzuges bis nach dem Morgenlande folgte. Welcher Leser könnte den Geistlichen von Marseille

*) Es ist eine der merkwürdigsten Sachen des Mittelalters, daß Frankreich nach der Regierung Karls des Großen mehr als zwei Jahrhunderte lang existirte, ohne irgend eine Gewalt anzuerkennen, wo es seine Beschwerden und Klagen vorbringen konnte, ohne weder in der Person des Monarchen, noch in der Versammlung der Großen eine Obrigkeit zu haben, welche Verordnungen erließ, Ungerechtigkeiten verbesserte, Mißbräuche abstellte, und die Lehren der Zeit und der Erfahrung heiligte. So hatte es die Feudal-Aristokratie gewollt, welche durch den Zustand der Anarchie, den sie im Königreich erhielt, im Voraus gewissermaßen gegen jede, vielleicht in der Zukunft zu machende Verbesserung protestirte, für sich selbst aber auf alle Mittel Verzicht leistete, ihre eigene Gewalt zu ordnen und zu bewahren.

vergessen, der die Lanze des Herrn gefunden zu haben glaubte, und als man ihn der Betrügerei beschuldigt hatte, in Gegenwart von vierzigtausend Pilgern durch einen brennenden Scheiterhaufen ging! Indeß müssen wir hinzufügen, daß man nichts Ähnliches in den andern heiligen Kriegen sah, und dies war ein Fortschritt der Civilisation, wenigstens unter den Kreuzfahrern.

Man pflegte nicht allein Gerechtigkeit mittelst der Feuer- und Wasserprobe, sondern man hatte auch den gerichtlichen Zweikampf angenommen, welcher zuletzt ein Vorrecht des Adels und der freien Männer wurde, und man begnügte sich nicht damit, den Kampf in Criminalsachen zu befehlen, sondern man verordnete ihn auch zuweilen in Civilsachen. Ein Prozeßführer oder ein Angeklagter konnte seinen Gegner herausfordern, ja er konnte sogar die Zeugen in die Schranken rufen und selbst die Richter zwingen, den Kampfplatz mit ihm zu betreten. Da nun also mitten in dieser Barbarei die Gerechtigkeit sich selbst nicht wiederfinden konnte, so umgab sie sich mit einem furchtbaren Zubehör und wollte, daß man ihrem Heiligthume nicht ohne Schauder nahte. Man vermied hierdurch viele Streitigkeiten, und dies war ein Vortheil; es war damals nicht allein die Rede davon, Urtheile zu sprechen, sondern auch Uneinigkeiten zu dämpfen, welche Bürgerkriege werden konnten, und es war daher ohne Zweifel der Gesellschaft wichtig, daß man Zwistigkeiten auf billige Art, noch wichtiger aber, daß man sie schnell endigte.

Die Geschichte des heiligen Landes erwähnt eines von den Baronen befohlenen Zweikampfes zwischen Gauthier, Grafen von Cäsarea und dem Grafen von Jaffa, welcher der Lehensbrüchigkeit gegen den König beschuldigt war *). Man findet kein anderes Beispiel eines gerichtlichen Kampfes in den christlichen Colonien des Morgenlandes. Die Assisen von Jerusalem schränkten die durch die Waffen ertheilte Gerechtigkeit so sehr ein, daß sie nicht häufig konnte in Anspruch genommen werden; als man es in Europa unternahm, das Gesetz des Gerichtskampfes zu mäßigen, verdankte man den ersten Gedanken dieser Verbesserung der Gesetzgebung Gottfrieds.

---

*) Man sehe das V. Buch.

Man fragt sich, wie bei dieser Ordnung der Dinge, wo Feuer, Wasser und Eisen Beschlüsse dictirten, noch Advocaten und Rechtsgelehrte stattfinden konnten; man muß aber bemerken, daß nicht alle Rechtshändel durch einen Kampf oder eine Probe beendigt wurden, und daß diese Art von Urtheilen ebenfalls ihre Förmlichkeiten hatte, welche man beobachten mußte. Nun muß man noch hinzufügen, daß viele dieser Prozesse vor der geistlichen Jurisdiction verhandelt wurden, die es nicht duldete, daß das Schwert sich in ihre Gerechtigkeit mischte. Um zu wissen, was gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts Prozesse und Rechtsverhandlungen waren, muß man den heiligen Bernhard in seinem Buche »de Consideratione« vernehmen. Nachdem der Abt von Clairvaux die zu seiner Zeit angenommene Art und Weise der Gerechtigkeit zu pflegen, bitter getadelt hat, wendet er sich an den Papst Eugen, welcher selbst Tag und Nacht beschäftigt war, über Streitigkeiten zu verfügen, die man aus allen Theilen der christlichen Welt vor seinen Richterstuhl brachte. »Ich erstaune,« sagt der Abt zu ihm, »wie Eure religiösen Ohren die Zänkereien der Advocaten, die ewigen Zungendreschereien ertragen können, bei welchen oftmals die Unschuld geopfert wird, wo das Verbrechen eine sichere Zuflucht findet, wo die Wahrheit ihren ganzen Glanz verliert. Lasset jene Vipernzungen schweigen, welche von der Galle des Spottes und dem Gift der Verläumdung träufeln; verschließt diese unreinen Lippen, von welchen die Ströme der Unbilligkeit fließen.« Der heilige Bernhard redet hier nicht allein von den Prozessen, welche am Hofe zu Rom verhandelt wurden, sondern er sieht überall dieselben Mißbräuche und fleht das Oberhaupt der Kirche an, endlich das Ungeheuer der Rechtsverdrehung zu ersticken und die Gläubigen von der »allgemeinen Pest zu befreien, welche die Welt verschlänge.«

In allen Concilien dieses Zeitpunktes wiederholte man dieselben Beschwerden. Jacob von Vitry, der zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts lebte, beurtheilt die Gesetzgebung mit noch größerer Strenge, als der heilige Bernhard. Es ist wahrscheinlich, daß die Advocaten, sowie die Geschichte sie uns darstellt, nicht bei den Kreuzzügen erschienen, denn welche Vortheile hät-

ten sie im Gefolg dieser Heere gefunden, wo Jedermann arm war, und wo übrigens auch die Gerechtigkeit viel zu schnell mußte ertheilt werden, um langwierigen Proceduren Raum zu lassen. Man erinnert sich, daß in dem Streit wegen der Beute aus der Moschee Omars, Arnold von Rohès seine Beschwerden vor den versammelten Anführern aussprach, und daß Tancred seine Sache selbst führte. Die Assisen von Jerusalem befahlen den Richtern, weise, bieder und gerechtigkeitsliebend zu sein; den Advocaten und Sachführern aber, »einen gesunden Verstand zu haben, nicht zweideutig, noch erschrocken, noch übereilt zu sein, und nicht zu sehr in Zorn zu gerathen, noch sich zu heftig zu bewegen, wenn sie eine Sache führten *).«

Diejenigen, welche diesen Zustand der Dinge benutzten und die aufgeklärteste Klasse der Gesellschaft bildeten, dachten wenig daran, die Mißbräuche zu verbessern, und diejenigen, welche das Schwert führten, dachten eben nicht mehr daran, denn man konnte nicht ungestraft ungerecht gegen sie sein, und sie hatten stets Mittel, sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen; vorzüglich hätte wohl der kriegerische Adel Europens nichts von einer Gerechtigkeit wissen mögen, die nicht ein Bild des Krieges darstellte. Die Barone konnten sich keinen Begriff davon machen, daß die Gesetzgebung eine Schutzwache für die Gesellschaft und für sie selbst wäre; sie erkannten eine Ungerechtigkeit nur an, wenn sie davon zu leiden hatten, und persönlicher Groll war der einzige Grund, welcher sie zur Verfolgung des Schuldigen bewegen konnte. Mit diesen Sitten und diesem Charakter konnten die Barone dem Gebrauch der Privatkriege nicht entsagen, welchen die Franken und andere Barbaren mit sich nach Europa gebracht hatten; jeder Edelmann, der sich an Ehre oder Gütern angegriffen glaubte, nahm die Waffen, um seine Rechte zu vertheidigen oder sich zu rächen. Alle Verwandte und Vasallen beider kriegführenden Parteien waren verpflichtet, an dem Krieg Theil zu nehmen, und mehrere Jahrhunderte hindurch wurde Europa durch innere Kriege verheert. Die blutigen Streitigkeiten, die man von Geschlecht zu Geschlecht auf einander fort-

*) Man sehe im II. Bande die Erläuterung über die Assisen von Jerusalem.

pflanzte, wurden ein gewöhnlicher Zustand, für welchen man Gebräuche und Vorschriften aufrief, und während die Gesellschaft ohne Gesetze war, hatte der Krieg seine Rechtswissenschaft.

Es war nicht leicht, so großen Unordnungen abzuhelfen. Wie sollte man die Gewalt entwaffnen und ihr ein Vorrecht rauben, welches zu vertheidigen sie stets bereit war? Die Gesellschaft, sowie sie damals bestand, hatte nur eine einzige Macht, welche fähig war, der Gewalt der kriegerischen Leidenschaften, die damals Europa verwüsteten, als Gegengewicht zu dienen: nämlich die Gewalt der religiösen Begriffe und das Übergewicht des Christenthums. Man rief das Ansehen der Concilien gegen die Privatfehden zu Hülfe; man ließ die Heiligen reden und wendete sogar den Aberglauben an; man nahm seine Zuflucht zu Visionen, Offenbarungen und Wundern. Die Kirche entfaltete alle ihre Drohungen, schleuderte alle ihre Blitzstrahlen umher, und diese Mittel hemmten zuweilen die Fortschritte des Übels; allein das Princip der Zwietracht bestand immerfort. Es kam zwar nicht dahin, daß man den besondern Fehden ganz entsagte; allein man versprach doch, sie einige Tage der Woche zu unterbrechen, und Alles, was die so mächtige Religion bewirken konnte, war, daß man den Gottesfrieden annahm *). Hier unterstützten die Kreuzzüge den Eifer der Geistlichkeit auf wunderbare Weise. Jedesmal, wenn man den Sarazenen den Krieg erklärte, beruhigte sich der Zwiespalt wie durch ein Wunder, und Europa lag im tiefsten Schweigen vor der Fahne des Kreuzes.

Man sieht hieraus, daß die Geistlichkeit mächtiger auf die Gemüther wirkte, als die Grafen und Barone; auch machte die geistliche Jurisdiction schleunige Fortschritte. Wenn man sah, wie die Geistlichkeit die Witwen und die Waisen, den Fremden und den Armen, die Kranken, Schwachen und Aussätzigen unter ihren besondern Schutz nahm, mußte man glauben, daß ihre Gerechtigkeit etwas von der Barmherzigkeit Gottes an sich hätte. Das den Kreuzfahrern ertheilte Vorrecht, nach geistlichen Gesetzen gerichtet zu werden, und die der Geistlichkeit übertragene Sorge,

*) Man sehe über den Gottesfrieden das I. Buch.

über die theuersten Angelegenheiten der Pilger während ihrer Abwesenheit zu wachen, schienen alle Gläubigen unter ihre mächtige Gerichtsbarkeit gestellt zu haben. Da die evangelische Moral allen Prozessen konnte beigemischt werden, so zog man hieraus die Folgerung, daß die Jurisdiction der Geistlichkeit oder der Kirche dazu berufen wäre, über alle Rechtssachen zu urtheilen. Man muß hinzufügen, daß die geistliche Gerichtsbarkeit in ihren Formen regelmäßiger war, als die der Edelleute, und was hauptsächlich das Vertrauen der Völker anzog, war der Umstand, daß bei ihren Entscheidungen das Schwert nicht vorwaltete. Diese Jurisdiction erhielt, durch alle die Vortheile, von denen wir eben geredet haben, endlich einen so großen Einfluß und verbreitete sich dergestalt, daß sie die Eifersucht des französischen Adels erregte.

Gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts stifteten die adeligen Herren ein Bündniß gegen die Geistlichkeit und verlangten in einem Manifest, welches uns aufbewahrt worden ist, »man sollte endlich dem Kaiser geben, was des Kaisers wäre.« Sie untersagten ihren Vasallen, sich vor den geistlichen Tribunalen zu stellen, wenn es nicht wegen Ketzerei, Ehe oder Wucher wäre, und bedrohten diejenigen, welche ungehorsam sein würden, mit Confiscation der Güter und Verstümmelung eines Gliedes. »Die Geistlichen,« sagten sie, »die sich auf unsere Kosten bereichert haben, sollen in den Zustand der ursprünglichen Kirche und des beschaulichen Lebens zurückgeführt werden. Sie sollen uns die Thätigkeit überlassen, die uns gebührt, für sich selbst aber die Erbauung der Gläubigen behalten, und die Wunder, die man seit langer Zeit nicht mehr sieht.« Der Adel rühmte sich, Gallien durch seine Waffen bekehrt zu haben, und machte den Kindern der Leibeigenen (so nannte er die Geistlichen), Vorwürfe darüber, daß sie die Früchte seiner Arbeiten an sich rissen, und sich »wie Füchse« in die weltliche Gewalt einschlichen. Die Kreuzzüge, bei denen es damals den Kriegern oblag, die Ketzer und Sarazenen zu bekehren oder mit dem Schwerte zu bekämpfen, konnten diesen naiven Anspruch der Barone wohl verzeihlich machen. Wir haben in einem der vorhergehenden Kapitel gesagt, daß die Geistlichkeit und der Adel, welche in der Feudalhierarchie neben einan-

der standen, sich endlich einander schaden mußten, und was damals geschah, ist ein Beweis dieser Wahrheit. Die Geistlichkeit hatte nicht allein ihre Jurisdiction, sondern sie war auch einigermaßen in Besitz der Jurisdiction der adligen Herren, die ohne Geistliche nichts machen konnten. Auf der andern Seite besaßen die Kinder der Adligen eine große Menge geistlicher Beneficien, und die Feudal-Aristokratie bereicherte sich mit den Gütern der Kirche. Um diesen Streit zu stillen, bedrohte der römische Hof den Adel, ihn der Vortheile zu berauben, die er mit der Geistlichkeit theilte, und die Mißbräuche oder wechselseitigen Usurpationen blieben, wie sie gewesen waren. Die Oberhäupter der, gegen die geistliche Gerichtsbarkeit gebildeten Conföderation zogen übrigens kurz nachher mit dem heiligen Ludwig zum Kreuzzuge, und mehrere pflückten dort die Märtyrerpalme; allein die Geschichte sagt nicht, daß diejenigen, welche nach der Heimath zurückkehrten oder diejenigen, welche im Morgenlande geblieben waren, neue Versuche gemacht haben, die Jurisdiction der Geistlichkeit zu beschränken.

Es scheint uns, als ob die Grafen und Barone, anstatt unnützer Drohungen ein weit einfacheres und sichereres Mittel gehabt hätten, ihre Jurisdiction zu bewahren, nämlich das, ihre Gesetze zu verbessern und ihre Justiz dem allgemeinen Gange der Begriffe gleich zu stellen; allein sie vertrauten zu sehr auf ihr Schwert, und während sie die Privilegien einer Ordnung der Dinge zurückforderten, welche auf dem Punkte stand, aufzuhören, entstand eine neue Ordnung ohne ihre Dazwischenkunft und Mitwirkung. Indeß waren die Gesellschaften, welche allenthalben bedeutenden Veränderungen entgegengingen, heftig bewegt; die neuen und die alten Meinungen erklärten einander einen schrecklichen Krieg; die Völker, die nicht mehr an die nun zusammenstürzende Macht glaubten, aber den neuen Einrichtungen auch noch nicht trauten, schienen abwechselnd den Neuerungen entgegenzugehen und bei ihrem Anblicke zu erschrecken. Gegen das Ende der Kreuzzüge ließ sich in Europa eine neue Krisis fühlen, und das durch Revolutionen und Bürgerkriege beunruhigte Abendland stand auf dem Punkte, wieder zu der Finsterniß und dem Chaos des zehnten Jahrhunderts zurückzuweichen,

Da flehte Deutschland um die Einsetzung einer kaiserlichen Kammer gegen die stets zunehmenden Unordnungen, welche das Reich beunruhigten; da schuf Aragon das Tribunal der Justiza, welches sich mit der obersten Dictatur gegen die Zügellosigkeit bewaffnete. In allen Ländern bildeten sich Verbrüderungen und Verbindungen gegen das Übermaß der allgemeinen Anarchie; hauptsächlich in Frankreich fühlte man, daß es nothwendig sei, die Gerechtigkeit zur Unterstützung des Friedens und der öffentlichen Ruhe aufzurufen, und eine neue Gerichtsordnung entstand aus dem Bedürfniß oder vielmehr aus den Gefahren der Gesellschaft. Dem Schooße der Trümmer entstieg die Parlamentsregierung, vor welcher alle nebenbuhlerische Gerichtsbarkeiten verschwanden, oder sich schwächten und welche gleichsam eine Constitution des Königreichs wurde. Die Monarchen fanden die gesetzgebende Gewalt wieder, die sie verloren hatten und welche ihnen so nöthig war, um die entstehende Civilisation zu schützen. Von nun an war die Krone der Mittelpunkt von Allem, und die Völker richteten ihre Blicke auf dieses Königthum, von wo ihnen Gerechtigkeit und Freiheit kam.

Es möchte schwer sein, mit Bestimmtheit zu sagen, welchen Antheil man den Kreuzzügen bei diesen großen Veränderungen zuschreiben soll. In jedem Falle hatte der Aufbruch der Kreuzfahrer Gelegenheit zu einer Menge von Verträgen gegeben; man vermehrte die Maßregeln gegen den Betrug; die Anzahl der Notarien wuchs; die Urkunden bekamen mehr Authenticität, und das Zeugniß derselben flößte größeres Vertrauen ein. Man nahm den Gebrauch der chirographischen Urkunde oder Charta partita an, oder vielmehr, man erneuerte ihn. Dieselben Vorsichtsmaßregeln, welche die bloßen Pilger bei ihrem Abgange für ihr eigenes oder das Interesse ihrer Familien trafen, nahmen auch die Könige und Fürsten, um während ihrer Abwesenheit die Ordnung und den Frieden der Provinzen zu erhalten. Die Einleitung zu den Verordnungen des heiligen Ludwig sagt uns, daß der gute König sie abfassen ließ, »ehe er nach Tunis zog, damit sie allen Gerichtshöfen und Voigteien des Königreichs« als Vorschrift dienen sollten. Die Befreiung der Gemeinden und die Einsetzung der Municipaljustiz, wozu die morgenländi-

schen Kriege viel beitrugen, mußten die Fortschritte der Gesetzgebung und der Rechtsverwaltung sehr unterstützen *). Während die Pilger ferne Länder durchwanderten, konnten sie weise Gebräuche bemerken, die sie dann mit nach ihrem Vaterlande brachten. Villehardouin berichtet uns, wie groß das Erstaunen der französischen Herren war, als dieselben nach Venedig kamen und sahen, wie der Senat, der Doge und das Volk in ihrer Gegenwart rathschlagten. Wenn die Franken, als sie Herren von Constantinopel waren, dem griechischen Reiche die Feudal-Institutionen des Nordens auflegten, so kann man nicht denken, daß dasjenige, was von der Aufklärung des alten Griechenlandes und der Gesetzgebung der Cäsarn übrig blieb, ein neues Volk erleuchten und ihm in der Ausübung seiner barbarischen Herrschaft etwas von der Erfahrung der Alten geben konnte. Die christlichen Colonien Syriens hatten eine Regierung, welche die Aufgeklärtesten unter den Pilgern weder mit Gleichgültigkeit, noch ohne Vortheil für ihr eigenes Land sehen konnten. Die Gesetze von Jerusalem hatten die Vorrechte des Königthums, die Würden des Reiches, die Lasten und Privilegien der Lehen, die Kriegsdienste und Verpflichtungen der Grafschaften und Städte festgestellt oder geordnet; vorzüglich bemerkenswerth aber war die Institution der Gerichtsordnung und die Einsetzung dreier Jurisdictionen, nämlich für die Barone, die Bürger und die Syrier. Seit den Capitularien Karls des Großen hatte kein fränkisches Reich eine Sammlung von Edicten und Vorschriften bekannt machen sehen, welche nur im geringsten mit der für das Königreich Gottfrieds geschriebenen Gesetzgebung zu vergleichen wäre; denn kein Volk von Europa hatte seit mehrern Jahrhunderten Gesetze erhalten, die eine Vergleichung mit jenen »Briefen des heiligen Grabes« aushielten, nach welchen, dem Ausdrucke eines edeln Rechtsgelehrten des heiligen Landes zufolge, »die Leute des Königs und das Volk, und alle Arten von Leuten,

*) Die meisten Gemeindeurkunden enthalten Verfügungen rücksichtlich der Gerichtsordnung. Diese Verfügungen geben den freien Städten Richter und Beamte, welche den Auftrag haben, Klagen anzuhören und Ungerechtigkeiten zu verbessern. Philipp August verbietet in der Urkunde, welche er der Stadt Tournai gewährte, den Bürgern den Zweikampf. (Spicil. von d'Achery, T. III.)

welche gingen und kamen oder im genannten Königreiche blieben, bewahrt, regiert, erhalten und nach Gerechtigkeit, Recht und Vernunft geleitet wurden.« Man muß hinzufügen, daß jedes in Jerusalem oder in den Seestädten wohnhafte europäische Volk seine besondern Institutionen mitgebracht hatte, und daß man in einer einzigen Stadt, wie Tyrus, Ptolemaïs oder Tripolis, nicht allein die Gesetze von Palästina vereinigt sah, sondern auch die Sitten und Gebräuche, welche damals die gebildetsten Völker des Abendlandes beherrschten.

Siebzehntes Kapitel.

Schifffahrt und Handel.

Als die Kreuzzüge begonnen hatten, gab der Geist der Andacht, mit dem des Handels vereinigt, den Fahrten und Anstrengungen der Schiffer eine neue ausgedehntere Richtung. Die Bewohner von Dänemark erschienen in den syrischen Meeren, und die zur See angekommenen Norweger wohnten der Einnahme von Sidon bei. Man sah bei der Belagerung mehrerer Seestädte von Palästina die Bürger von Lübeck und Bremen. Von allen Küsten des Abendlandes gingen Schiffe und Flotten ab, welche Pilger, Waffen und Lebensmittel nach dem Königreich Jerusalem und den andern christlichen Fürstenthümern brachten, welche die Siege der Kreuzfahrer in Asien begründet hatten.

Auf diese Art begegneten sich die Schiffer aller Länder in den morgenländischen Meeren, und die nützlichen Beziehungen zwischen den Seevölkern Europens nahmen einigermaßen unter den Auspicien des Kreuzes ihren Anfang. Zu Anfang des zwölften Jahrhunderts unterstützte eine pisanische Flotte, in Verbindung mit einigen andern Italienern, die Aragonier bei der Eroberung der balearischen Inseln. Die italienischen Schiffer kannten die spanischen Seegegenden so wenig, daß sie die Küsten von Aragon für das Land der Mauren hielten. Dieses erste Bündniß zwischen entfernten Völkern war das Werk eines, vom Papst Pascal II. gepredigten und durch eine Menge von Herren

und Rittern aus der Provence und aus Languedoc unterstützten Kreuzzuges.

Nachdem die Schiffer aus Lübeck, Bremen und Dänemark ihre Kräfte auf weiten Fahrten versucht hatten, benutzten sie die erworbene Erfahrung, um die unbekannten Gegenden des baltischen Meeres zu besuchen. Diese neuen Unternehmungen zeigten ihrem frommen Eifer und ihrem Ehrgeiz ein benachbartes Meer und wilde Völker, welche sie der Religion, sowie der Herrschaft ihres Handels unterwerfen konnten. Nun mischten sich den Kreuzzügen, die gegen die dem Heidenthum noch ergebenen Völker gepredigt wurden, auch Seeunternehmungen bei. Beim Anblicke des Kreuzes und der Schiffsflagge erhoben sich die reichen Städte, und barbarische Länder fingen an, die Wohlthaten der Civilisation kennen zu lernen.

Zu dieser Zeit eröffnete sich die Schifffahrt eine neue Laufbahn und sah, wie der Schauplatz ihrer nützlichen Bemühungen sich erweiterte. Nichts konnte ihre Fortschritte mehr begünstigen, als die Verbindung, die zwischen dem baltischen, dem mittelländischen Meere, dem spanischen Ocean und dem nordischen Meeren bewirkt wurde. Indem sie bei der Verfolgung gleicher Vortheile die Völker vereinigte, vermehrte sie auch ihre Beziehungen zu einander, ihre Bande, ihr Interesse, und verdoppelte ihren Wetteifer. Auf diesem, allen Völkern offenen Wege wurden praktische Kenntnisse berichtigt, gesammelt und allenthalben verbreitet; man bestimmte die Gestalt der Küsten, die Lage der Vorgebirge, Häfen, Buchten, u. s. w. Man untersuchte den Grund des Meeres; man beobachtete die Richtung der Winde, der Strömungen, den Zustand der Ebbe und Fluth; man suchte Aufklärung über alle Punkte der Hydrographie, und bald verschwand die Unwissenheit des elften und zwölften Jahrhunderts, jene Unwissenheit, die so viele Schiffbrüche verursacht hatte, wovon die Chroniken aus den Zeiten der ersten Kreuzzüge schaudernd erzählen und deren Ursache sie nur im himmlischen Zorne finden.

Wir würden hier von der Erfindung des Compasses reden, wenn die Zeit dieser Erfindung bestimmt könnte angegeben werden. Eine Stelle aus Jacob von Vitry, den wir in den Auss

zügen der alten Chroniken bekannt gemacht haben, erlaubt nicht, daran zu zweifeln, daß man zu den Zeiten der Kreuzzüge die Eigenschaften des Magnets kannte, und daß eben von dieser Zeit an die Schiffer bei ihren weiten Fahrten einen großen Vortheil daraus zogen; von einer andern Seite beweist aber nichts, daß der Gebrauch des Compasses damals allgemein gewesen wäre. Man kann glauben, daß eine so köstliche Entdeckung noch ein Geheimniß für die große Menge war, und daß diejenigen, welche dasselbe besaßen, es nur zu ihrem eigenen Vortheil zu benutzen suchten, ohne an die Vortheile zu denken, die man für das Gedeihen der Schifffahrt daraus ziehen konnte. Wir fügen hinzu, daß es eben so, wie mit dem Compaß, auch mit den meisten Erfindungen der Industrie gegangen ist, deren Zeitpunkt die Geschichte uns selten angeben kann, weil ihre Urheber aus Habsucht oder Eifersucht sie nicht verbreitet, ja, sie zuweilen der Kenntniß ihrer Zeitgenossen entzogen haben.

Die Schiffsbaukunst vervollkommnete sich während der Kreuzzüge. Man vergrößerte die Schiffe, um die Menge der Pilger fortzuschaffen; die mit fernen Seefahrten verbundenen Gefahren machten, daß man den für das Morgenland bestimmten Schiffen eine dauerhaftere Construction gab; die Kunst, ein Schiff mit mehrern Masten zu versehen, sowie auch die eben so wichtige Kunst, mehr Segel zu brauchen und dieselben dermaßen zu spannen, daß man gegen den Wind schiffen konnte, waren die glückliche Frucht des Wetteifers, welcher damals die Seefahrer beseelte.

Zur Zeit des dritten Kreuzzuges hatte die nautische Wissenschaft bereits große Fortschritte gemacht. Gauthier Vinisauf, Geschichtschreiber Philipp Augusts und Richards, gibt über die Schiffsbaukunst bei den Alten und bei den Neuern gelehrte Erklärungen, welche sogar die Einsichten der jetzigen Zeit vermehren könnten. Funfzehn Jahre nach dem dritten heiligen Kriege liefen zahlreiche Flotten von den Häfen von Genua und Venedig aus und setzten das Mittelmeer in Erstaunen. Unter den Fahrzeugen, welche die Gefährten des Grafen von Flandern und des Markgrafen von Montferrat nach dem Morgenlande führten, hat die Geschichte ein Schiff ausgezeichnet, welches so groß war,

daß man es »die Welt« nannte. Der Venetianer Sanuti hat in seinem Werke: »Geheimnisse der Gläubigen des Kreuzes,« dem Bau der Schiffe, sowie den Mitteln zur Proviantirung und Bewaffnung der Flotten, mehrere Kapitel gewidmet, und die Projecte, welche er dem römischen Papste vorlegt, beweisen, daß die Schifffahrtskunst zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts schon sehr weit vorgerückt war.

Die Thätigkeit und das Genie des Menschen besiegten auf diese Art alle Hindernisse, geboten den Elementen und nahmen Besitz von der Herrschaft über das Meer; allein diese Herrschaft war sowie die zu Lande, im Mittelalter eine Beute der Räuberei und Gewaltsamkeit, und Stürme, ungünstige Winde und Schiffbrüche waren nicht die einzigen Übel, die man bei langen Seereisen zu befürchten hatte. Man kannte auf allen Meeren bloß das Recht des Stärkern, und der Mangel eines Seegesetzbuches vergrößerte alle Gefahren einer weiten Fahrt.

Man fühlte die Nothwendigkeit einer Gesetzgebung, welche das Interesse und die Freiheit der Seefahrer sicherte, und Spanien lieferte das erste Muster dazu. Zu Anfange des zwölften Jahrhunderts erschien ein Codex des Seerechts, welchen die sachverständigen Alten des Meeres von Barcelona verfaßt hatten. Dieser Codex wurde dann von den Venetianern, Pisanern und Genuesern angenommen und wurde, unter dem Namen Seeconsulat, das allgemeine Recht auf dem mittelländischen Meere und dem Ocean. Unter den Seegesetzen des Mittelalters erwähnt die Geschichte noch die Verordnungen von Wisbi, die Urtheile von Damme, und das Oleronsche Recht, welche man als den Typus der andern Gesetzgebungen betrachtet hat. Man weiß nicht bestimmt, wer die Verfasser dieser Gesetzbücher waren, noch zu welcher Zeit man sie herausgab; vermuthlich aber bestanden sie aus nichts Anderem, als den Traditionen, die man unter den Seefahrern bewahrt hatte und welche geschriebene Gesetze wurden, sowie man die Nothwendigkeit derselben immer mehr und mehr einsah. Man darf glauben, daß die heiligen Kriege, vorzüglich als man den Weg zur See dem zu Lande vorgezogen hatte, viel zu den Fortschritten dieser Seegesetzgebung beitrugen, und wir besitzen auch noch mehrere von Richard Löwenherz und

andern Kreuzfahrer-Fürsten erlassene Vorschriften, um die Ordnung auf den Flotten zu erhalten. In den »Assisen von Jerusalem« befinden sich einige Verfügungen, welche den Zweck hatten, das Interesse des Seehandels zu sichern. Da diese Verfügungen hauptsächlich für das heilige Land waren gemacht worden; so verhängten sie sehr harte Strafen über die christlichen Schiffer, welche den Muselmännern Waffen und Kriegsvorräthe lieferten.

Es entstanden in den Jahrhunderten der Kreuzzüge mehrere andere Gesetze, welche den Zweck hatten, der Seeräuberei und den Verbrechen Einhalt zu thun, welche auf der Einöde des Meeres begangen wurden. Die Vollstreckung dieser Gesetze mußte ohne Zweifel auf große Hindernisse stoßen. Jede Stadt, jede Verbindung, jeder Privatmann konnte bei Durchschiffung des Mittelmeeres oder des Oceans sich mit Allen, die auf dem Wege getroffen wurden, in Kriegszustand setzen; welche Macht konnte nun das Völkerrecht bei Streitigkeiten schützen, welche keinen Schiedsrichter hatten, wo Kraft der Kraft, Gewalt der Gewalt entgegengesetzt wurde? Wie sollte man auf der andern Seite jener kühnen Piraten habhaft werden, welche oft kein Vaterland mehr besaßen und sich einem auf den Fluthen herumirrenden Leben gewidmet hatten, wo keine Macht sie erreichen konnte? Um verbrecherische Frevel zu hemmen, ließen die römischen Päpste oft ihre Stimme ertönen, und die Excommunicationen der Kirche vereinigten sich mit den Drohungen der menschlichen Gerechtigkeit. Diese furchtbare Zurüstung und die Verbindung der irdischen mit der himmlischen Gerechtigkeit, hemmten zwar nicht das ganze Übel, aber sie verbreiteten wenigstens einige Sicherheit unter den Kaufleuten, Schiffern und Pilgern. So lange der Enthusiasmus der Wallfahrten in den Gemüthern bestand, so lange der Handel große Vortheile dabei fand, seine entfernten Verbindungen zu vervielfältigen, hörte auch die Schifffahrt nicht auf, Fortschritte zu machen; endlich bedeckte sich das Meer mit Schiffen, die sich einander schützten, und die Wege des Oceans, wie die zu Lande, wurden weniger gefährlich, je besuchter sie waren.

Die Macht mehrerer Seestaaten war die eigentliche Schutz-

wache der Schifffahrt, denn weil diese Staaten ein großes Interesse dabei hatten, daß der Weg der Schiffer nicht beunruhigt würde, so besorgten sie, wenn man sich so ausdrücken kann, die Polizei der Meere, und wenn — das kann man wohl hinzufügen — Italien und mehrere andere Gegenden des Abendlandes nicht von den Sarazenen unterjocht wurden, so verdankten sie ihre Rettung mehr der Überlegenheit ihrer Flotten, als der ihrer Heere.

Wir haben in unserm zwanzigsten Kapitel von der Entdeckung von Amerika geredet, sowie von dem Wege nach Indien über das Cap der guten Hoffnung. Es ist wahrscheinlich, daß ohne die Kreuzzüge das Genie der Seefahrer erst weit später den ungeheuern Raum und die zahllosen Klippen würde zu durchschiffen vermocht haben, welche das baltische und das mittelländische Meer von dem indischen Ocean, die alte Welt von der neuen trennten. Man darf wenigstens sagen, daß die fernen Expeditionen und gefährlichen Unternehmungen, die man unter den Panieren des Kreuzes wagte, die letzten Wunder der Seefahrt vorbereiteten, indem sie der Industrie allenthalben neue Wege eröffneten, vorzüglich aber, indem sie die Fortschritte des Handels begünstigte, dieses natürlichen und nothwendigen Bandes zwischen den verschiedenen Völkern und Ländern der Erde.

Jedes Klima hat seine Erzeugnisse, und diese Verschiedenheit der Reichthümer legt den Menschen die Verbindlichkeit des Austauschens auf; diese Verbindlichkeit aber hat den Zusammenhang zwischen allen Völkern zur Folge, so daß endlich auch die entferntesten Gegenden nicht unbekannt bleiben können. Man könnte sagen, die Vorsicht habe die verschiedenen Producte in mehrere Klimate geworfen und gewissen Gegenden das verweigert, was sie andern gegeben hat, um die auf der Erde zerstreuten Menschen in die Nothwendigkeit zu versetzen, sich wechselseitig aufzusuchen, unter einander mit ihren Bedürfnissen zu handeln, sich ihre Einsichten mitzutheilen und gemeinschaftlich der Civilisation entgegen zu gehen.

Im Mittelalter vernachlässigten es die trägen, weichlichen Griechen, die asiatischen Waaren in das Abendland zu bringen; die Sarazenen aber landeten an den Küsten Europa's nur, um

die Plage des Krieges daselbst zu verbreiten. Der Handel des Abendlandes holte sich also das, was man ihm nicht brachte, und die häufigen Reisen in das Morgenland waren gänzlich zum Vortheil der Bewohner des Abendlandes.

Lange vor den Kreuzzügen kamen die Waaren Indiens und Asiens nach Europa *), und zwar manchmal auf dem Landwege, indem sie durch das griechische Reich, Ungarn und Bulgarien gingen; aber meistens über das mittelländische Meer, weil dasselbe bis an alle Häfen Italiens reicht. Diese beiden Wege wurden durch die heiligen Kriege leichter gemacht, und nun konnte nichts mehr den raschen Schwung des Handels hemmen, welcher auf seinem Wege durch die Fahne des Kreuzes beschützt wurde.

Die meisten Seestädte des Abendlandes bereicherten sich nicht allein, indem sie Europa die Erzeugnisse des Morgenlandes verschafften, sondern sie fanden auch einen beträchtlichen Vortheil beim Überschiffen der Pilger und der christlichen Heere. Es fuhren Flotten an den Küsten der Länder hin, wo die Kreuzfahrer kämpften, und verkauften diesen Lebensmittel und Kriegsvorräthe, deren sie stets bedurften. Der Handel brachte also einen Theil der Schätze nach Europa zurück, welche die Fürsten und Barone, die sich zu Grunde richteten, um die Ungläubigen zu bekämpfen, mit nach Asien genommen hatten.

Alle Reichthümer der Seestädte Syriens und selbst Griechenlands gehörten den abendländischen Kaufleuten; diese waren Herren eines großen Theils der christlichen Städte in Asien, und man weiß, was den Venetianern nach der Einnahme von Constantinopel zu Theil wurde. Sie besaßen alle Inseln des Archipel und die Hälfte von Byzanz. Das griechische Reich war gleichsam ein anderes Venedig mit seinen Gesetzen, Flotten und Heeren.

Bald verloren die Lateiner Constantinopel, Jerusalem, und die meisten ihren Waffen unterworfenen Länder; allein der Han-

*) Die Einwohner von Amalfi, einer italienischen Stadt, waren die ersten, welche Handelsbeziehungen mit den orientalischen Völkern unterhielten. Wilhelm von Tyrus, L. XVIII. C. 4 und 5, und Jacob von Vitry, L. I. C. 64, haben von dem Handel der Amalfienser geredet.

del war glücklicher und behielt seine Eroberungen auch nach den Kreuzzügen. Die an der Mündung des Flusses Tanaïs gebaute Stadt Tana wurde für die Republik Venedig eine Colonie, welche ihr nützliche Verbindungen mit Persien und der Tartarei eröffnete und auf den Märkten von Tauris, Trapezunt, Bagdad und Basra herrschte. Mehrere Genueser, welche sich zu Caffa, einer Stadt auf der Krimm, gerade zu der Zeit vereinigt hatten, wo die Türken Europa bedrohten, beschäftigten sich mit dem Bergbau am Caucasus und erhielten die Schätze Indiens über Astrachan. Der europäische Handel hatte Factoreien selbst bei denjenigen Völkern angelegt, welche einen grausamen Krieg gegen die Christen führten. Der Schrecken, welchen die Mamelucken einflößten, hatte die Kaufleute nicht gehindert, sich in Ägypten niederzulassen; Afrika wurde an allen Küsten des Mittelmeeres ihrem Handelsehrgeiz unterworfen, und die Plätze, welche der heilige Ludwig nicht hatte erobern können, wurden ihrem Gewerbfleiße zinsbar.

Während sich der Handel aller Theile der Welt auf solche Art in den Händen einiger Seestädte befand, blieben demselben einige große Königreiche Europa's noch fremd. England, welches keinen andern Reichthum hatte, als seine Wolle, empfing dankbar in seiner Hauptstadt die asiatischen Waaren, welche italienische und spanische Kaufleute dahin brachten. Die französischen Städte nahmen wenig Theil am morgenländischen Handel — die Kreuzzüge waren das Werk der Franzosen, und Andere pflückten damals die Früchte derselben. Marseille war im Mittelalter die einzige französische Stadt, welche mit entfernten Völkern einige Verbindungen unterhielt. Diese durch die Phokier wegen des gallischen Handels begründete Stadt hatte nie aufgehört, ihre Blicke nach den Plätzen ihres Ursprungs zu richten und Handelsverbindungen mit Syrien und Griechenland zu haben. Spanien, dessen Industrie sich frühzeitig entwickelt hatte, benutzte die Kreuzzüge besser, und die Spanier hatten gegen das Ende der heiligen Kriege Factoreien an allen asiatischen Küsten. Kein Land aber zog aus dem morgenländischen Handel größere Vortheile, als Italien. Dieses Land, welches auf dem Mittelmeere herrschte und so an alle Theile der bekannten Welt grenzte,

hatte die günstigste Lage, und eben diese Lage, welche in frühern Zeiten die Eroberungen der Römer erleichtert hatte, unterstützte auch jetzt die Völker Italiens in ihren neuen Unternehmungen und unterwarf die Welt ihren Speculationen, wie sie dieselben ihren Waffen unterworfen hatte.

Achtzehntes Kapitel.

Gewerbfleiß. Einige morgenländische Producte. Geographie.

Um zu erfahren, was der Gewerbfleiß aus den Verbindungen mit dem Morgenlande gewinnen konnte, würde es vielleicht hinreichen, zu wissen, in welchem Zustande sich diese Quelle des Gedeihens damals bei den Orientalen befand. Unter so vielen Reisenden gab es ohne Zweifel auch solche, die ein Interesse dabei hatten, die Gebräuche der entfernten Länder zu beobachten, die sie besuchten. Es ist bekannt, daß man bei den Expeditionen der Kreuzfahrer vorzugsweise diejenigen Leute gern annahm, welche ein Handwerk oder irgend ein mechanisches Gewerbe trieben. Die Wallfahrt dieser gewerbfleißigen Pilger war nicht immer ohne Nutzen für ihr Vaterland, und bei diesen entfernten Kriegen, wo die Ritter des Kreuzes nur Sieg und Ruhm suchten, hatte — ich wage es, so zu reden — auch die Industrie ihren Kreuzzug, dessen friedliche Trophäen in werthvollen, den Griechen und den Sarazenen entwendeten Entdeckungen und in der glücklichen Nachahmung dessen bestanden, was man an den Künsten des Morgenlandes bewundert hatte.

Die Sarazenen hatten schon vor den Kreuzzügen Manufakturen, wo Stoffe gemacht wurden. In Damas und den ägyptischen Städten verarbeitete man die Metalle mit größerer Vollkommenheit, als im Abendlande, und die alten Chroniken erzählen uns, daß die Christen von Palästina zuweilen nach Damas gingen, um daselbst Waffen zu kaufen. Joinville berichtet, daß er, bei seiner Wallfahrt nach unserer Frau von Tortosa, zu Tripoli Camelot kaufte, welchen man in dieser Stadt verfertigte. Er schickte einige Stücke davon der Königin Margaretha, welche wie er sagt, sie anfangs für Reliquien hielt, bei ihrem Empfange

niederkniete und indem sie wieder aufstand, sagte: »Wehe dem Seneschall, der Schuld ist, daß wir vor seinem Camelot gekniet haben.« Joinville war von Ludwig IX. beauftragt worden, eine gewisse Menge dieses Stoffes zu kaufen, und dies beweist, daß die Manufaktur, wo derselbe verfertigt wurde, in einigem Rufe stand.

Es gab zu jener Zeit in derselben Stadt Tripoli und in mehrern Städten Griechenlands eine bedeutende Anzahl Seidenweberstühle, deren Erzeugnisse die Aufmerksamkeit der Kaufleute und Pilger, welche das Morgenland besuchten, auf sich ziehen mußten. Gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts ließ Roger II., König von Sicilien, mehrere dieser Weberstühle nach Palermo bringen, und dies war die Frucht einer Expedition an die Küsten von Griechenland. Der Maulbeerbaum vermehrte sich unter dem schönen Himmel Italiens, sowie unter dem von Morea, und diese nützliche Eroberung machte es den Sicilianern leicht, den Gewerbfleiß der Griechen bald zu übertreffen. Die Hauptwerkstätte wurde in den Palast der Könige verlegt, um gleichsam den Reichthum und die Pracht dieser neuen Kunst zu zeigen.

Mehrere nützliche Erfindungen kamen zu jener Zeit aus dem Morgenlande zu uns. Einige Schriftsteller haben behauptet, die Windmühlen wären schon vor den Kreuzzügen in Europa bekannt gewesen *); allein man muß bedenken, daß diese Erfindung von den ersten Wallfahrten nach Asien herrühren konnte, welche man nicht von den heiligen Kriegen trennen kann.

Tyrus war damals durch sein Glaswerk berühmt; der Sand, welchen man in der Nachbarschaft fand, gab der Fabrikation des Glases eine Vollkommenheit, welche man in andern Ländern nicht kannte. Der Gebrauch des Glases war in Palästina viel gewöhnlicher, als im Abendlande, und die Venetianer haben in Tyrus den Gedanken zu ihrem schönen Glaswerk aufgefaßt, welches im Mittelalter so berühmt war.

---

*) Die böhmische Chronik von Wenzeslaus Hagek, in's Deutsche übersetzt von Johann Sandel, hat zu beweisen gesucht, daß die Windmühlen schon vor dem Jahre 718 in Böhmen wären bekannt gewesen.

Die Kreuzfahrer zeigten, wie man in dieser Geschichte gesehen hat, stets eine große Überraschung, wenn sie die Explosion des griechischen Feuers sahen; in Erstaunen muß es uns aber setzen, daß sie die Sarazenen um einen so großen Vortheil keinesweges zu beneiden schienen. Die fränkischen Krieger zogen auf dem Schlachtfelde das Schwert und die Lanze einem Kampfesmittel vor, welches der persönlichen Tapferkeit etwas zu benehmen schien. Wahrscheinlich ist es indessen, daß das griechische Feuer endlich zu dem Gedanken an das Schießpulver führen mußte, und so unheilbringend auch diese Erfindung für die Menschheit war, so gab sie doch der, durch die Türken und Tartaren bedrohten europäischen Gesellschaft eine furchtbare Waffe in die Hände.

Man weiß, wie groß die Freude der Kreuzfahrer war, als sie im Gebiet von Tripoli zum erstenmal Zuckerrohr erblickten. Die Pflanze wurde nach Sicilien gebracht, mit Bestimmtheit kann man aber nicht sagen, daß sie von da nach der neuen Welt gekommen wäre. Wenn die Spanier das Zuckerrohr in der Folge nach der Insel Madera verpflanzten, so muß man glauben, daß sie es im Königreiche Granada fanden, wohin es die Mauren aus Afrika gebracht hatten; eben so wahrscheinlich ist es aber, daß man sich mit dieser Pflanze nur darum beschäftigte, weil der Geschmack am Zucker sich verbreitet hatte, und diese Substanz, die man aus Ägypten bezog, ein wichtiger Zweig des Handels wurde. Auf diese Weise kann man den Kreuzzügen die Ehre davon zuschreiben.

Die Naturgeschichte, welche sich an die Fortschritte der Industrie und des Ackerbau's anschließt, bereicherte sich mit einigen nützlichen Begriffen. Die von einander entfernten Klimaten tauschten nicht allein ihre vegetabilischen Producte mit einander aus, sondern einige Umstände bei den Kreuzzügen verschafften Europa auch die Kenntniß mehrerer asiatischen und afrikanischen Thiere. Wir haben gesagt, daß die asiatischen Mameluken dem heiligen Ludwig einen Elephanten schickten, welchen der französische Monarch dem Könige von England schenkte *). Kurz nach

*) Man sehe das XVI. Buch.

der ersten Expedition Ludwigs IX. schickte Bibars Manfreden, dem Sohne Friedrichs II., mehrere gefangene Mongolen mit ihren Pferden, welche letztere tartarischen Stammes waren. Unter den morgenländischen Producten, welche die ägyptischen Gesandten beauftragt waren, dem Könige von Sicilien zu überbringen, bemerkte man eine Giraffe, ein Thier, welches man bis dahin im Abendlande noch nicht gesehen hatte.

Es ist merkwürdig, zu sehen, wie neben den großen Völkerwanderungen, die aus Osten nach Westen zogen, auch die Pflanzen und Blumen ihr Vaterland änderten und aus dem Morgenlande nach Europa kamen; bald wurden sie in der Wandertasche der Pilger getragen, bald rückten sie näher, indem sie von Garten zu Garten, von Provinz zu Provinz verpflanzt wurden. Wir haben schon von dem Mais oder türkischen Korn gesprochen, welches Bonifacius von Montferrat nach der Einnahme von Constantinopel nach Italien schickte; fast zu derselben Zeit wurde die Pflaume von Damas durch den Herzog von Anjou, der Jerusalem besucht hatte, nach Europa gebracht. Es gibt in Europa keine Hütte mehr, wo die »Schalotten« nicht bekannt wären, welche ihren Namen und ihren Ursprung von Askalon haben. In allen Gegenden des Abendlandes findet man diese exotischen Erzeugnisse, welche die Volkstraditionen mit den Kreuzzügen aus Asien kommen lassen, und die hierüber gesammelten Beobachtungen sind so zahlreich, daß einer unserer Gelehrten den Gedanken gehabt hat, eine »Flora der Kreuzzüge« herauszugeben.

Man hat nach demjenigen, was wir in diesem und dem vorhergehenden Kapitel gesagt haben, wohl urtheilen können, daß die Geographie zur Zeit der Expeditionen in das Morgenland Fortschritte muß gemacht haben. Vor den Kreuzzügen war diese Wissenschaft gänzlich vernachlässigt und unbekannt; in Paris kannte man kaum Burgund, und in Burgund betrachtete man Paris als ein sehr entferntes Land. Die Kreuzfahrer, welche dem Eremiten Peter folgten, kannten die Namen der deutschen und ungarischen Städte nicht, durch welche sie zogen; sie erlitten eine Niederlage zu Semlin, und die gleichzeitigen Chroniken, welche davon reden, begnügen sich, diese ungarische Stadt »Malleville oder die Stadt des Unglücks« zu nennen.

Wenn die Franken kaum ihr eigenes Land kannten, wie groß mußte dann ihre Unwissenheit rücksichtlich der Länder des Orients sein? Man kann davon aus der Nothwendigkeit urtheilen, worin sie sich befanden, Wegweiser von den Griechen zu nehmen, denen sie doch mißtrauten, und aus ihrer ungeheuern Verlegenheit, in welche sie jedesmal geriethen, wenn diese Wegweiser sie verließen. Mehrere christliche Heere kamen um, bloß weil sie die Örter nicht kannten, wohin der Sieg sie führte. Man wollte in Palästina, und überhaupt im Morgenlande, alle Örter wiederfinden, welche die Schrift genannt hatte, und ohne die Einwohner um Rath zu fragen, suchte man noch immer jenes Babylon, dessen Ruinen sogar untergegangen sind; man legte diesen Namen bald Bagdad, bald dem alten Kairo bei, welche beide von den Muselmännern sind erbaut worden.

Merkwürdig ist es, daß wir unter mehr als zweihundert Chroniken des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, die von Ägypten reden, bloß eine einzige finden, welche der Pyramiden erwähnt *). Jacob von Vitry, der lange in Syrien gewesen war und alle Kenntnisse gehabt zu haben scheint, welche man damals besaß, wiederholt in seiner Beschreibung des Morgenlandes die Fabeln Herodots, wie zum Beispiel die Geschichte von den Amazonen und die von Phönix. Man kann nicht umhin, über die naive Leichtgläubigkeit Joinville's zu lächeln, welcher in seinen Denkschriften ganz ernsthaft sagt, die Bäume des irdischen Paradieses trügen Zimmt, Ingwer und Nelken, und man fischte diese Gewürze in den Gewässern des Nils, wohin sie durch den Wind getrieben würden **).

---

*) Arnold von Lübeck führt den Brief eines Gesandten Friedrichs I. an, der sich einige Zeit in Kairo aufhielt und die Pyramiden sah. Jacob von Vitry, welcher diesen Brief abgeschrieben hat, ohne den Verfasser zu nennen, läßt die Stelle weg, wo die Pyramiden beschrieben, oder vielmehr bloß erwähnt sind.

**) „Wo dieser Fluß in Ägypten eintritt, da gibt es erfahrene und daran gewöhnte Leute, die man für die Fischer an den Flüssen dieses Landes halten könnte. Abends werfen sie ihr Netz in den Strom und in die Flüsse, und oft finden sie darin am Morgen die Gewürze, die man in den Ländern diesseits theuer und nach dem Gewicht verkauft, als Zimmt, Ingwer, Rhabarber, Nelken, Lignum aloës, und mehrere andere gute Dinge, und man sagt im Lande, diese Sachen kämen aus dem irdischen Paradies, gleich wie der Wind in den Wäldern dieses Landes das dürre Holz abweht; was nun in diesen Fluß fällt,

Die stets mit dem Kampfe beschäftigten Kreuzfahrer dachten gar nicht daran, das durch ihre Waffen eroberte Land zu studiren; aber in ihrem Gefolge eröffneten sich die Religion und der Handel — die eine geleitet von dem Verlangen, das Evangelium zu verbreiten; der andere durch die Hoffnung, Schätze zu häufen — einige neue Wege und sammelten während der Kreuzzüge nützliche Nachrichten über das Morgenland. Die vom römischen Hof und vom heiligen Ludwig abgeschickten Missionnäre durchstreiften die weiten Länder Asiens, und bei diesen fernen Zügen folgte ihnen der Handel oder ging ihnen voraus. Die Berichte Rubruquis, Asselins, Jean Plan Carpins, und Mars Pols enthalten Beobachtungen, deren Wahrheit und Pünktlichkeit noch heutiges Tages anerkannt wird.

Man muß hinzu fügen, daß die Kreuzfahrer, die aus allen Theilen Europens abgingen, sich unter der Fahne des Kreuzes kennen lernten. Die Völker waren einander nicht mehr fremd, und dieser Umstand verscheuchte die Unwissenheit, worin sie sich über die Namen der Städte und Provinzen des Morgenlandes befanden.

Die Landcharten jener Zeit geben weder die Gestalt der Erdkugel noch den Umfang der Länder, noch die Lage und die Grenzen der Reiche an; sie beschränken sich darauf, in unbestimmten Zeichnungen dasjenige zu entwerfen, was den Reisenden am meisten auffiel, wie zum Beispiele die Merkwürdigkeiten eines jeden Landes, Thiere, Gebäude und verschiedenartig gekleidete Menschen. Wir haben eine Weltcharte gesehen, welche der Chronik von Saint-Denis beigefügt ist und im vierzehnten Jahrhundert verfertigt zu sein scheint. Man findet auf derselben nicht, wie auf den neuern Charten, die vier Himmelsgegenden angegeben; aber es sind auf den vier Seiten die Hauptwinde, zwölf an der Zahl, verzeichnet. Jerusalem liegt nach der Meinung der damaligen Zeit im Mittelpunkte der drei bekannten Welttheile. Ein großes Gebäude, auf welchem sich ein Kreuz befindet, stellt die heilige Stadt vor. Der Verfertiger der

---

das bringt das Wasser mit sich, und die Kaufleute sammeln es, die es uns nach dem Gewicht verkaufen." (Joinville, Pars II. p. 36, Ausgabe von Ducange.)

Charte hat um diese Königin der Städte her durch andere Gebäude die Städte von Palästina, Syrien und Ägypten bezeichnet; die Entfernungen sind ohne Genauigkeit angegeben, und Alles scheint wie durch Zufall unter einander geworfen zu sein. Dieser verworrene Haufe von Gebäuden oder Häusern scheint weniger eine Darstellung der Welt zu sein, als das unförmliche Bild einer großen, ohne Plan und Regelmäßigkeit erbauten Stadt.

Man wird hieraus urtheilen, wie sehr die Geographie damals noch in ihrer Kindheit lag; aber man beschäftigte sich doch zum wenigsten mit derselben, was man bis dahin nicht gethan hatte. Es war also zu glauben, daß man dabei nicht würde stehen bleiben, und daß die geographischen Kenntnisse bald Fortschritte machen würden. Im vierzehnten Jahrhundert kannte man schon die Gegenden des Morgenlandes weit besser, wenn man nach der Charte urtheilt, welche Sanuti dem Papste vorlegte und welche man in der von Bongars besorgten Sammlung von den Geschichtschreibern der Kreuzzüge sehen kann.

Wir schließen dieses Kapitel nicht, ohne von dem Zustande zu reden, worin die Geographie im Mittelalter bei den Arabern war. Das zwischen dem zweiten und dem dritten Kreuzzuge verfertigte Werk Edrisi's beweist uns, daß die Muselmänner damals viel weiter waren, als die Franken und die Griechen. Dieses Werk ist selbst in unsern Tagen werthvoll durch die geographischen Details, die es über gewisse Gegenden des Innern von Asien enthält, welche noch nicht genau beschrieben worden sind. Abulfeda und Makrizi, welche später kamen, sind allen Schriftstellern des Abendlandes überlegen, die sich zu eben derselben Zeit mit der Geographie beschäftigten *). Wir besitzen keine hinländlichen Documente, um diese Überlegenheit zu erklären; sollte man aber nicht eine wahrscheinliche Ursache derselben in

*) Die Geographie Abulfeda's ist nur ein kurz gefaßter Inhalt der Kenntnisse, welche man zu seiner Zeit gesammelt hatte; allein dieser Inhalt ist methodisch und im Allgemeinen vollkommen für die geographischen Werke Makrizi's. Er beschränkt sich auf Ägypten, Nubien und einige benachbarte Länder; allein der Verfasser führt weitläufig alle verschiedenen Stellen der Schriftsteller und Reisenden seiner Zeit an, die sich auf seinen Gegenstand beziehen.

jenem ungeduldigen Charakter, in jenem unruhigen Ehrgeize finden können, welche damals die muselmännischen Völker antrieben, ihre Herrschaft überall zu verbreiten? Schon in den ersten Zeiten der Hedschra wurden die Araber durch ihren kriegerischen Proselytismus überredet, die ganze Welt gehöre ihnen *). Man braucht demzufolge nicht zu erstaunen, daß sie die fernen Länder, die Mahomet ihren Waffen verhieß, kennen zu lernen gesucht haben. Die Geschichte zeigt sie uns im siebenten und im achten Jahrhundert, wie sie in Asien und Afrika einfallen und die reichsten Gegenden Europens durchstreifen; sie kannten die Länder, die sie erobert hatten, und die, welche sie noch erobern wollten. Die Geographie machte also, in Folge der Siege des Islamismus, bei den Morgenländern Fortschritte, wie sie deren später durch die Kreuzfahrer und Missionnäre machte.

Neunzehntes Kapitel.

Schulen; Universitäten; Rechtswissenschaften; Physik und Medicin.

Man wird uns vorwerfen, unsern Gegenstand zu oft zu verlassen und unsere Aufmerksamkeit auf eine Menge von Dingen zu heften, welche keinen unmittelbaren Bezug auf die Kreuzzüge haben; allein wir ahmen den Pilgern nach, die, wenn sie ihre Heimath verlassen hatten, um das Grab Jesu Christi zu besuchen, dennoch auf ihrem Wege rechts und links um sich her blickten; wenn sie aber nach ihrem Vaterlande zurückkehrten, dann erregte das, was sie von den Ländern sagten, durch die sie gezogen waren, und von den Völkern, die sie gesehen hatten, große Theilnahme unter denen, welche die Erzählung ihrer Wallfahrt nach Jerusalem hörten. Vielleicht erhalten wir bei unsern Lesern die-

---

*) Wir führen bei dieser Gelegenheit die Worte an, welche die Muselmänner dem Propheten Mahomet in den Mund legen: „Die Königreiche der Welt haben sich mir gezeigt und meine Augen haben den Raum von Morgen bis Abend durchschritten. Alles, was ich gesehen habe, wird ein Theil der Herrschaft meines Volkes werden.“

selbe Nachsicht wegen der Abschweifungen, zu welchen sich unser Gemüth bisweilen hinreißen läßt.

Die Fortschritte der Künste und Wissenschaften im zwölften Jahrhundert dürfen ohne Zweifel nicht dem Einflusse der Kreuzzüge allein zugeschrieben werden; man muß indeß bemerken, daß die Leidenschaft zum Wissen, und das Bedürfniß der Aufklärung zu gleicher Zeit mit dem frommen Enthusiasmus, welcher die Völker nach Asien zog, entstanden und sich begründeten. Mußten nun wohl jene Exaltation, jene schwankende Ungeduld der Gemüther, welche Europa für Glaubensmeinungen bewaffnet und gewissermaßen den Krieg selbst vergeistigt hatten, mußten sie nicht den Verstand des Menschen erwecken und alle seine Fähigkeiten in Bewegung setzen? Wie soll man sich anders jene Menge von Schulen erklären, welche damals in allen Königreichen des Abendlandes entstanden, die Universitäten von Paris, Bologna, Prag, Oxford und Salamanca, wohin, wie Guillaume-le-Breton sagt, plötzlich mehr Studenten eilten, »als man sonst zu Athen, in Ägypten, und in irgend einem Lande der Welt gesehen hatte.«

Anfangs hatte man die berühmtesten Schulen für den Unterricht in der Theologie gestiftet; weil man aber verlangte, daß ein Theolog auch Grammatik, Logik und Rhetorik verstehen sollte, so ging daraus der Umstand hervor, daß alle Studien zugleich angefeuert wurden. Die den Universitäten gewährten Vortheile reichen hin, um zu beweisen, welchen hohen Werth damals die Könige und die Gesellschaft selbst in die Fortschritte der Aufklärung setzten. Die Universitäten — dies ist der getreue Ausdruck eines nach Wissenschaft und Freiheit begierigen Jahrhunderts — die Universitäten glichen gelehrten Städten, welche ihre Urkunden, ihre Privilegien hatten, und mit denselben Rechten bekleidet waren, wie die Gemeinden; zuweilen beugte sich sogar die königliche Gewalt vor ihren Ansprüchen, und ihre Unabhängigkeit ging bis zur Ungestraftheit der Unordnung. In einer wichtigen Angelegenheit wollte Heinrich II., König von England, die Pairskammer von Frankreich, die gallicanische Geistlichkeit oder die »Mitglieder der Pariser Schulen,« zu Schiedsrichtern aufrufen. Fast alle Monarchen, von Philipp August an, hatten

nicht aufgehört, die Universität — den schönsten Schmuck ihrer Hauptstadt und ihres Königreichs — zu begünstigen; allein der Schutz Ludwigs IX. zeigte sich thätiger und großmüthiger, als der seiner Vorfahren. Wir lassen die gleichzeitige Geschichte reden. »In einer blutigen Streitigkeit,« sagt Wilhelm von Nangis, »welche sich zwischen den Bürgern und den Geistlichen der Universität Paris erhob, verließen diese Letztern die Hauptstadt; als aber dies der heilige Ludwig sah, wurde er sehr betrübt, daß das Studium der Wissenschaften und der Philosophie sich auf diese Art aus seinem Königreich entfernte. Der König forderte also die Studenten gütig auf, zurückzukehren, und als sie wiederkamen, gab er ihnen vollkommene Genugthuung gegen die Bürger und überhäufte sie mit jeder Art von Gefälligkeit und Güte.« Der Chronist zollt der aufgeklärten Großmuth Ludwigs IX. seinen Beifall und scheut sich nicht, zu sagen, daß wenn der Schatz der Weisheit dem Königreiche Frankreich wäre entführt worden, die Lilie, das Sinnbild des Königthums, viel von ihrem Glanze würde verloren haben. »Denn die Könige,« fügt er hinzu, »pflegten eine Krone von dreiblätterigen Lilien zu tragen, um deutlich anzuzeigen, daß Glaube, Wissenschaft und Ritterthum in Frankreich mehr glänzten, als in allen andern Ländern der Welt.

Aber nicht allein das Studium der römischen Literatur machte zu jener Zeit bedeutende Fortschritte. Es ist wohl zum Erstaunen, daß man in einer Gesellschaft, welche der Civilisation entgegenschreitet, nicht immer mit den einfachsten Begriffen beginnt, sondern sich gleich Anfangs auf das Zusammengesetzteste, am schwierigsten zu Erfassende wirft. Indem unsere guten Eltern das Joch der Barbarei abzuschütteln suchten, fingen sie bei den Abstractionen der Metaphysik an, und die erhabenen Streitfragen der moralischen Wissenschaften beschäftigten ihre entstehende Vernunft. Man ließ sich einnehmen für jene Erörterungen, wo Lehrer und Schüler täglich, wenn auch nicht die Wahrheit finden, aber doch wenigstens mit ihrer Geschicklichkeit und ihrem Wissen prunken konnten. Da sah man den Aristoteles wieder erscheinen, jenen Sternen gleich, die man mehrere Jahrhunderte hindurch aus dem Auge verloren hat, die man aber plötzlich am Horizont wieder findet. Nach der Meinung einiger Gelehrten aus der

Sprache der Sarazenen übersetzt, mit Hitze angegriffen, mit Leidenschaft vertheidigt, von den Päpsten und Concilien wechselsweise autorisirt und proscribirt, endlich von Thomas von Aquino und den Schülern des Dominicus und des Franciscus von Assisi beschützt, herrschte der Philosoph von Stagira in der Schule und hielt zuweilen der heiligen Schrift und den Kirchenvätern das Gleichgewicht. Es gehört nicht in unsern Plan, der lebhaften Streitigkeiten zu erwähnen, welche sich damals über den freien Willen erhoben, noch die langwierigen Zänkereien der Realisten und Nominalisten, noch die mit den Waffen der Rede und dem Schwert der Argumentation geführten endlosen Kämpfe. Es scheint, als ob in einem Jahrhundert, wo Alles durch Gewaltsamkeit entschieden wurde, auch der Geist seine Art von Krieg hätte führen wollen, und sowie das Schwert in den weltlichen Angelegenheiten damals die ganze Gerechtigkeit war, so wurde für die Schulen der siegreiche Syllogismus die ganze Wahrheit, die ganze Vernunft *).

Diese Leidenschaft für Streitigkeiten hatte zwei unangenehme Dinge; sie munterte nämlich den Geist des Widerspruchs auf, und übertrieb die Eigenliebe der Doctoren; der Geist des Widerspruchs aber gebar neue Ketzereien, und die verletzte Eigenliebe der Lehrer und Schüler scheute sich nicht, gegen diese Ketzereien das Schwert der heiligen Kriege aufzurufen. Bei der ersten Expedition in Asien haben wir Pilger gesehen, die nur mit dem Wanderstab und der Reisetasche bewaffnet waren und dennoch die Königreiche Arabien und Khorassan bedrohten; dieses Vertrauen der Pilger war in den Geist der aufbrausenden Athleten der scholastischen Philosophie übergegangen, und nun wollten gelehrte Argumentatoren, voll Verachtung gegen die Heere des Kreuzes, die Ungläubigen bloß durch die Kraft ihrer Dialectik besiegen; nun verachteten selbst die Päpste die christliche Ritterschaft oder sie hofften nicht mehr, den frommen Enthusiasmus der Krieger auf's Neue zu erregen, sondern sie richteten an die

---

*) Man liest in einer gleichzeitigen, geistlichen Abhandlung folgende Worte: Grammatica, rhetorica, logica, sunt gladii quibus inter se pugnant clerici. (Spicil. von d'Achery, T. I.)

muselmännischen Fürsten schriftliche Botschaften voller Vernunftschlüsse und Feinheiten, mit deren Hülfe sie dieselben zu besiegen und dem Gesetz Christi zu unterwerfen glaubten. Wir haben in der Geschichte der Kreuzzüge mehrere Mal auf jenen Eigendünkel der Doctoren und jenen Hochmuth der Schule aufmerksam gemacht, welche gemeinschaftlich einer von den unterscheidenden Charakterzügen des zwölften und des dreizehnten Jahrhunderts waren *).

Nach dem, was wir eben gesagt haben, kann man urtheilen, daß die scholastische Philosophie nicht immer die religiösen Glaubensmeinungen befestigte und daß sie das Emporstreben der wahren Erleuchtung nur wenig begünstigte. Dennoch muß man sagen, daß sie, wenn sie auch den menschlichen Geist zuweilen irre leitete, doch den Gang desselben nicht gänzlich hemmte; sie übte die Fähigkeiten des Menschen und beförderte eben hierdurch deren Entwickelung. Beim Beginnen der Gesellschaften ist es weniger die Verirrung des Geistes, als seine Unthätigkeit, welche die Völker in der Finsterniß der Barbarei zurückhält.

Die Jurisprudenz war diejenige Wissenschaft, welche man nächst der Theologie am meisten trieb. Die Kenntniß des bürgerlichen und des canonischen Rechts bot denen, welche sie besaßen, große Vortheile und wurde der Weg zu Glück und Ehre. Innocenz III., Innocenz IV., Honorius III., Gregor IX. **),

---

*) Mathieu Pâris berichtet ein Factum, welches allein schon den Geist der Schule charakterisirt. Es ist die Rede von Simon von Tournai, einem berühmten Theologen des dreizehnten Jahrhunderts. Einst hatte dieser Theolog in einem glänzenden, tiefgelehrten Vortrage seine Zuhörer durch die Art und Weise in Erstaunen gesetzt, wie er von dem Geheimniß der Dreifaltigkeit geredet hatte, und man bat ihn dringend, diesen Vortrag schriftlich zu bearbeiten, damit so viele glückliche Auflösungen nicht verloren gingen. Da wurde, sagt Mathieu Pâris, Simon von Tournai dermaßen von sich eingenommen, daß er die Hände gen Himmel empor hob, laut lachte und sich also auszudrücken wagte: „O Jesulein, Jesulein! Wie sehr habe ich in der Sache, welche ich eben abhandelte, dein Gesetz erhoben! Wenn ich aber den Boshaften machen und deine Lehre bekämpfen wollte, so würde ich noch stärkere Ursachen und Beweise zu finden wissen, um dieselbe zu erschüttern und zu vernichten." Nachdem er dies gesagt hatte, fährt Mathieu Pâris fort, schwieg er, als wenn er keine Zunge hätte; Simon wurde nicht allein stumm, sondern auch einfältig und ein Gegenstand des Gelächters für seine Zuhörer. Der Chronikenschreiber fügt hinzu, daß dieses Wunder dazu diente, den Hochmuth und die Unverschämtheit der Scholastiker zu dämpfen.

**) Im Jahre 1151 gab Gratian, unter der Benennung Decret, eine

und mehrere andere Päpste, verdankten dem tiefen Studium der Gesetze die Mittel, ihre Macht zu erweitern und zu vergrößern. In mehrern Schulen Frankreichs und Italiens sah man Professoren glänzen, welche die Gesetze der Griechen und Römer lehrten. Man rief den Namen Justinians an, wie man den des Aristoteles angerufen hatte; allein die Einsichten, welche die berühmtesten Rechtsgelehrten verbreiteten, blieben lange bloß unter den Gelehrten zusammengedrängt und waren gleichsam die ersten Strahlen der Morgendämmerung, welche nur die höhern Gegenden beleuchten. Die Verschiedenheit der Gesetzbücher, und die Vielfältigkeit der Commentarien und Glossen wurden bei gewissen Gelegenheiten eine Schwierigkeit mehr. Die Anarchie hatte sich in die Gerichtsordnung eingeschlichen, weil es in den Gesetzen an Aufklärung mangelte; sie bestand auch ferner durch die Menge verschiedener Meinungen und einander widersprechender Auslegungen. Zwar fing die Gerechtigkeit an, ihre barbarischen Formen zu verlieren; aber die Rechtsverdrehung fand bei der Verwirrung der Gesetze und Gebräuche vielleicht nur um so häufigere Mittel, die Richter in Verlegenheit zu setzen und das rechtliche Verfahren zu verwickeln *). Nun wurde das Recht, ein Urtheil zu sprechen, der Lohn der Geduld oder des arbeitsamen Wissens, und die richterliche Gewalt fiel gänzlich in die Hände der Rechtsgelehrten oder vielmehr jener »Gesetzesritterschaft,« welche man in der Folge den juristischen Adel nannte.

Die andern Wissenschaften, als Chemie, Physik und Mathematik, hatten während der Kreuzzüge nur geringe Fortschritte gemacht; Algebra und Geometrie kannte man wenig anders, als in ihrer Anwendung auf Baukunst, Mechanik und Astronomie. Eben zu jener Zeit kam in Europa der Gebrauch der arabischen

---

Sammlung päpstlicher Beschlüsse heraus. Achtzig Jahre später beauftragte Gregor IX. Raimunden von Pennafort, einen spanischen Dominikaner, alle Bullen oder Decretalien zu sammeln, die seit der Publication des Gratianischen Codex waren geschrieben worden.

*) Der Legat Robert von Courçon untersagte bei dem 1212 zu Paris gehaltenen Concilium den Äbten, Prioren, Mönchen und Priestern die Functionen als Richter, Assessoren, Advocaten, Zeugen, u. s. w. Dieses Verbot wurde durch Honorius III., Innocenz IV. und Alexander IV. wiederholt. (Hist. litter. de la France, T. XVI. P. 79.)

Ziffern auf *), welche zwar die Wissenschaft der Zahlen nicht erweiterte, aber das Studium derselben sehr erleichterte. Die Astronomie hätte während der heiligen Kriege mit Erfolg können getrieben werden, denn das Morgenland war ja die Wiege dieser Wissenschaft, und die asiatischen Fürsten ermunterten dieselbe schon in den ersten Jahren der Hedschra auf vielfältige Weise. Wir haben gesehen, daß Friedrich II. und der Sultan von Kairo einander wechselseitig astronomische und geometrische Probleme vorlegten. Unter den christlichen Fürsten, welche die Astronomie aufmunterten oder selbst trieben, kann die Geschichte den König Alphons nicht vergessen, dessen Tafeln im Mittelalter so berühmt waren **). Während der castilianische Fürst die Planetenwelt in den alten Astronomen studirte, bedauerte er es gar sehr, daß ihn der Schöpfer nicht um Rath gefragt hatte. Man setzte damals ein so blindes Vertrauen auf das System des Ptolomäus, daß man lieber sagen mochte, Gott hätte sich geirrt, als in diesem System einen Fehler finden zu wollen. Die Gelehrsamkeit des Königs Alphons verschaffte demselben einen großen Ruf der Weisheit und machte, daß man ihn unter denjenigen Fürsten nannte, welche berufen waren, das deutsche Reich zu beherrschen; aber so weise er auch war, so konnte er doch den kaiserlichen Thron nicht besteigen, ja, er verlor endlich sogar sein eigenes Königreich, weßhalb der Geschichtschreiber Mariana sagt: »Er verlor die Erde, während er den Himmel betrachtete ***).«

Man machte damals viele, auf astronomische Beobachtungen

---

*) Man hält Leonhard Fibonaiß von Pisa für den ersten Europäer, welcher die arabischen Ziffern kannte; er brachte sie aus dem Morgenlande und bediente sich derselben schon 1202 in einer Abhandlung mit dem Titel: Liberabaic. (Hist. litter. de la France, T. XVI. P. 114.)

**) Unter denen, welche an der Verfertigung der astronomischen Tafeln Alphons X., Königs von Castilien und Leon, mit arbeiteten, erwähnt man vorzüglich des Juden Isaak Habensid Hassan; dieser hatte viele Irrthümer und Träumereien beigemischt. (Bailly, Hist. de l'Astrolog., P. 299 und 300.)

***) In einem provençalischen Buche des dreizehnten Jahrhunderts, welches den Titel führt: Enseignemens de l'enfant sage, liest man, daß während der Nacht die Sonne bald das Fegfeuer, bald das Meer erleuchtet; daß die Erde durch das Wasser, das Wasser durch die Steine gehalten wird, daß aber die Steine durch die vier Evangelisten und diese durch das geistige Feuer — das Bild der Engel und die Gestalt der Erzengel — gehalten werden. (Leboeuf, Etat des sciences, T. II. P. 193.)

gegründete Prophezeiungen. Mehrere Chroniken berichten uns unterm Jahre 1186, daß die morgenländischen und abendländischen Astrologen oder Astronomen, Christen, Juden und Araber, eine große Vereinigung aller Planeten, sowohl der größern, als der kleinern, und die Zerstörung aller Dinge durch die Heftigkeit der Winde und der Stürme verkündigt hätten. Die Geschichte fügt hinzu, daß die Völker in Trauer und Unruhe versenkt wären, denn man glaubte an das Ende der Welt. Die Stürme verursachten indeß keinesweges die Verwüstungen, die man vorausgesagt hatte, die Welt blieb, wie sie war, und doch — das ist das Merkwürdigste — verloren die Astrologen ihr Ansehen nicht; denn gerade zu der Zeit, für welche so große Katastrophen waren verkündigt worden, drang Saladin mit seinem Heere in Palästina ein, und der Verlust von Jerusalem wurde in der Christenheit als die Erfüllung der gemachten Prophezeiungen betrachtet.

Rigord, welcher uns die Prophezeiung berichtet, von der wir eben gesprochen haben, und welcher den Titel eines Physikers oder Mediciners führte, war nicht viel aufgeklärter, als das leichtgläubige gemeine Volk. Er sagt uns ganz ernsthaft, nach dem Verlust der heiligen Stadt sei der Mond in die Ebene von Argenteuil herabgekommen und dann wieder zum Himmel emporgestiegen. Dieses Phänomen wurde durch mehrere Geistliche von Saint-Denis bezeugt, welche es gesehen zu haben behaupteten, und dies beweist zum wenigsten, daß in der Abtei Saint-Denis Niemand war, der nur die geringste Vorstellung von Astronomie hatte.

Die Wissenschaft, welche darin besteht, die Zeit zu messen, machte im Mittelalter eben nicht mehr Fortschritte, als die der Sphären. Man kannte die Stunden bloß durch Wasseruhren, Sonnenzeiger, und die Ausdehnung des Schattens, welchen der menschliche Körper warf. Sonderbar, daß es Niemandem in den Sinn kam, einigermaßen die berühmte Uhr nachzuahmen, die Karl der Große zu Anfange des neunten Jahrhunderts aus dem Morgenlande erhielt; beinahe fünf Jahrhunderte später maß der heilige Ludwig die Zeit seines Lesens und seiner nächtlichen Gebete nach der Dauer einer angezündeten Kerze. Das Stu-

dium der Kalenderrechnung und die Wissenschaft der Zahlen dienten zu nicht viel mehr, als den Ostermonat zu finden; wenn man in den Klöstern die Werke des Boëthius und des Cassiodor las, so geschah es nur, um die großen Feste der Religion zu bestimmen.

Die Überzeugung, worin man lebte, daß das Schauspiel des Himmels nicht allein den Ruhm Gottes verkündete, sondern daß es auch den Menschen zukünftige Ereignisse enthüllte, trug viel dazu bei, den astronomischen Studien Achtung zu verschaffen. Die Hoffnung zur Verwandelung der Metalle zu gelangen, vermehrte und verdoppelte gleichfalls die Anstrengungen derer, die Chemie studirten. Hier muß man den Ehrgeiz des menschlichen Geistes bei der Morgenröthe der Civilisation bewundern. Er suchte in der Chemie oder Physik den philosophischen Stein, in der Mathematik die Quadratur des Cirkels, in der Medicin ein Universalmittel, einen Unsterblichkeitstrank, und im Laufe der Gestirne alle Geheimnisse der Zukunft. Sicher wäre die Welt auf eine ganz wunderbare Art verwandelt worden, wenn man auch nur den zehnten Theil von dem gefunden hätte, was man suchte, und wir müssen demzufolge nicht zu sehr darüber erstaunen, daß die Gelehrten, die sich mit diesen großen Entdeckungen beschäftigten, als Magier betrachtet wurden.

Zwei Umstände mußten dem Studium der Naturwissenschaften schaden, nämlich erstens, daß man bloß von Wundern und Wunderwerken etwas hielt und daß unter der, auf die Einbildungskraft der Völker wirkenden Menge derselben die Gesetze der Natur kaum bemerkt wurden, und zweitens, daß man Alles auf abstracte Begriffe zurückführen, Alles durch allgemeine Principien erklären wollte. Diese im Mittelalter stattfindende Richtung der Studien wird hauptsächlich durch den Vorzug bemerkbar, den man gewissen Werken des Aristoteles gab. Mit Eifer studirte man die Metaphysik und Dialektik des griechischen Philosophen, welche dem Scharfsinn ein weites Feld boten; allein man vernachlässigte diejenigen Abhandlungen desselben Schriftstellers, welche positive Wahrheiten enthielten. Die Stimmung der Gemüther, allenthalben bloß übernatürliche Dinge zu sehen, von der einen und von der andern Seite die Gewohnheit, Alles

allgemein zu machen und der Beobachtung von Thatsachen eine abstracte Theorie unterzuschieben, waren also die Ursache, daß man nicht, so viel, als man es gekonnt hätte, die Reisen in das Morgenland benutzte und daß man die Lehren der Erfahrung vernachlässigte.

Man hat bemerkt, daß die Medicin, für welche das Studium der Thatsachen so nothwendig ist, und deren Nutzen man niemals bestreiten kann, gegen das Ende der Kreuzzüge sehr wenig vorgerückt war. Ein altes Vorurtheil untersagte die Zergliederung des menschlichen Körpers, und dieses Vorurtheil, welches die Päpste durch ihre Bannflüche heiligten, schadete der Anatomie sehr viel. Die Kirche hatte den Geistlichen das ärztliche Gewerbe verboten *), und hierdurch wurde die Medicin den unkundigsten Menschen hingegeben. Hierzu kommt noch, daß man damals von den Reliquien der Heiligen Milderung in allen menschlichen Leiden verlangte; es gab keine Capelle, keine Kirche, deren Patron nicht die Kraft gehabt hätte, einige Krankheiten des Leibes oder der Seele zu heilen, und bei solchen Heilmitteln fühlte man nicht sehr das Bedürfniß, die Medicin um Rath zu fragen oder zu studiren.

Die Griechen und die Araber waren den Franken in der Heilkunst sehr überlegen. Wilhelm von Tyrus berichtet uns, daß die Könige von Jerusalem und die Befehlshaber der christlichen Colonien in Asien immer die jüdischen oder syrischen Ärzte denen des Abendlandes vorzogen. Man sieht bei der Belagerung von Ptolemaïs, wie Saladin seine Ärzte zum Könige Richard schickt; aber man sieht nicht, daß der König von England die seinigen zu Saladin schickt, welcher ebenfalls krank geworden war. Beim ersten Kreuzzuge des heiligen Ludwig verstanden die Ärzte, welche das Heer der Kreuzfahrer begleiteten, durchaus nichts von den Verwüstungen, welche der Scharbock und die gewöhnlichsten epidemischen Krankheiten im Lager der Christen anrichteten, und ihre Unwissenheit war nicht weniger unheilbrin-

*) Vier Concilien, welche im zwölften Jahrhundert zu verschiedenen Zeiten gehalten wurden, verboten den Geistlichen, das ärztliche Amt auszuüben. (Leboeuf, Etat des sciences, P. 203, 204.)

gend, als die Pest; als aber Ludwig IX. und seine Krieger von den Muselmännern waren gefangen worden, hörten ihre Krankheiten plötzlich auf, weil man sie entweder gar nicht pflegte oder weil sie von arabischen Ärzten behandelt wurden *). Wir können nicht umhin, hier eine Zusammenstellung zu machen, welche seltsam genug ist und uns zeigt, daß die Heiligen, wie wir weiter oben gesagt haben, zu jener Zeit mehr Heilungen vollbrachten, als die Medicin. Der heilige Ludwig wurde an den Küsten von Karthago durch einen französischen Arzt behandelt, welcher ihn nicht retten konnte, und als dieser Arzt bei seiner Zurückkunft nach Frankreich selbst krank wurde, fand er Leben und Gesundheit erst an dem Grabe des königlichen Märtyrers wieder. Man weiß, daß die Morgenländer schon vor den heiligen Kriegen den Destillirkolben erfunden hatten. Europa erhielt aus dem Orient viele Heilmittel, wie zum Beispiel, die Cassia, den Senes, den Theriak, und die abendländischen Ärzte bedienten sich ihrer, ohne daß sie dieselben nachzuahmen oder zu vervollkommnen suchten. Wir lesen in der Geschichte, daß Robert, Herzog von der Normandie, bei seiner Rückkehr aus Jerusalem, von der Schule zu Salerno eine Sammlung Gesundheitslehren erhielt, und diese Sammlung, welche sich von jener Zeit an in Europa verbreitete, war die ganze Wissenschaft der Ärzte während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts.

Zu jener Zeit hatte die fromme Nächstenliebe eine Menge Zufluchtsörter erbaut, welche der leidenden Menschheit offen standen; allein diese Nächstenliebe, die so viel Bewunderung verdiente, wenn bloß die Rede davon war, Kranke zu pflegen und in ihren Leiden zu trösten, wußte nur wenig von den Symptomen und Charakteren der unzähligen Krankheiten, welche das Leben des Menschen überfallen. Man kann sagen, daß wir während der Kreuzzüge, aus dem Morgenlande mehr schwere Krankheiten, als wahre Aufklärungen über die Arzneikunde erhielten. Man kennt die zahlreichen Aussatzhäuser, welche zur Zeit der heiligen

*) Wilhelm von Nangis lobt die muselmännischen Ärzte, welche auf Befehl des Sultans den heiligen Ludwig behandelten. „Sie verstanden," sagt er, „manche Krankheit besser zu heilen, als es unsere Physiker verstanden."

Kriege in Europa errichtet wurden; es ist aber nicht bekannt, welche Mittel man gegen den Aussatz anwendete. Absonderung scheint das einzige heilende oder schützende Mittel gewesen zu sein, welches man gegen diese Krankheit kannte, welches aber heut zu Tage viele gelehrte Ärzte für ein Vorurtheil halten. Der Geist der Andacht hatte die Aussätzigen reichlich begabt, ohne etwas für ihre Heilung zu thun. Endlich verschwand der Aussatz ohne Hülfe der Medicin, und die Güter, welche zu den Aussatzhäusern gehörten, wurden den Hospitälern übergeben; dies gereichte der Menschheit zum Nutzen und man muß es als eine Wohlthat der Kreuzzüge bezeichnen.

Zwanzigstes Kapitel.

Studium der Sprachen; Literatur.

Man bedauert es, daß die Kreuzfahrer nicht gleich anfangs die asiatischen Sprachen gekannt haben, denn es würden ihnen alsdann aus ihren Verbindungen mit den Orientalen größere Vortheile erwachsen sein. Als sie das erstemal unter der, den Besiegten abgenommenen Beute arabische Bücher fanden, urtheilten die Geistlichen; daß diese mit »teuflischen Schriftzügen« geschriebenen Bücher nur das Werk des bösen Feindes sein könnten; nichts war, vorzüglich bei den ersten Kreuzzügen, seltener, als einen Christen zu finden, der Arabisch oder Syrisch konnte und in der Stadt Jerusalem verstand Niemand die Sprache der Propheten. Man muß hinzufügen, daß die Unwissenheit der Syrer die der Franken übertraf, und daß die Türken, welche den Kriegern des Kreuzes gegenüber standen, das barbarischeste Volk in Asien waren.

Zur Zeit des zweiten Kreuzzuges kannte man die arabische Sprache in den wenigsten Königreichen des Abendlandes, und als Peter der Ehrwürdige den Vorsatz faßte, den Koran zu widerlegen, forderte er von spanischen Mönchen die Übersetzung desselben. Erst gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts beschäftigte man sich in der Christenheit mit den morgenländischen Sprachen; man weiß, daß Wilhelm von Tyrus die Geschichte

der muselmännischen Dynastien nach den Originalhistorikern schrieb. Die Chroniken des dritten Kreuzzuges reden von einem gewissen Renaud von Sidon, welcher sich oft in der morgenländischen Sprache mit Saladin unterhielt *). Im folgenden Jahrhundert lehrte man in einigen Schulen orientalische Sprachen. Ein Decret des Conciliums von Vienne befahl, daß man an den Schulen von Löwen, Salamanca und Paris die Sprachen der Araber und der Tartaren lehren sollte **). Dieses Studium wurde durch die Päpste aufgemuntert, als man darauf Verzicht leistete, Heere gegen die Ungläubigen zu werben, und auf den Gedanken gerathen war, nicht mehr Krieger, sondern Prediger und Missionnäre in das Morgenland zu schicken; nichts war geeigneter, die Fortschritte der Geographie und die Kenntniß der Gesetze und Sitten Asiens zu begünstigen.

Die griechische Sprache war in Frankreich unter der Regierung Karls des Großen und einiger seiner Nachfolger getrieben worden; wenn man der gleichzeitigen Geschichte glaubt, so wollte Karl der Kahle aus Compiègne eine Nebenbuhlerin Athens und Thebens machen, und der Name Carlopolis, welcher dieser Stadt gegeben wurde, zeigt uns, was der kaiserliche Hof damals für einen Geschmack hatte, oder vielmehr was derselbe für Ansprüche machte. Dergleichen Projecte konnten in barbarischen Zeiten nicht gelingen; bald verlor Compiègne seinen pomphaften Zunamen und die Nachfolger Hincmars studirten nicht mehr die Sprache der Hellenen. Der Widerwille zwischen den Griechen

*) Unter der geringen Anzahl von Männern, welche ihren Aufenthalt im Morgenlande zu benutzen wußten, um die asiatischen Sprachen zu lernen, erwähnt man Philippen, einen Schreiber Gui's von Valence, Bischofs von Tripoli; auf Befehl dieses Prälaten übersetzte er den Brief des Aristoteles an den Alexander: Secretum secretorum Aristotelis, aus dem Arabischen in das Lateinische. (Der gelehrte Baluze besaß unter seinen Manuscripten ein Exemplar dieser Übersetzung.) Noch führt man Adelard von Bath, einen Engländer an, welcher „die Elemente des Euklid," und eine „Abhandlung vom Astrolabium" übersetzte. Rudolph von Bugues übersetzte das Planisphärium des Ptolomäus aus dem Arabischen in's Lateinische.

**) Gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts schlug Raimund Lulle Philipp dem Schönen vor, Häuser zu dotiren, wo orientalische Sprachen gelehrt werden sollten. Das Concilium von Vienne ging auf diese Idee ein. Humbert von Romans war einer von denjenigen, welche die asiatischen Sprachen am meisten aufmunterten. Er übersetzte die Briefe in's Lateinische, welche der Tartaren-Khan 1249 an Ludwig IX. schickte.

und den Lateinern, welcher zu jener Zeit anfing, und von Jahrhundert zu Jahrhundert wuchs, gestattete den Pilgern von Jerusalem und den Kriegern des Kreuzes nicht, ihre Reise durch Constantinopel oder selbst ihren Aufenthalt in Griechenland zu benutzen. Die zu Byzanz wohnhaften Kaufleute beschäftigten sich nicht leicht mit etwas Anderem, als den Griechen die Schätze des Gewerbsfleißes und des Handels zu entführen. Anna Komnena verachtete sogar die barbarischen Namen der Franken und würdigte dieselben nicht, sie in ihrer Geschichte aufzuführen. Die Franken ihrerseits wollten die Sprache eines Volkes nicht lernen, welches sie gering schätzten.

Man weiß, mit welcher Gleichgültigkeit die Franken den Brand mehrerer Bibliotheken in der Hauptstadt der Griechen sahen; indeß zeigte sich doch im Gefolg der siegreichen Lateiner einiger Schimmer von Gelehrsamkeit. Die Chroniken von Saint-Denis erzählen es uns als ein merkwürdiges Ereigniß, daß im Jahre 1255 ein Arzt, Namens Guillaume, griechische Bücher aus Constantinopel brachte. Als man der Hoffnung entsagt hatte, den Glauben der Griechen durch die Waffen zu besiegen und zu unterwerfen, willigte man ein, ihre Sprache zu lernen, um sie zu bekehren. Die Missionnäre der römischen Kirche studirten die Sprache Homers und Plato's zur Bekehrung der Griechen, sowie sie die asiatischen Sprachen zur Bekehrung der Türken und der Tartaren lernten. Unter der Regierung Philipp Augusts entstand zu Paris ein Collegium junger Griechen, welche man in den Dogmen der römischen Kirche unterrichtete und dann nach dem Morgenlande schickte, um die lateinische Orthodoxie zu predigen.

Man studirte im Abendlande fast nur die lateinische Sprache. Diese Sprache war dort die der Concilien und der Päpste; sie war diejenige Sprache, welche die allgemeine Kirche in ihren Gebeten und Feierlichkeiten angenommen hatte. Ohne das Christenthum und die Sprache, welche dasselbe bewahrt hatte, wäre Alles verloren gegangen, die Geschichte, die Lehren, die Einsichten des Alterthums. »Die christliche Religion,« sagt der englische Geschichtschreiber Hallam, »warf gewissermaßen eine Brücke über das Chaos und brachte die beiden Zeiträume der

neuern und der ältern Civilisation einander näher.« Das Studium der lateinischen Sprache machte zur Zeit des ersten morgenländischen Krieges bedeutende Fortschritte; der Abt Guibert rühmt in einem Briefe an den Bischof von Soissons den Geist des Wetteifers, welcher seine Zeitgenossen beseelte, und erstaunt über den Eifer, womit man nicht allein in großen Städten, sondern auch in Flecken und Dörfern, Grammatik und Rhetorik studirte. Derselbe Schriftsteller sagt uns in der Vorrede zu seiner Geschichte, daß die Aufklärung, die sich zu seiner Zeit verbreitete, ihm die Verpflichtung auflegte, seinen Styl auszuschmücken und die Thaten der Kreuzeshelden mit Zierlichkeit zu erzählen. Die lateinische Sprache bewahrte indeß nicht die Reinheit, welche sie noch im zwölften Jahrhundert hatte, und die letzten Kreuzzüge hatten keine so sprachrichtigen, zierlichen Geschichtschreiber, als die drei ersten.

Indem wir von der Literatur des Mittelalters reden, wollen wir jene heilige Beredtsamkeit nicht vergessen, deren Begeisterung den Enthusiasmus der Kreuzzüge so oft belebte. Man erinnert sich der Predigten des Eremiten Peter und der wundervollen Wirkung, die seine Reden auf die Menge der Gläubigen hervorbrachten. Unter den Rednern, auf deren Stimme sich Europa gegen das Morgenland erhob, werden von der gleichzeitigen Geschichte mit Lob Jacob von Vitry und Olivier Scholasticus erwähnt, welche Beide durch ihre Gelehrsamkeit und ihr Rednertalent berühmt waren. Eben so hat die Geschichte jenen Fulko von Neuilly gefeiert, der so viele Bekehrungen bewirkte, und dessen rohe Beredtsamkeit den Kreuzzug predigte, welcher das lateinische Reich in Byzanz begründete. Alle diese Prediger hatten großen Einfluß auf die Menschen ihrer Zeit; aber Keiner glich dem Genius des heiligen Bernhard, welcher durch die bloße Gewalt seiner Worte sein Jahrhundert bemeisterte und welchen Europa, »man weiß nicht durch welche Orakel,« inspirirt glaubte. Die Legenden sind voll von den Wundern, welche seine Kreuzespredigten in Frankreich und Deutschland begleiteten, aber das größte von allen Wundern war ohne Widerspruch die Gewalt seiner Reden, und jene Macht der Überredung, vor welcher sich Alles zu beugen schien, als ob der heilige Redner die Worte

Gottes selbst wiederholt, als ob er von der Höhe des Himmels herab gesprochen hätte. Die meisten seiner Reden sind nicht bis auf uns gekommen; aber man kann dieselben wenigstens aus den Briefen beurtheilen, die er zu derselben Zeit an die Gläubigen schrieb, welche ihn nicht hatten hören können. Wer könnte vorzüglich ohne Bewegung jene Apologie lesen, die er an den Papst Eugen richtete, und worin er im Tone und mit der Begeisterung der Propheten die Sendung rechtfertigte, die er von Gott erhalten zu haben glaubte.

Wir haben die Ermahnungen der Päpste bei den Concilien von Clermont, vom Lateran, von Lyon und Mantua berichtet, und man hat gesehen, auf welche pathetische Art sich die Päpste über die Unfälle der, von den Muselmännern unterdrückten Christen äußerten; aber noch mehr Beredtsamkeit würde man vielleicht in den Briefen und Circularen finden, welche die Päpste an die Gläubigen erließen. Man muß in einer Bulle Gregors VIII. sehen, wie der Vater der Christen die Drangsale beklagt, welche das heilige Land betrübten, als nach der Schlacht von Tiberias, dem Verlust des wahren Kreuzes und der Vernichtung des christlichen Heeres, die Schaaren Saladins sich überall verbreiteten, gleich den Flammen einer großen Feuersbrunst, oder den Wogen eines ausgetretenen Meeres. Nein, den Gegenstand einer so großen Betrübniß konnte menschliche Sprache nicht ausdrücken, konnte menschliche Vernunft nicht begreifen. Gregor findet die Ursache so vieler Übel in den Sünden der Gläubigen des Morgenlandes, und da er in Europa um sich her nichts als Zwiespalt, Unordnung und Ärgerniß erblickt, so ruft er mit dem Propheten aus: »Die Wahrheit und die Weisheit Gottes sind also nicht mehr auf Erden!« Der Papst wendete sich hierauf an die christlichen Völker und zeigte ihnen den Kreuzzug als ein Mittel, den göttlichen Zorn zu besänftigen. Gott, sagte er, verlangte von ihnen das Opfer der zeitlichen Güter, um ihnen den Genuß der ewigen Güter zu sichern; die Zeit wäre gekommen, die eitle Größe des Menschen zu vergessen, denn der Mensch hätte sich nicht selbst gemacht, und die Fähigkeit eine Milbe zu schaffen, wäre über der Gewalt dieser Welt *).«

In einem Schreiben an den Erzbischof von Rouen drückt

sich Innocenz IV. eben so beredtsam aus, indem er von der Gefangenschaft des heiligen Ludwig und dem Schmerze der abendländischen Völker redet. »Ach Herr,« ruft der Papst aus, »warum sind so viele tapfere Krieger in den Schlachten gefallen? Da hat sich nun das Schwert der Gottlosen berauscht im Blute der Gerechten und hat sich gesättigt an ihrem Fleische! Der Stahl des barbarischen Sarazenen hat das Volk verschlungen, welches die Frömmigkeit unter deine Fahnen geführt hatte! Die Ebenen sind noch feucht von dem Blute, welches für dich geflossen ist; der Purpur des Blutes deiner Märtyrer schimmert noch auf der morgenländischen Erde; ihre Körper liegen unbegraben, den Vögeln des Himmels und den Thieren der Wüste preisgegeben..... Herr, alle Kinder der Kirche vergießen Thränen; das Geschrei des Schmerzes ertönt auf allen Wegen, die Trauer wohnt auf jeder Stirn, und Jeder schlägt die Augen zur Erde nieder — nur klagende Worte entschweben dem Mund der Christen.« Wir könnten noch andere Briefe von Innocenz III., Honorius IV., Urban IV. und vorzüglich von Pius II. anführen, welcher letztere sein Leben damit zubrachte, das Kreuz gegen die Unterdrücker Griechenlands zu predigen. Man sieht aus diesen Beispielen, daß die Beredtsamkeit, indem sie sich an die herrschenden Leidenschaften wandte, das Genie und die Heftigkeit derselben entlehnt hatte. Selbst die gewöhnlichen Chronikenschreiber zeigen sich beredtsam in den Klagen über die Knechtschaft Zions, und bieten zuweilen in den Reden, welche sie den Anführern der Kreuzfahrer in den Mund legen, Muster der Redekunst. Noch fehlte viel, daß die Beredtsamkeit in der Schule und vor den Gerichtsschranken so weit gewesen wäre als die, welche man auf solche Art an die Krieger Christi richtete und deren hoher Auftrag es war, in Gegenwart des kriegerischen Europa die Befreiung Jerusalems und die Eroberung des heiligen Grabes zu predigen.

Die Dichtkunst mußte nothwendig mit dem wundervollen Zeitalter der Kreuzzüge in noch engerer Beziehung stehen, und

*) Man sehe die Übersetzung dieser Bulle Gregors VIII. in den Erläuterungen zum II. Bande.

die Troubadours, welche im zwölften und dreizehnten Jahrhundert blühten, vernachlässigten auch keinesweges die Waffenthaten und Abenteuer der Kreuzfahrer. Wir haben die Romanze Raouls von Coucy angeführt, sowie die Verse, worin Thibault, Graf von Champagne seinen Aufbruch nach dem Morgenlande verkündet. Diesen berühmten Namen lassen sich noch mehrere beifügen, zum Beispiel, Wilhelm, Graf von Poitiers; Peter Mauclerc, Graf von Bretagne; der Kaiser Friedrich II.; der Herzog von Anjou, Bruder des heiligen Ludwig, u. s. w. Dergleichen Vorbilder waren geeignet, den Wetteifer der Poeten zu erregen, und da die meisten ihre Verse in französischer Sprache abfaßten, so mußte eben diese Sprache, die man zu Jerusalem, Constantinopel, in Griechenland und in allen christlichen Städten des Morgenlandes redete, den Vorzug vor allen gleichzeitigen Mundarten erhalten *).

Es ist nicht leicht zu erforschen, welchen Einfluß die Kreuzzüge auf die Dichtkunst der Troubadours hatten, die man die »heitere Wissenschaft« nannte; man weiß aber, daß die, hauptsächlich der Galanterie und den Genüssen des Friedens geheiligte provençalische Literatur gegen das Ende der morgenländischen Unternehmungen ihrem Verfalle nahte. Diejenigen Troubadours, welche die Sprache des nördlichen Frankreichs redeten, ließen ernsthaftere Gesänge hören, die mit den großen Umwälzungen des Mittelalters in besserem Einklange standen; gern stellte man heroïsche Scenen vor, und in den Dichtungen der Sänger waren die Namen Gottfried, Richard, Tancred und Saladin mit den Namen Roland, Karl der Große, und denen der Ritter von der Tafelrunde unter einander gemischt.

Man sah nie eine Generation, die geneigter gewesen wäre, an Wunder zu glauben. Damals kamen bei uns die poetischen Traditionen der nordischen Völker in Aufnahme, sowie

*) Ein florentinischer Schriftsteller des dreizehnten Jahrhunderts, Namens „Brunetto Latini," zog die französische Sprache vor, „weil er den Ausdruck derselben zarter fand." Ein gewisser Martino da Canale schrieb, oder übersetzte französisch eine venetianische Geschichte; er drückte seine besondere Vorliebe für die französische Sprache aus, indem er sagte: „Dieselbe geht durch die ganze Welt und ist lieblicher zu lesen und zu hören als jede andere. (Histoire littéraire de la France, T. XVI, P. 159.)

die sinnreichen Fabeln des Morgenlandes, und die aus Armorica, deren Vermischung eine neue Mythologie bildete. Die Ereignisse der Kreuzzüge und die Waffenthaten der Ritterschaft trugen viel dazu bei, den Geschmack an wunderbaren Erzählungen in den Gemüthern zu erhalten. Während man in den Schulen das griechische und lateinische Alterthum nachahmte, bildete sich in den Schlössern eine andere, eine gleichzeitige Literatur, welche nicht leicht etwas anderes anwendete, als neuere Mährchen und sich an die lebhafte leichtgläubige Imagination der entstehenden Gesellschaften wandte. Erzählungen, welche die Minstrels entweder sangen oder bloß vortrugen, Gedichte, die entweder durch Jammer oder durch Freude eingeflößt wurden, Gesänge, in welchen die Leidenschaft der Liebe oder der des Ruhmes athmete, bezauberten den Hof der Herren und Barone. Man feierte die Thaten und den Tod des Königs Arthur, die Zauberkünste Merlins, die Wunder des von bretonnischen Feen bewohnten Waldes von Brechiliant. Die Ritter selbst erzählten ihre Kämpfe, ihre Gefahren und Alles, was sie bei ihrem herumstreifenden Leben erfahren hatten *). Bei diesen edeln Versammlungen hörte man vorzüglich gern diejenigen, welche vom Kreuzzuge zurückkehrten, denn die Pilger von Jerusalem hatten immer Vieles zu erzählen, und also begann die Geschichte des heiligen Krieges in den Wohnungen der Edelleute. »Beim Auge Gottes,« rief der Graf von Soissons auf dem Schlachtfelde von Mansurah, »wir werden von diesem Tage noch im Frauengemach, vor den Damen reden!« Villehardouin erzählte in französischer Sprache oder vielmehr, »er dictirte in dem Waldgesange seines Landes« die wunderbare Eroberung von Byzanz durch die Lateiner, und hatte dabei ohne Zweifel den Gedanken, daß diese Geschichte in den Schlössern Provins und Troyes würde vorgelesen und gehört werden. Der Herr von Joinville hatte am Hofe der Könige von Frankreich oft von den Tugenden, Waffenthaten und Unglücksfällen Ludwigs IX. geredet, und Alles führt uns zu dem

---

*) An den Höfen und in den Schlössern waren die Ritter verpflichtet, irgend eine Geschichte vorzutragen. Geschworene Schreiber zeichneten die Thaten eines jeden Ritters auf, sowie sie derselbe erzählte. Dieser Gebrauch hat sich bis unter Karl VII. erhalten. (Sainte-Palaye, second Mémoire sur la chev.)

Glauben, daß die Königin Margaretha den guten Seneschall veranlaßte, das was sie gehört hatte, niederzuschreiben, und zwar nicht allein, um das Andenken des heiligen Ludwig zu ehren, sondern auch, damit die Erzählungen, welche sie so oft erfreut hatten, für die folgenden Zeiten nicht möchten verloren gehen.

Es ist unangenehm, daß die Romanciers und Dichter jener entfernten Zeiten nicht öfter, als es geschehen ist, die heroische Einfalt Villehardouins und Joinville's nachgeahmt haben. Was gab es wohl Günstigeres für die Dichtkunst und vorzüglich für die epische Muse, als die Zeit der Kreuzzüge? Einige lateinische Schriftsteller des zwölften Jahrhunderts haben es unternommen, die Züge der Kreuzfahrer in das Morgenland zu feiern; allein sie verschmähen die Wunder ihres Gegenstandes, die Sitten ihrer Zeit, folgen sklavisch den Spuren der Alten und können bloß dasjenige wiederholen, was sie im Homer oder im Virgil gesehen haben. Die Romandichter, welche von den Kreuzzügen reden, haben es nie versucht, die Wunder der heiligen Kriege zu schildern, und zeigen uns überall die Kreuzesritter handgemein mit den wüthenden Drachen, Greifen und andern Ungeheuern ihrer eigenen Erfindung. In den einfachen naiven Darstellungen der Geschichte mußten die Wunder jenes Zeitraums gesucht werden, und in dieser Beziehung kann man sagen, daß die Chronikenschreiber oft die eigentlichen Dichter des Mittelalters sind. Der Verfasser des »befreiten Jerusalems« hat sie glücklich benutzt, und wenn er sie besser gekannt hätte, so würden wir jetzt vielleicht noch mehr Reiz und Wahrheit in seinem Gedicht finden. Die Kindheit oder die Jugend der Völker hat immer anziehende Erinnerungen, vorzüglich in den Gesellschaften, welche altern, und einer vorgerückten Civilisation kann sogar das Schauspiel der Barbarei zuweilen poetisch erscheinen. Nichts ist natürlicher, als jener Rückblick auf die Vergangenheit, und wenn im menschlichen Leben die kalte Erfahrung unsere Sinne zu Eis gemacht und die Blüten unseres Herzens entblättert hat, dann kehren wir gern in Gedanken zu der Zeit der Täuschungen und edeln Leidenschaften zurück.

Wir bedauern es aufrichtig, daß unsere Literatur des Mittelalters nichts hervorgebracht hat, was derselben in der Erinne-

rung Leben verschaffen könnte, und daß die Geschichte des menschlichen Geistes nicht hat von dem Zeitalter der Kreuzzüge reden können, wie sie von dem Zeitalter des Perikles und des Augustus geredet hat. Ohne Zweifel boten uns die Alten, deren Nachahmung später so viele literarische Wunder geboren hat, vollkommene Muster in jeder Art; indem sich aber die neuern Völker von den Griechen und Lateinern hinreißen ließen, verachteten sie vielleicht ihr eigenes Alterthum zu sehr wegen des Alterthums von Rom und Athen. Dem Studium der Meisterwerke, die nicht unsern eigenen Ruhm ausmachten, mischte sich nicht der Gedanke an unsere Vorfahren bei, und die Aufklärung, die sie uns gegeben haben, hat unsern Patriotismus nicht vermehrt. Welches Interesse, welchen Werth würden nicht für uns die Erinnerungen des Väterlandes haben, wenn sie von einer nach den Sitten des Volkes entworfenen Literatur wären vorgezeichnet worden, die gewissermaßen mit dem Volke selbst begonnen hätte?

Weil nun die Literatur und die Civilisation von Europa durch Nachahmung oder Studium der Alten beginnen mußten, so muß man zugeben, daß uns das Mittelalter weit mehr durch Aufbewahrung, als durch eigenes Hervorbringen gedient hat. Welcher Freund der Literatur zitterte nicht für die Meisterwerke des Alterthums, wenn er die Annalen der finstern Jahrhunderte las? Wer hat nicht ein Gefühl der Dankbarkeit für jene arbeitsamen Männer empfunden, welche sich unaufhörlich damit beschäftigten, uns das zu überliefern, was frühere Zeitalter ihnen anvertraut hatten, und welche dies gerade damals thaten, als Europa durch alle Arten von Landplagen beunruhigt wurde, als alle Völker in Gährung waren und die letzten Tage der Welt zu erleben glaubten! Die profanen Musen zogen sich mit der Andacht zugleich in die Einsamkeit zurück und fanden in den Klöstern eine sichere Zuflucht. Manuscripte copiren, verbessern und sorgfältig bewahren — dies war für die Mönche eine rühmliche Beschäftigung. »Die Arbeit der Copisten,« sagt der Prior eines Klosters zu Chartres, »ist ein unsterbliches Werk, denn diese Arbeit vergeht nicht und die Zeit kann sie nicht zerstören.« Ein gelehrter Einsiedler des zwölften Jahrhunderts verglich ein Klo-

ster ohne Bibliothek einem Kriegsplatze ohne Arsenal. In mehreren Klöstern waren Tage dazu bestimmt, für diejenigen zu beten, welche Bücher gegeben oder geschrieben hatten. So fehlte es den literärischen Schätzen der alten Zeiten also niemals an Wächtern, und diese Wächter haben dieselben bis zu derjenigen Zeit bewahrt, wo die Buchdruckerei sie auf immer gegen die Verheerungen des Krieges, der Barbarei und der Zeit schützen sollte. Die Erhaltung der durch die Alten hervorgebrachten Meisterwerke war eines der größten Wunder in den barbarischen Zeitalter, und die lateinische Kirche, die einen so werthvollen Schatz aufbewahrte, könnte mit jener Arche in der Sündfluth verglichen werden, welche alle lebenden Wunder der Schöpfung von dem allgemeinen Untergange rettete.

Gegen das Ende der Kreuzzüge, und als die Türken Herren von Constantinopel waren, ließen sich die aus ihrem Vaterlande verbannten Gelehrten in Italien nieder, und die Meisterwerke Griechenlands, mit welchen sie die Schüler der lateinischen Musen bekannt machten, belohnten die Sorgen einer edelmüthigen Gastfreundschaft. Unter den aufgeklärten Männern, denen die griechischen Musen einen ehrenvollen Schutz verdankten, darf man den Papst Nicolaus V. nicht vergessen, welcher als Oberhaupt der abendländischen Christen die griechische Kirche excommunicirte, aber als Gelehrter dem Genius Homers und Plato's einen Cultus gewidmet zu haben schien. Die Iliade und die Odissee fanden Leser an eben den Stellen, wo Virgil zur Äneïde war begeistert worden, und man las die Reden des Demosthenes auf den Trümmern des Forums, wo die Gelehrten noch immer die Stimme eines Cicero zu hören glaubten; der durch die Meisterwerke des alten Rom und des alten Athen erwärmte Genius der Italiener erzeugte neue Meisterwerke, und Italien bot ein Phänomen dar, wie es die Welt vielleicht nicht wieder sehen wird, nämlich ein Volk, welches zwei Mal in zwei verschiedenen Sprachen den Lorbeer der Literatur errang.

Die Spanier, welche so lange mit den Arabern waren handgemein gewesen, rückten auf dem Wege der Civilisation bald vor, und obgleich ihre Literatur weniger glänzte, so kam sie doch der italienischen Literatur sehr nahe. England und

Frankreich, welche lange Krieg gegen einander führten, zeichneten sich erst späterhin durch die vervollkommte Cultur der Wissenschaften und der Literatur aus; die Unruhen und Revolutionen, welche diese beiden Völker heimsuchten, verzögerten bei ihnen das Vorschreiten der entstehenden Civilisation. Frankreich, welches die Wiege der Aufklärung gewesen war, sah sich in der Folge gezwungen, die Spuren anderer Nationen zu betreten. Die französische Sprache, welche anfangs allgemein war, wurde plötzlich auf die Grenzen des Königreichs beschränkt, und erst drei Jahrhunderte nach den Kreuzzügen fand diese, durch unsterbliche Meisterwerke bereicherte Sprache endlich die Allgemeinheit wieder, die sie verloren hatte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Chroniken.

Die Erzeugnisse des Geistes, welche allen andern vorausgehen mußten, waren ohne Zweifel diejenigen, welche den Zweck hatten, das Andenken der Begebenheiten zu erhalten. Zu allen Zeiten des Mittelalters erschienen Chroniken, in welchen die wichtigsten Thatsachen der Geschichte aufgezeichnet waren. In mehrern Klöstern hatte man Register und Tagebücher, wo alles Merkwürdige, was geschah, genau eingeschrieben wurde. Die Mönche theilten, hauptsächlich in England, bei ihren allgemeinen Versammlungen dasjenige einander mit, was sie geschrieben hatten, und ihre Chroniken wurden, die einen durch die andern, berichtigt und vollständig gemacht. Oft geschah es, daß die Chronik eines Klosters mehrere Fortsetzer hatte; denn die Mönche, welche die Geschichte ihrer Zeit schrieben, folgten von Generation zu Generation auf einander, oder sie lösten sich vielmehr ab, gleich aufmerksamen Schildwachen. Obgleich die Annalisten des Mittelalters in der unwissenden Einfalt der Klöster erzogen waren, so scheinen sie doch die Wichtigkeit des Geschäftes gefühlt zu haben, welchem sie sich unterzogen hatten, denn sie wiederholen es uns in ihren Vorreden, die Geschichte sei die Botin des

Alterthums, die Zeugin der vergangenen Zeiten, das Andenken des Menschengeschlechts, die Lehre der Völker, die Schule der Könige. Gervais, ein Mönch aus Canterbury, macht, indem er diese allgemeinen Ideen ausdrückt, einen sinnreichen Unterschied zwischen dem Geschichtschreiber und dem Chronikenschreiber. »Der erste,« sagt er, »hat einen ernsthaften, langsamen Gang; der andere hingegen geht geschwinder und seine Verfahrungsart ist einfacher. Der eine sucht große Worte, »sechsfüßige« Worte, und wendet sich an die Fürsten der Erde; der andere redet die Sprache des gewöhnlichen Menschen und bleibt, nur mit dem Schmucke des gemeinen Mannes bekleidet, gern in der Hütte des Armen. Die Geschichte verkündigt mit Wahrheit die Thaten, die Sitten, das Leben der handelnden Personen und sagt nur das, was der Würde der Vernunft gemäß ist; was aber die Chronik betrifft, so beschränkt sie sich darauf, die Jahre zu berechnen, die seit der Menschwerdung Christi verflossen sind, erzählt mit Kürze die Ereignisse der Zeit, welche sie durcheilt, und scheut sich nicht, auch Wunder zu erzählen.«

»Der Glanz und das feierliche Wesen der Geschichte schrecken den bescheidenen Mönch von Canterbury zurück; kaum vermag er es, den Anblick der Franzen und Vergoldungen zu ertragen, die mehrere Chronikenschreiber seiner Zeit auf so gezwungene Weise zur Schau legen. Er verspricht sich selbst, ihnen nicht nachzuahmen; denn er schreibt, wie er sagt, keinesweges für eine öffentliche Bibliothek, sondern nur für seinen »theuern Bruder Thomas,« welchem er sein Buch dedicirt hat, und für »seine arme kleine Familie,« das heißt, für sein Kloster.

Mehrere unserer Annalisten sagen ebenfalls, daß sie nur für ihre Klosterbrüder geschrieben haben, und »um ihren Obern zu gehorchen.« Die meisten derselben waren überzeugt, daß ihre Bücher, gleich ihnen selbst, in der Einsamkeit leben und sterben würden, und deshalb findet man in ihren Erzählungen oft so naive und zuweilen unbescheidene Schilderungen. Wie groß würde nicht ihr Erstaunen gewesen sein, wenn man ihnen gesagt hätte, sie würden einst vor dem Tribunal »der Welt und des Jahrhunderts« gerichtet werden, und eine Erfindung der Industrie würde die Copien ihrer handschriftlichen Berichte allenthal-

den verbreiten! Da sie gar nicht daran dachten, jemals vom Publikum gelesen zu werden, so fühlt man wohl, daß auch ihr Gang natürlicher und freier sein mußte, und wirklich müssen wir oft über ihre ungezwungene Gutmüthigkeit lächeln. »Da ich,« sagt Oderich Vital am Schlusse eines Kapitels seiner Geschichte, »im Winter viel leide, so werde ich meine Arbeit unterbrechen, um sie nächstes Frühjahr wieder zu beginnen.« Späterhin mischt der Geschichtschreiber der Normandie, Raymund von Agiles, ich weiß nicht, welches profane Gefühl zur mönchischen Demuth; er dankt der Vorsehung für Alles, was ihm geschehen ist, und was er in diesem vergänglichen Leben gethan hat, und gibt auf diese Weise seine eigene Biographie in einem an Gott gerichteten Gebete.

Die Frömmigkeit machte es den Klosterschriftstellern zur Pflicht, die Lüge zu fliehen, und dies ist uns eine Gewährschaft, wenn auch nicht ihrer Pünktlichkeit, aber Treue. Einige, wie zum Beispiel Wilhelm von Tyrus, verdammen sich selbst zur Höllenstrafe, wenn sie jemals im Geist des Vorurtheils oder des Hasses schreiben sollten. Andere bitten in der Vorrede um die christliche Nachsicht der Leser; sie wenden sich an die göttliche Gnade und äußern die Hoffnung, daß Gott, wenn sie einst vor seinem furchtbaren Richterstuhl erscheinen, ihnen die Irrthümer verzeihen wird, die sie vielleicht begangen haben. Wenn nach solchen Betheuerungen unsere frommen Geschichtschreiber die Wahrheit nicht gesagt haben, so muß man glauben, daß sie dieselbe nicht wußten *).

Die meisten Chronikenschreiber würden ihrer Pflicht zu fehlen geglaubt haben, wenn sie nicht bis zur Erschaffung der Welt, zur Sündfluth oder wenigstens bis zum Reiche der Cäsaren zurückgegangen wären. Um in ihren Erzählungen die Zeit der Begebenheiten zu bezeichnen, pflegen sie die Feste des Kalenders

*) Die von der Welt abgesonderten mönchischen Geschichtschreiber waren ganz unbefangen bei der Geschichte menschlicher Größe, und diese Absonderung ist auch uns eine Gewährschaft ihrer Unpartheilichkeit. „Ich will," sagt Oderich Vital, „von dem Könige Wilhelm und den unangenehmen Veränderungen reden, welche in England und in der Normandie vorgingen; ich werde aber ohne Schmeichelei schreiben, denn ich habe weder von den Siegern, noch von den Besiegten etwas zu erwarten. (Hist. de Normandie, L. III.)

zu nennen und geben so einem einfachen Datum das Interesse einer religiösen Erinnerung *). Bald ist am Tage der beiden Heiligen, Petrus und Paulus, eine Schlacht geliefert, bald am Jahrstage des Todes unseres Herrn eine Stadt eingenommen worden. Da im Mittelalter die Religion sich in Alles mischte, so war sie auch dem Gedanken der Chronikenschreiber stets gegenwärtig. Bei ihnen folgte nach dem Interesse ihrer Kirche sogleich das ihrer Klöster. Die Gründung eines Klosters, die Vereinigung einer Meierei, eines Weinberges, einer Mühle mit den Besitzungen desselben, haben oft größere Wichtigkeit in ihren Augen und nehmen mehr Platz in ihrer Erzählung ein, als die Entstehung eines Königreichs oder die Eroberung einer Provinz. Selten loben unsere guten Chronikenschreiber an den Helden und Fürsten die Eigenschaften oder die Tugenden des Jahrhunderts, sondern bloß ihre musterhafte Frömmigkeit und ihre Freigebigkeit gegen die Kirchen. Sie schonen keinesweges in ihren Schilderungen die Sitten ihrer Zeitgenossen; so bezeichnen sie zuweilen als Symptome der allgemeinen Verderbniß »die seidenen, bis zur Erde reichenden Leibröcke mit langen Ärmeln; die auf der Stirn abgeschnittenen, wie bei den Buhldirnen hinten herabflatternden Haare, und die spitzigen, in einen Skorpionschwanz auslaufenden Schuhe.« Sie unterlassen es zwar nicht, von den Ereignissen des Krieges zu reden; allein sie kümmern sich wenig darum, zu erfahren, ob ein Krieg ungerecht ist, sondern sie stellen sich gern auf die Seite des Siegers; Revolutionen gehen unter ihren Augen vor, ohne daß sie jemals fragen, wo dieselben herkommen, wohin sie sich wenden, welches ihre Ursachen waren, welches ihre Ergebnisse und Folgen sein sollen. Niemals ist ihnen eine politische Erwägung in den Sinn gekommen, und nur zuweilen fügen sie der Darstellung eines unglücklichen Ereignisses eine fromme moralische Betrachtung bei; wenn sie den

---

*) Folgendermaßen datirt Foulcher von Chartres die Einnahme von Jerusalem: „Zum funfzehnten Mal erleuchtete die Sonne mit ihrem Licht und verbrannte mit ihrem Feuer den glühenden Juli," und wenn man Eins von der Zahl elfhundert abzog, hatte man die Berechnung der, seit der Menschwerdung des Heilands verflossenen Jahre, als wir, die gallischen Völker, die Stadt Jerusalem einnahmen. (Foulcher de Chartres, C. XVIII.)

Sturz eines Reiches, oder den Tod eines großen Königs erzählt haben, rufen sie aus: der Ruhm der Welt vergehe wie Rauch, verfließe gleich dem Wasser der Ströme und verwelke wie die Blume des Frühlings.

Eine regnerische Jahreszeit, eine Überschwemmung, eine Dürre, ein Gewitter, beschäftigten damals die Aufmerksamkeit der Geschichte; denn der öffentliche Wohlstand hing von den Ernten ab, und die Unfruchtbarkeit oder der Überfluß eines jeden Jahres verbreitete unter den Völkern Trauer oder Freude. Man muß sehen, mit welcher gewissenhaften Pünktlichkeit die Chronikenschreiber von den Unglücksfällen reden, welche die Hungersnoth begleiteten. Oft mußten ganze Völker, vom Hunger fortgetrieben, ihr Vaterland verlassen. Glaber berichtet uns, daß in dem Jahre, welches die Geschichte annus famis nennt, die Menschen einander selbst verzehrten und man auf dem Markte von Tournus Menschenfleisch verkaufte. Nicht immer haben die Chronikenschreiber dergleichen Umstände zu erzählen; wenn aber von irgend einer Landplage, oder einer Revolution der Natur die Rede ist, dann verfehlen sie niemals, in die kleinsten Details einzugehen. Wilhelm le Breton unterbricht seine Geschichte Philipp Augusts, um uns zu berichten, daß an einem Sommertage der Blitz den vergoldeten Wetterhahn abschlug, der sich auf dem Thurme von Saint-Denis befand, und daß in demselben Jahre ein weißer Schnee und Reif auf die Weinberge fiel, wodurch die Weinlese sehr vermindert wurde. »Auch war dieser Wein sauer und grün.«

Bei dergleichen vorzugsweise übernommenen Beschäftigungen mußten unsere Chronikenschreiber die Blicke oft gen Himmel richten und aufmerksam dem Gange der Jahreszeiten folgen, und ihre Erzählungen geben uns ein genaues Verzeichniß der Sonnen- und Mondfinsternisse, Nordlichter, Lufterscheinungen und merkwürdigen Veränderungen in der Atmosphäre. Gleich ihren Zeitgenossen beschäftigen sie sich lieber mit der Zukunft, als mit der Vergangenheit, und ihre unruhige Leichtgläubigkeit sucht im Schauspiel der himmlischen Revolutionen die Kenntniß der zukünftigen Ereignisse. Mehrere Chronisten des zwölften Jahrhunderts sagen uns, daß ein Sternenregen das vorläufige Zei-

chen des ersten Kreuzzuges war. Baudri, einer der unterrichtetsten Schriftsteller seiner Zeit, untersucht diese wunderbare Behauptung ganz ernsthaft und vermag es kaum, sich zu überreden, daß die Sterne jemals wie Regentropfen hätten vom Himmel herabfallen können; indessen glaubt er, daß es im Einzelnen zuweilen geschehe. Die Kometen, welche in dem Rufe standen, einen großen Einfluß auf die Zukunft der Völker zu haben, konnten von den Geschichtschreibern des Mittelalters nicht vernachlässigt werden. Mit stets gen Himmel gerichteten Augen gefallen sich diese darin, die unbekannte Gestalt und den schimmernden Schweif dieser Wandersterne zu beschreiben, und verfehlen hauptsächlich nicht, bei jeder dieser Erscheinungen die Unglücksfälle im Voraus zu schildern, von denen die Welt bedroht wird.

Unsere Annalisten der alten Zeiten kannten, wie man sieht, von den Gesetzen der Natur nicht viel mehr, als von den politischen Gesellschaften, und sie befinden sich also in einer Welt, die sie nicht begreifen, ob sie gleich die Geschichte derselben schreiben; aber nichts macht sie verlegen, denn sie schreiben Alles, was ihre Vernunft in Erstaunen setzt oder beunruhigt, den geheimen Absichten Gottes zu. Überall glauben sie die göttliche Gerechtigkeit hervorleuchten zu sehen, und zwar nicht allein in einer künftigen Welt, sondern in den geringsten Umständen dieses Lebens. Ein natürlicher Tod, eine unvorhergesehene Krankheit, ein Unglücksfall ist in ihren Augen die Strafe einer bösen Handlung oder irgend einer, von ihnen bezeichneten Unordnung, und in den Tagen des Unglücks ist es immer die menschliche Verderbtheit, welche den Völkern große Drangsale zuzieht. Diese Jurisdiction der Chronikenschreiber, die sich auf solche Weise mit den trüben Fällen des Schicksals und den ungünstigen Ereignissen der Natur bewaffnet, hat etwas Moralischeres und weniger Unvernünftiges, als diejenige, welche zu derselben Zeit durch das Schwert oder durch die Feuer- und Wasserprobe ausgeübt wurde. Warum sollen wir darüber erstaunen, daß man die Gerechtigkeit, als sie von der Erde verschwunden war, von Allem zurückforderte, was man erblickte, was geschah, und hauptsächlich von Gott, dem höchsten Vertheiler des Guten und des Bösen?

Man weiß, daß Visionen oder Träume eine große Herr-

schaft über das Gemüth unserer guten Vorfahren hatten, und es kam oft vor, daß man in Angelegenheiten des Privatlebens, ja sogar bei öffentlichen Geschäften, nach einer Erscheinung oder nächtlichen Offenbarung einen Entschluß faßte, wie man sich heut zu Tage nach einem Grundsatze der Politik oder der Moral entscheiden würde; die auf solche Weise bei den Berathschlagungen der Könige und der Familien zu Hülfe gerufenen Visionen wurden also für unsere alten Schriftsteller historische Ereignisse. Man muß hinzufügen, daß zu jener Zeit der Geist der Finsterniß oder der Feind des menschlichen Geschlechts »unaufhörlich umherstreifte, seine Beute zu suchen,« und daß er unter jeder Art von seltsamen, schrecklichen Gestalten erschien. Man sah ihn bald in den Schlössern, bald in den Hütten der Leibeigenen, und sogar in den einsamen Zufluchtsörtern der Frömmigkeit, wie er der menschlichen Schwachheit Schlingen legte. Zufolge der im Volke herrschenden Gerüchte, sah man auch Todte ihren Gräbern entsteigen und Heilige vom Himmel herabkommen, um den Menschen heilsamen Rath zu ertheilen, oder den Willen Gottes zu verkünden. Alle diese Erscheinungen, welche die Völker mit Überraschung und Schrecken erfüllten, entgingen selten den Chronikenschreibern, die stets bereit waren, Wunder zu erzählen.

Dies ist im Allgemeinen der Charakter unserer Geschichtschreiber des Mittelalters, und man sieht hieraus, daß sie nicht immer diejenigen befriedigen, welche bei ihnen bloß Wahrheit suchen; da indessen ihr Gang einfach, ihre Art zu erzählen, voll Natur, und ihr Geschmack für das Wunderbare bekannt ist, so ist es auch leicht, in ihren Erzählungen das Wahre vom Unwahren zu unterscheiden. Man hat sie mit den Kindern verglichen, und zwar nicht allein, weil sie die Wunder lieben, sondern auch weil sie sich weder verstellen, noch lügen können, sogar ihre Irrthümer dienen bisweilen dazu, uns zu unterrichten, und sind gleichsam Lichtstrahlen für uns. Gern sieht man ihre Befürchtungen, Hoffnungen, Meinungen, und sogar ihre Vorurtheile, denn hierin sind sie der treue Ausdruck der gleichzeitigen Sitten. Die historische Wahrheit liegt für uns nicht allein in dem, was sie uns erzählen, sondern auch in dem, was man gedacht oder gefühlt hat, und der Geist oder Charakter, der jeden Chroniken-

schreiber beseelt, ist oft der interessanteste, unterrichtendste Theil seiner Geschichte.

Die leidenschaftliche Leichtgläubigkeit, welche uns bei den Annalisten der alten Zeiten anzieht, konnte sich nicht gut mit jener urtheilenden Kritik verbinden, die man mit Recht als das Hauptverdienst eines Geschichtschreibers betrachtet; auch nehmen sie die historischen Traditionen an, ohne dieselben zu untersuchen, und Alles, was vor ihnen geschrieben worden, scheint ihnen Wahrheit zu sein. Auf diese Weise reden mehrere Chronisten aus der Zeit der Kreuzzüge von der Wallfahrt Karls des Großen nach Jerusalem, und von einem gewissen Jean des Temps, welcher im achten Jahrhundert geboren, lange genug lebte, um die karolingische Dynastie erlöschen zu sehen. Die meisten Geschichtschreiber des Mittelalters führen den Ursprung der Franken oder Franzosen zurück bis auf »Francon,« den Sohn Hektors, und den der Gälen, oder Engländer bis zum frommen »Äneas.« Übrigens müssen wir hier sagen, daß alle diese Fabeln seit langer Zeit aus unserer Geschichte verschwunden sind, und daß es der Kritik der Neuern leicht geworden ist, die Irrthümer zu erkennen, welche in den Zeiten der Unwissenheit und der Barbarei beglaubigt waren.

Wir reden hier nur von den Chroniken des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, denn die aus den frühern Zeiten haben für den aufmerksamen Geist eine etwas verschiedene Physiognomie; man bemerkt dort weniger Naivetät und Reinheit, aber mehr Unwissenheit und Barbarei. Gregor von Tours, Fredegar und diejenigen, welche kurz nach diesen Beiden folgten, schienen ganz erschrocken über die Zeiten, welche kommen, und über die Nacht, welche sich stufenweise über ganz Europa verbreitet. Wenn man ihre Chroniken liest, worin zuweilen einige Erinnerungen aus den vorhergehenden Zeitaltern glänzen, dann scheint es, als hörte man eine Stimme, die aus einer tiefen Einsamkeit käme, oder als erblickte man einen flüchtigen Schimmer, welcher die dichte Finsterniß durchdränge. Die Chronisten des achten und neunten Jahrhunderts reden oft von dem Verfalle der Wissenschaften; sie reden davon in einem ungebildeten Style, und ich weiß nicht, was für eine rohe Trauer sich der

Trockenheit ihrer Darstellungen beimischt. Die des zwölften Jahrhunderts im Gegentheile machen eifrig bekannt, daß überall Grammatik und Wissenschaften getrieben werden, und ihre, wenn auch noch schwache Stimme scheint die Rückkehr der Aufklärung zu begrüßen. Die erstern, welche fast allein aus einem bessern Zeitalter übrig geblieben waren, bedauern eine frühere Civilisation, welche erlöscht, und die Sitten, die sie beschreiben, verkünden nur zu sehr die Gegenwart barbarischer Jahrhunderte; die andern betrachten, ob sie gleich nicht viel von dem wissen, was sich für die kommenden Jahrhunderte vorbereitet, dennoch die Zukunft ohne Furcht, und der Ton, welcher in ihren Erzählungen herrscht, läßt schon eine beginnende Civilisation ahnen.

Die griechischen Chroniken derselben Zeit sind, was den Geist der Kritik, die Reifheit des Geschmackes und der Vernunft betrifft, nicht viel weiter vorgerückt und zeigen uns weniger Thatsachen. Man findet bei Nicetas und bei Anna Komnena einige Erinnerungen aus dem alten Griechenland; allein diese beiden Schriftsteller bemühen sich zu sehr, die Sprache der Dichter nachzuahmen, und dies gibt ihrer Darstellung einen Charakter der Frivolität und Unwahrheit. Die Chronikenschreiber von Byzanz denken nur darauf, die eiteln Zierrathen ihrer Rhetorik zur Schau zu stellen, und selbst wenn sie das Unglück und den Untergang des Reichs beklagen, bleibt ihre gezwungene Sprache stets ohne Wärme und Nachdruck. Sie sind zierlicher und feiner als die Lateiner; allein dies ist die Zierlichkeit und Feinheit einer verjährten Civilisation. Wenn man die Chroniken der Franken mit denen der Griechen vergleicht, bemerkt man ohne Mühe, daß die einen dem noch barbarischen Genius einer neuen Gesellschaft angehören, die andern hingegen dem Verfall eines in Sittenverderbniß und Weichlichkeit gealterten Reiches.

Weniger kennen wir die morgenländischen Chroniken des Mittelalters; beim ersten Anblick aber findet man darin dieselbe Leichtgläubigkeit und noch mehr Unwissenheit, als in den meisten Chroniken des Abendlandes. Selten trifft man bei den arabischen Schriftstellern einige von jenen Gedanken, welche das menschliche Herz oder die Umwälzungen der Gesellschaften kennen lehren; sie vernachlässigen zu oft die wichtigen Umstände der

Ereignisse wegen bizarrer Nebenumstände und unbedeutender Kleinigkeiten. Auf diese Art gehorchen sie dem orientalischen Despotismus, welcher verlangt, daß der Mensch immer mit Kleinigkeiten soll beschäftigt sein. Wenn sie den Sturz eines Reiches erzählen und man fragt sie, warum dieses Reich gefallen ist, dann antworten sie: »Gott weiß es.« In denjenigen ihrer Chroniken, die wir gesehen haben, findet man jedes Mal, wenn die Muselmänner über die Christen siegen, keine andern Bemerkungen, als diese: »Gott ist Gott, und Mahomet ist sein Prophet.« Wenn die Christen irgend einen Sieg erringen, schweigen die muselmännischen Chroniken darüber und begnügen sich, zu sagen: »Gott möge sie verdammen.« Dessenungeachtet sieht man hier und da in ihren Berichten etwas, das weniger barbarisch ist, als die Völker und die Regierungen, deren Geschichte sie schreiben, und mehrere von ihnen zeigen in ihrer bildlichen Sprache zuweilen Lebhaftigkeit und Beredtsamkeit. Wir haben bereits jenen Schriftsteller den Ajubiten angeführt, welcher, um den Schmerz des Volkes von Damas über den Tod Saladins zu schildern, ganz kaltblütig sagt: »Man vergaß, die Stadt zu plündern;« ein seltsames Lob, welches eine ganze Nation schildert und ganz offen jenen asiatischen Despotismus zeigt, wo Gesetz, Gerechtigkeit, Eigenthum, kurz wo Alles mit einem einzigen Menschen endigen mußte.

Wir müssen beim Schlusse dieser Parallele sagen, daß wir glauben, unsere Schriftsteller des Mittelalters übertreffen, rücksichtlich des Styles und der Darstellung, die gleichzeitigen morgenländischen Schriftsteller. Da die abendländischen Chronisten in lateinischer Sprache schrieben, so muß man glauben, daß ihnen die Meisterwerke des Alterthums nicht unbekannt waren, und in mehrern ihren Erzählungen bemerkt man auch, daß sie sich Vorbilder genommen hatten. Die Schriftsteller des Morgenlandes hatten weiter keinen Führer, als ihre Begeisterung; auch ist in ihrem Gange nichts Regelmäßiges, und ihre Erzählungen können die Aufmerksamkeit der Leser nicht fesseln. Man muß indeß gestehen, daß das Studium der Alten unsere Chronikenschreiber zuweilen irre geleitet hat, denn sie sind stets zu sehr geneigt, die Begebenheiten, die sie erzählen, nach den Erinnerungen von

Rom und Athen zu beurtheilen, und wenn sie unsere Meinung über einen Fürsten oder christlichen Ritter bestimmen wollen, so verfehlen sie nicht, ihn mit den großen Männern des profanen Alterthums, und selbst mit Personen aus der Fabel zu vergleichen; reden sie von einem Krieger, so ist es immer Achill, Alexander oder Cäsar, und reden sie von einem Tyrannen oder bösen Könige, so ist es Phalaris oder Nero. Gottfried von Viterbo vergleicht den Kaiser Konrad, wie derselbe zum Kreuzzug aufbricht, mit Paris wegen der Schönheit, mit Seneca wegen der Weisheit, und mit Hektor wegen der Tapferkeit. Gauthier Winisauf weiß nicht, wie er den Kaiser Friedrich Barbarossa feiern soll, welcher unter den Fahnen des Kreuzes, in den Wüsten Kleinasiens starb, und voll Bewunderung für die Tugenden des deutschen Kaisers, glaubt er in demselben die Weisheit und selbst die Züge des Sokrates zu erblicken. Die arabischen Chronisten, die weder die Sprache der Lateiner noch die der Griechen verstehen und auch die Geschichte der Alten nicht kennen, setzen an die Stelle ihrer Urtheile nie etwas anderes, als die Gemeinplätze einer Volksgelehrsamkeit. Sie urtheilen bloß nach ihren eigenen Eindrücken, oder nach dem Geist der asiatischen Völker, und wenn sie in der Kunst zu schreiben, unter unsern Geschichtschreibern stehen, so hat ihre Ungewißheit wenigstens etwas Natürliches und Originelles.

Wir haben die Bemerkung gemacht, daß die Chroniken nicht allein das Gepräge ihrer Zeit, sondern auch das der Örter an sich tragen, wo sie entstanden sind. Die Chroniken von Italien und Deutschland haben nicht denselben Charakter, und vorzüglich nicht dasselbe Verdienst, als die von England und Frankreich. Die allgemeine Geschichte von Italien ist gleich dem Lande, welches sie uns darstellt, in mehrere Fragmente zertheilt und zeigt sich unsern Blicken wie ein in tausend Stückchen zerbrochener Spiegel; wie man also das Italien des Mittelalters in dreißig verschiedenen, mit einander wetteifernden Städten suchen muß, so findet man seine Geschichte auch nur in vielen verschiedenen Chroniken, die nicht mit einander übereinstimmen. Die italienischen Chronikenschreiber, welche vorzugsweise mit dem Interesse ihrer Städte beschäftigt sind, vernachlässigen zu sehr die charak-

teristischen Einzelnheiten, sowie die merkwürdigen und wichtigen Umstände der großen Ereignisse. Die deutschen Chronikenschreiber derselben Zeit geben uns nicht viel mehr Thatsachen und sind im Übrigen weniger vorgerückt; Deutschland, welches die Civilisation der Römer nicht gekannt hatte, ging zuletzt in die neuere Civilisation ein. Otho von Freisingen, der Mönch Gottfried, der Abt von Urangen, und mehrere andere deutsche Schriftsteller des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, können mit einigen Geschichtschreibern derselben Zeit, welche Frankreich oder England angehören, nicht verglichen werden.

Frankreich ist dasjenige Land, welches zur Geschichte der vergangenen Zeiten die meisten und vollständigsten Zeugnisse geliefert hat. Auch hat man bemerken können, daß in den letzten Zeiten die gelehrten Ausländer, welche es unternommen haben, das Mittelalter mit seinen Gesetzen und Gebräuchen kennen zu lehren, fast nur aus den Quellen unsrer alten Annalen geschöpft haben. Sie haben Frankreich und seine Schriftsteller vorzugsweise studiren zu müssen geglaubt, und hier ist es, wo sie ihre gründlichsten Nachrichten über das Lehenswesen, das Ritterthum und den Ursprung der Einrichtungen bei den abendländischen Völkern bekommen haben. Nicht weniger verdienen es die Chroniken der Engländer, die Aufmerksamkeit der aufgeklärten Nachwelt zu fesseln. Wir bemerken hier vor Allem, daß die englischen Geschichtschreiber wenigstens eben so leichtgläubig sind, als die unserigen. Mathieu Pàris, den man für einen philosophischen Schriftsteller gehalten hat, weil er der Dolmetscher einiger Klagen gewesen ist, die sich zu seiner Zeit gegen den römischen Hof erhoben, ist vielleicht gerade derjenige Geschichtschreiber des dreizehnten Jahrhunderts, welcher die meisten Wunder und unglaublichen Dinge berichtet; aber neben dieser abergläubischen Leichtgläubigkeit sieht man mit Vergnügen bei den englischen Annalisten eine große Ehrfurcht für historische Thatsachen, und die Sorgfalt, womit sie alle zur Geschichte nothwendigen Sachen berichten, gibt ihren Chroniken einen großen Werth.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.
(Fortsetzung.)

Man wird leichtlich glauben, daß der Zeitpunkt der Kreuzzüge, wenn es auch die Kunst, Geschichte zu schreiben, nicht vervollkommnete, doch zum wenigsten die Zahl der Geschichtschreiber vermehrte, und gerade diese Geschichtschreiber sind für uns eben so viele treue Zeugen, welche uns das Mittelalter kennen lehren. Die Wichtigkeit der Ereignisse, der religiöse Charakter des Krieges, das Interesse, welches die Christenheit für denselben fühlte, mußten mehrern Schriftstellern den Gedanken einflößen, das zu erzählen, was sie wußten oder was sie gesehen hatten, und wir besitzen heut zu Tage wohl mehr als zwölf Berichte der ersten Expedition der Kreuzfahrer in Asien. Die frommen Schriftsteller jener Zeit — wir führen ihre eigenen Ausdrücke an — fühlten das Bedürfniß, die Menschen an die Anstrengungen und Leiden der Kreuzeskrieger zu erinnern, und »vorzüglich an die großen Dinge, die mit Gottes Erlaubniß im Morgenlande gethan wurden.« Viele Geschichtschreiber der heiligen Kriege erzählen das, was unter ihren Augen vorgegangen war, denn sie waren den Kreuzfahrern nach Palästina gefolgt; auch benachrichtigen einige derselben ihre Leser, daß sie mitten in den Lagern geschrieben haben, und daß das Geräusch des Krieges ihnen nicht erlaubt hat, ihren Styl zu verfeinern. Einer von ihnen, Roul von Coggeshale, sagt uns zu Anfang seiner Geschichte, um seine Gegenwart in den Gefechten zu bestätigen, daß er bei der Einnahme von Jerusalem durch Saladin, von einem Pfeil im Gesicht verwundet wurde. »Das Holz,« fügt er hinzu, »ist aus der Wunde gerissen worden; aber das Eisen steckt, in dem Augenblicke, wo ich schreibe, noch darin.« Wir brauchen wohl nicht anzumerken, daß diejenigen Chronikenschreiber, die bei den Ereignissen gegenwärtig waren, auch mehr als die andern, von den die Kreuzfahrer entflammenden Leidenschaften erfüllt sind, und vorzüglich übertrieben ist ihre Leichtgläubigkeit, sowie die des großen Haufens der Pilger. Alles ist Wunder in ihren Augen, in ihren Erzählungen, und wenn man Berichte liest, wie zum Beispiel die Raymunds von Agiles, Günthers und einiger an-

dern, dann geräth man in Versuchung zu glauben, daß die Krieger des Kreuzes in einer andern Welt waren, als diejenige ist, worin wir uns befinden, und daß die Gesetze der Natur bloß für die Nichtchristen und Ungläubigen noch existirten. Ein schwererer Vorwurf, womit wir jene Geschichtschreiber, die Augenzeugen waren, nicht verschonen dürfen, ist die Gleichgültigkeit und zuweilen die Freude, womit sie die Niedermetzelung der Sarazenen erzählen, und man weiß, daß beim ersten Kreuzzuge dieses Morden in mehrern Städten Syriens, und hauptsächlich in Jerusalem schrecklich war. Der Mönch Robert, ein Chronikenschreiber, der gegenwärtig war, sagt, um die Vernichtung der Ungläubigen zu schildern: »Man hätte Flügel haben müssen, um dem Gemetzel zu entkommen, und die Muselmänner hatten keine.« Kaum erblickten die, durch die Leidenschaften des Krieges verblendeten Kreuzfahrer Menschen in ihren Feinden. Wir haben gesagt, daß die meisten Chronikenschreiber, welche dem christlichen Heere folgten, Geistliche waren und keine andern Waffen hatten, als den Pilgerstab. Mehrere derselben können die Furcht nicht verbergen, und ohne Zweifel war es eben diese Furcht, welche sie grausam machte.

Die Geschichtschreiber, welche das Abendland nicht verlassen hatten, sind weniger heftig und weniger leidenschaftlich in ihren Schilderungen. Der Erzbischof von Dol erklärt in der Vorrede zu seinem Buche, daß er gegen die Muselmänner, wie gegen die Kreuzfahrer gerecht sein will, denn er weiß, was er der Sache der Christen, aber auch was er der Wahrheit schuldig ist. Man muß hinzufügen, daß bei den Kreuzzügen, welche auf den Kreuzzug Gottfrieds folgten, die häufigern Beziehungen mit den Sarazenen jenen Geist des Hasses, der in den Herzen jedes Gefühl der Gerechtigkeit und des Mitleidens erstickte, gar sehr gemildert hatten. Vom dritten heiligen Kriege an, erscheinen in unsern Chroniken die Gefühle der Menschlichkeit und der Toleranz wieder. Da in Italien die Civilisation wieder aufzublühen begann, so gaben auch die Chronikenschreiber dieses Landes das Beispiel; aber vorzüglich in der Geschichte Wilhelms von Tyrus kann man die gemachten Fortschritte erkennen. Der Erzbischof von Tyrus drückt sich stets mit einer edeln Mäßigung aus und wird nur

leidenschaftlich über den Triumph der Tugend. Die aufgeklärte Gewissenhaftigkeit, die strenge Rechtlichkeit, die er in allen seinen Urtheilen zeigt, erwerben ihm gleich Anfangs das Vertrauen und die Achtung seiner Leser. Gleich den meisten Chronikenschreibern seiner Zeit erklärt er die Unfälle der Christen aus ihren Sünden und ihrer Sittenverderbniß, und diese Art die Ereignisse zu würdigen, schickt sich nicht übel für die Geschichte eines Religionskrieges und charakterisirt auch ziemlich gut die unglücklichen Zeiten, worin der Verfasser lebte. Übrigens sind in den Augen Wilhelms von Tyrus immer diejenigen die strafbarsten Sünder, welche die Gesetze der Menschlichkeit und Gerechtigkeit verachten, und wenn er die schrecklichen Gerichte Gottes gegen die Kinder der Menschen aufruft, dann geschieht es hauptsächlich, um das Vergessen des beschworenen Glaubens und die Verletzung des Völkerrechts zu bestrafen. Man sieht beim Lesen seines Buches, daß er die Meisterwerke des griechischen und lateinischen Alterthums studirt hat; der gewohnte Umgang mit den Alten hatte nicht allein seine Vernunft aufgeklärt und sein Talent zum Schreiben gebildet, sondern ohne Zweifel hat er auch hier seinen gesitteten Ton, oder vielmehr jene zierliche Gutmüthigkeit entlehnt, welche in seiner Darstellung bemerklich wird, ob er gleich sein Wissen zuweilen mißbraucht. Man findet in seinen Erzählungen, wie Virgil neben Ezechiel, Juvenal zugleich mit Esaias angeführt wird, und um seine Hauptstadt Tyrus zu feiern, scheut sich der fromme Geschichtschreiber nicht, das profane Andenken einer Dido zurückzurufen. Die Einzelnheiten, welche die Geschichte zu vernachlässigen pflegt, befinden sich sehr oft unter seiner Feder aufgehäuft. Wenn er uns zum Beispiel die Portraits der Könige von Jerusalem entwirft, vergißt er nicht zu sagen, daß Gottfried blondes Haar und einen blonden Bart hatte; daß Balduin I. rothes Haar und eine Adlernase hatte, und daß dieser Fürst weder zu fett, noch zu mager war; daß Balduin II. einen hohen Wuchs, frische Gesichtsfarbe und vom Gebet gehärtete Knie hatte. In jedem Falle stehen diese kleinlichen Details, welche der strenge Geschmack der Neuern verbannt, in der Geschichte der alten Zeiten eben nicht zu sehr am unrechten Orte. Wenn ich die Portraits des guten Erzbischofs gelesen

habe, dann weiß ich nicht, welche Täuschung sich meines Geistes bemächtigt, und ich finde ein gewisses Vergnügen dabei, zu denken, daß ich alle Helden der Kreuzzüge wieder erkennen würde, wenn sie vor mir vorüber gingen.

Wir müssen hier noch beifügen, daß die letzten Bücher Wilhelms von Tyrus weder das Verdienst noch das Interesse der ersten haben. In demselben Verhältnisse, wie er auf seinem Wege weiter geht und sich der Zeit nähert, wo er selbst gelebt hat, wird sein Gang schüchterner; er hatte die Gründung und das Gedeihen der christlichen Colonien in Asien besser beschrieben, als er den Verfall derselben beschreibt. Bei der Regierung Balduins des Aussätzigen betrübt er sich über Alles, was er sieht und was er erzählt; er wagt es nicht, die Sitten seiner Zeitgenossen zu charakterisiren, und die Wahrheit scheint ihm eine peinliche Last; trübe Ahnungen beunruhigen seine Gedanken; plötzlich bleibt er mitten in einer angefangenen Erzählung stehen, und sein Stillschweigen wird für die Leser die traurige Voraussagung der Unglücksfälle, die Jerusalem bedrohen.

Die Chronikenschreiber der heiligen Kriege zeichnen sich vorzüglich dann aus, wenn sie das Elend der Kreuzfahrer schildern, an welchem sie Theil genommen haben, und die Tugend, von der sie am besten reden, ist die Ergebung. Wenn sie die Erinnerungen aus der heiligen Schrift und die Worte der Propheten nicht zu verschwenderisch gebrauchen, dann dienen sie ihnen wunderbar in ihren Beschreibungen und geben ihren Gemälden etwas Poetisches und Feierliches, wodurch die Einbildungskraft befangen wird; ihre Gedanken und Bilder sind oft ein lebhafter Ausdruck jenes kriegerischen Enthusiasmus, welchen die morgenländischen Kriege hervorgebracht hatten. Ein englischer Chronikenschreiber, Raoul von Coggeshale, beschreibt erst den Einfall in Palästina und die Unglücksfälle, die er dabei erduldet hat; hierauf äußert er seine Betrübniß darüber, die für Jesus Christus gestorbenen Pilger überleben zu müssen, und beneidet sie um den heiligen Staub, der sie bedeckt. »Wehe mir,« ruft er aus, »wehe mir, der ich der letzte der Sünder bin; denn weniger glücklich, als meine Brüder, habe ich nicht meinen Theil bekommen von der Erde des Herrn!« Man erstaunt gar nicht, wenn

man diese düstere Melancholie, dieses Bedauern, nicht unter den Streichen der Sieger gefallen zu sein, in der Geschichte eines Krieges erblickt, welcher im Namen des Himmels und fern vom Vaterlande geführt wurde, eines Krieges, der keinen andern Ruhm gewährte, als den des Märtyrerthums, und dessen heiliger Zweck die Eroberung oder die Befreiung eines Grabes war.

Diese fromme Überspannung ist der Charakter aller Chronikenschreiber, welche die Begebenheiten der Kreuzzüge erzählt haben; aber Jeder von ihnen hat seine besondern Eigenschaften, welche ihn von den Andern unterscheiden. Wir haben die Geschichtschreiber der heiligen Kriege so oft angeführt, daß sie unsern Lesern wohl bekannt sein werden; dessenungeachtet sei es uns erlaubt, hier an einige derselben zu erinnern und zum letzten Male von den getreuen Gefährten unserer Arbeit zu reden. Foucher oder Fulcher von Chartres ist der erste, welcher sich unserm Geiste darstellt. Man weiß, daß dieser naive Chronikenschreiber ein Vergnügen darin findet, in seinem Werke sich selbst auf die Scene zu bringen, und seine Erzählungen werden öfters durch die Worte unterbrochen: Ego Fulcherius Carnotensis, (ich, Foucher von Chartres.) Foucher erinnert uns daran, daß er, als Balduin, Gottfrieds Bruder, Fürst von Edessa wurde, Capellan desselben war. Wenn er mit andern Pilgern die Quellen Mosis besucht, sagt er uns, daß er seine Kameele dort getränkt hat; wenn er an den Ufern des todten Meeres umherstreift, erzählt er, daß er das Wasser desselben gekostet und es so bitter gefunden hat, wie Niesewurz. Indem er von einem über die Parter errungenen Siege redet, benachrichtigt er uns, wie alt er damals war, und sagt, »daß seit seiner Geburt sechs Mal zehn Jahre und zwei Mal drei Jahre verflossen waren.« Immer aufgelegt, von sich selbst zu reden, theilt uns Fulcher alle seine Überraschungen, Bewunderungen und Befürchtungen mit. Am meisten fürchtet er den Krieg und seine Plagen, und kann die Furcht nicht verbergen, welche die Sarazenen ihm verursachen; jedes Mal, wenn die Kreuzfahrer über ihre Feinde siegen, dankt Balduins Capellan Gott mit einer großen Herzensergießung dafür, und wenn er das Zeichen zum gefährlichen Kampfe sieht, gesteht er ganz ungezwungen, »daß er lieber in

Orleans oder in Chartres sein möchte.« Unser Chronikenschreiber hat einige Kenntnisse von der Naturgeschichte und verfehlt keine Gelegenheit, uns dies zu zeigen; so nennt er zum Beispiel, nachdem er die Schlacht von Askalon beschrieben hat, zwölf Arten von Edelsteinen, die sich unter der Beute der Überwundenen befanden. Sein Bericht über die Belagerungen von Jerusalem und Antiochia mag unsere Aufmerksamkeit eben nicht fesseln, weil der Chronist nicht dabei zugegen war; allein er gibt uns viele nützliche Documente über Gottfried und die christlichen Colonien. Niemand schildert besser, als eben Fulcher, die Errichtung jener neuen Staaten und das Wunder ihrer Erhaltung mitten unter muselmännischen Völkern, und nichts ist sinnreicher, als die Art und Weise, womit er uns einige Jahre nach dem ersten Kreuzzuge diejenigen Franken schildert, welche sich in Syrien niedergelassen hatten. »Wer Römer oder Franke war,« sagt Fulcher, »ist hier Galliläer geworden; wer früher in Rheims oder in Chartres wohnte, sieht sich als Bürger von Tyrus oder Antiochia wieder, ja, wir haben schon die Örter unserer Geburt vergessen. Mancher von uns besitzt in diesem Lande schon Häuser und Sklaven; mancher Andere hat eine Frau genommen, die nicht seine Landsmännin ist — eine Syrierin, Armenierin, ja sogar eine Sarazenin, welche die Gnade der Taufe empfangen hat. Der eine bebaut Weinberge, der andere Felder; alle diese Einwohner reden verschiedene Sprachen und sind bereits dazu gelangt, sich zu verstehen, denn das Vertrauen bringt auch die verschiedensten Geschlechter einander näher, und es steht geschrieben, daß der Löwe und der Ochse in einem und demselben Stalle fressen werden. Täglich kommen mehr von unsern Verwandten und Freunden zu uns, welche die Güter verlassen, die sie im Abendlande besitzen; diejenigen, welche in ihrem Vaterlande arm waren, hat Gott hier reich gemacht, und die, welche nur wenige Thaler hatten, besitzen jetzt eine Unzahl von Byzantinern. Denen, die nur eine Meierei besaßen, gibt Gott eine Stadt, denn er will nicht, daß die Pilger, welche das Kreuz getragen haben, in Dürftigkeit verfallen, und das ist, wie ihr wohl seht, ein Wunder, welches die Welt in Erstaunen setzen muß.« So erheiterte Fulcher absichtlich seine Gemälde, und um die

Franken nach Asien zu ziehen, zeigte er ihnen die christlichen Colonien als ein wahrhaft gelobtes Land.

Der Abt Guibert gleicht Fulchern keinesweges und verhängt sogar ein sehr strenges Urtheil über den Bericht von Balduins Capellan. Er wirft demselben vor, er hätte seine Geschichte in einem unrichtigen, groben Style abgefaßt, die Anzahl der Pilger übertrieben, und vielen Fabeln Glauben beigemessen, die man beim Aufbruche des ersten Kreuzzuges ausgestreut hätte. Der Abt Nogent mischt seiner Kritik scharfe Bemerkungen über die Volksleichtgläubigkeit bei, welche überall Wunder sah, und vorzüglich schont er die fromme Betrügerei derer nicht, welche eine Ungestaltheit, ein Fell auf dem Auge oder irgend ein Mahl an der Stirn, als Ausdruck des himmlischen Willens betrachteten, der zum heiligen Kriege rief. Seltsam! Nachdem er sich gegen die Irrthümer der Menge erhoben hat, macht er Fulchern von Chartres ein großes Verbrechen daraus, nicht an die zu Antiochia gefundene Lanze des Erlösers geglaubt zu haben, und widmet mehrere Seiten seines Buches dem Beweise, daß der Zug und die Waffenthaten der ersten Kreuzfahrer offenbar durch die Propheten Israëls wären verkündigt worden. Überhaupt verfällt dieser Schriftsteller oft in dieselben Fehler, die er Andern vorwirft, und wenn sein Styl nicht gemein ist, so artet er zuweilen in eine kindische Geziertheit aus. Dennoch ist sein Buch sehr werthvoll wegen der großen Menge von Sittenzügen, die es enthält und die man nirgends anders findet. Das Gemälde, welches er von der Kreuzespredigt des Eremiten Peter und von dem Aufbruche der Kreuzfahrer entwirft, ist äußerst anziehend; weniger fesselt uns aber der Geschichtschreiber an das, was im Morgenlande geschehen ist. Es ist nicht unnütz, hier zu bemerken, daß die Chronikenschreiber, welche im Abendlande geblieben sind, besser als die andern die Zurüstungen und den Aufbruch eines Kreuzzuges beschreiben und uns besser mit der Art des Enthusiasmus bekannt machen, welcher Europa über Asien hinstürzte.

Es gab, wie wir gesagt haben, einen großen Wetteifer, um die Geschichte des ersten Kreuzzuges zu schreiben. Tudebode, ein Priester aus Poitou, ist der erste, dessen Bericht in Europa ist

bekannt worden. Sein Styl ist sehr fehlerhaft und voll gemeiner, trivialer Ausdrücke; aber eine Art religiöser Melancholie, eine große Einfalt des Herzens und Geistes athmen in seinen Erzählungen und fesseln die Aufmerksamkeit seiner Leser. Der Mönch Robert gleicht, rücksichtlich der Thatsachen, Tudebode'n sehr; er schreibt mit größerer Klarheit und Zierlichkeit, und das siebente Buch seiner Geschichte, worin er die Befreiung der Kreuzfahrer zu Antiochia erzählt, brauchte nur in Verse umgesetzt zu werden, um der Epopee anzugehören. Raymund von Agiles kommt uns weniger anziehend vor, weil er zu viele Visionen auf einander häuft und zuweilen die wichtigsten Ereignisse wegläßt, um übernatürliche Erscheinungen zu erzählen. Seine unerschütterliche Überzeugung ist ein merkwürdiges Schauspiel für den Leser; er ist wie Barthelemi, stets bereit, sich in einen Scheiterhaufen zu stürzen, um das geringste Wunder zu bezeugen, welches er uns erzählt. Der Geschichtschreiber Albert von Aix, ein ziemlich aufgeklärter Beobachter der Sitten seiner Zeit, macht sich bemerkbar durch den wahrhaften Ton seiner Berichte und durch die Menge Einzelheiten, die er gesammelt hat. Er ist mit dem Kreuzzuge besser bekannt, als die Augenzeugen, und wenn er auch nicht im Morgenlande gewesen ist, so könnte man doch glauben, er hätte alle diejenigen ausgefragt, welche von dort zurückgekommen waren. Raoul von Caen, der Geschichtschreiber Tancreds, ist der einzige Chronist des ersten Kreuzzuges, der kein Geistlicher ist; auch schildert er die kriegerischen Sitten der Kreuzfahrer besser, als ihren religiösen Charakter, und zeigt mehr Leidenschaft für den Ruhm der Waffen, als für den Ruhm des Kreuzes; er beschreibt besser die Schlachten, als die religiösen Feierlichkeiten und führt öfter die Mythologie und das profane Alterthum an, als die Bibel. Raoul beschreibt zuweilen die Kämpfe und Ereignisse des Kreuzzuges in Versen; aber eingenommen von der Erinnerung an seine Studien, glaubt er zu sehr, daß eine knechtische Nachahmung der Alten das Wunderbare seines Gegenstandes ersetzen kann. So redet er bei seiner Beschreibung der Schlacht von Antiochia den Zephyr und den Abendwind an; er vergleicht Tancreden mit Castor und Herkules, und eines seiner Kapitel hat die Überschrift: »Mars begünstigte die Christen«

Obgleich Raoul von Caen seinen Helden sehr lobt, so muß man doch gestehen, daß er ihn nicht sehr anziehend macht, denn er zeigt uns denselben unaufhörlich mitten im Blutvergießen und läßt uns an ihm keine von jenen leidenschaftlichen Schwachheiten erblicken, welche uns an die Helden Homers und Tasso's fesseln.

Der zweite Kreuzzug, welcher nicht gelang, fesselte die Blicke der Geschichte weniger und begeisterte nur eine kleine Anzahl von Chronikenschreibern, die nicht sehr bekannt und auch nicht sehr würdig waren, es zu sein. Man darf indeß Odo von Deuil nicht vergessen, welcher Ludwig VII. begleitete und die Zurüstungen, sowie den Zug des französischen Heeres mit Zierlichkeit beschrieben hat. Wie die meisten lateinischen Schriftsteller jenes Zeitpunktes, schont er die Griechen nicht, und sein Haß oder sein Vorurtheil spricht sich zuweilen mit Nachdruck und Beredtsamkeit aus. Er ist von allen Chronikenschreibern derjenige, welcher uns am besten mit Constantinopel bekannt macht, mit »dieser prächtigen Stadt, welche alle andere durch ihre Reichthümer und selbst durch ihre Laster übertraf; die wegen ihrer Schwäche die ganze Welt fürchtete, wegen ihrer Treulosigkeiten aber selbst furchtbar war.« Odo von Deuil, welcher oft die Bestimmtheit und zuweilen die Heftigkeit des Sallustius hat, wird vorzüglich lebhaft, wenn er uns das Elend und die Tapferkeit der unglücklichen Kreuzfahrer schildert. Wir glauben, wenn er erzählt, gegenwärtig bei dem Mißgeschick der deutschen Pilger, bei der Zusammenkunft des Kaisers Konrad und Ludwigs VII., bei dem Übergange über den Mäander, bei der Niederlage des französischen Heeres in der Nähe von Laodikäa zu sein. Heftig rühren die Unglücksfälle der französischen Krieger den Mönch von Saint-Denis, und während er sie schildert, »kann er sich der Thränen nicht enthalten.« Welcher Leser würde nicht mit Odo von Deuil gerührt werden über jene, aus Satalien gekommene Menge von Pilgern, die fast ohne Kleider und Lebensmittel waren, keine Schiffe hatten, um zur See zu gehen, ihren Weg zu Lande nicht fortsetzen konnten, das ganze Gestade mit ihren Klagen erfüllten, vergebens die Griechen um Hülfe anflehten und sich dem Mitleiden der Ungläubigen überließen, einem Mitleiden, »welches vielleicht barbarischer war, als

Verrätherei und Treulosigkeit.« Der Geschichtschreiber findet Geschmack daran, die edeln Gesinnungen des Königs von Frankreich zu schildern; er zeigt uns diesen Fürsten stets bereit, sich für sein Heer zu opfern, »weil derselbe wußte, daß ein König keinesweges für sich allein, sondern für das Wohl Aller geboren sei. Der Chronist schließt bei der Ankunft Ludwigs VII. zu Antiochia und hat nicht den Muth, den Kreuzfahrern bis nach Jerusalem und Damas zu folgen. Auch Otho von Freissingen, welcher ebenfalls die Geschichte des zweiten Kreuzzuges begonnen hatte, bleibt mitten in seinem Berichte stehen und kehrt nur zu diesem unglücklichen Kriege zurück, um uns zu sagen, daß die Unfälle des heiligen Zuges die Wohnung der Auserwählten bevölkert haben.

Da der dritte Kreuzzug für Frankreich nicht rühmlich war, so reden unsere gleichzeitigen Chronikenschreiber, wie zum Beispiel Rigord und Guillaume-le-Breton, kaum von demselben; da sich aber die Engländer dabei auszeichneten, so haben die Geschichtschreiber Großbrittaniens nicht unterlassen, auch die geringsten Umstände desselben zu erzählen. Wir reden hier nur von Gauthier Vinisaufs Itinerarium Richardi. Der Verfasser dieses Berichts übertrifft alle andern Schriftsteller derselben Zeit durch die Verschiedenheit seiner Gemälde und den Umfang seiner Kenntnisse. Gauthier Vinisauf war Augenzeuge der Begebenheiten des Kreuzzuges, und wenn wir sein Buch lesen, so sehen wir, wie er die Personen und Völker, welche in dem großen Drama des heiligen Krieges eine Rolle gespielt haben; eben in seiner Geschichte kann man den Muselmännern und den Christen in ihren Leidenschaften, sowie auch in ihren kriegerischen und religiösen Sitten und Gewohnheiten folgen. Die meisten Chronikenschreiber, welche Geistliche waren, beschreiben gern die kriegerischen Ereignisse; allein ihre Berichte sind fast immer dunkel und man kann ihnen nicht gut folgen. Ausgezeichnet ist Gauthier Vinisauf dadurch, daß er alles, was er erzählt, auch versteht und sich immer deutlich ausdrückt. Man sieht, daß er in der Kriegskunst selbst erfahren ist; er kennt die Waffen und Gebräuche der Kreuzfahrer, die Fähigkeiten der Anführer und die bei den Belagerungen angewendeten Maschinen; man findet in

seinem Berichte, wie wir schon gesagt haben, gelehrte Bemerkungen über den Bau der Schiffe, und die pünktliche getreue Darstellung, die er uns von einer Seeschlacht gibt, könnte in den Chroniken des zwölften Jahrhunderts als ein Phänomen betrachtet werden.

Mitten unter den großen Ereignissen des Kreuzzuges verliert Gauthier Vinisauf die weniger bedeutenden Umstände keineswegs aus den Augen und mischt immer der Schilderung von Schlachten auch Sittenzüge bei. Indem er den Sieg von Arsuf erzählt, vergißt er nicht, von dem falben Cyperroß zu reden, welches der König Richard ritt; er zeigt uns den englischen Monarchen, bald wie derselbe einen aus den Gebirgen von Judäa herabgekommenen wüthenden Eber überwindet, bald wie er mit Liedern die Sirvanten des Herzogs von Burgund beantwortet, bald endlich, wie er dem Sultan Saladin in Kämpfen Widerstand leistet, welche denen der Iliade und der Äneide gleichen. Der interessanteste Theil dieser Chronik ist der, wo der Verfasser uns die fromme Trunkenheit schildert, worin sich die Pilger befanden, als sie sich Jerusalem näherten, und ihre Verzweiflung, als sie sich von der heiligen Stadt entfernten, um zur See zurückzukehren. Die Unentschlossenheit Richards, und die Unruhe seiner Gedanken, welche sich dem Heere mitzutheilen scheinen, dessen Anführer er ist, bieten uns eines der seltsamsten Schauspiele des heiligen Krieges. Der englische Monarch, der wechselsweise durch tausend verschiedene Leidenschaften gequält wurde, ungeduldig war, in sein Königreich zurückzukehren und sich glühend nach dem Kampfe mit den Ungläubigen sehnte, schloß endlich einen Waffenstillstand mit Saladin. Bei dieser Gelegenheit sagt Vinisauf, um die Wandelbarkeit menschlicher Dinge zu schildern, daß die Zukunft, worüber die beiden Monarchen mittelst eines Vertrags verfügten, ihnen keineswegs angehörte, weil Saladin dazu bestimmt war, in Damas zu sterben, und Richarden in Deutschland das Leiden einer langen Gefangenschaft erwartete. Indem der Chronist seinen Bericht schließt, glaubt er sich verpflichtet, diejenigen zu beschämen, »welche kurz und quer geredet und behauptet haben, die Kreuzfahrer hätten im Morgenlande nichts gethan,« weil sie Jerusalem nicht befreit

hätten; Gauthier Winisauf berichtet uns indessen, als Augenzeuge der Kriegsereignisse, daß der Kreuzzug dem Himmel mehr als vierhunderttausend Pilger zugeschickt hat, »wovon hunderttausend gestorben sind, ohne sich der weltlichen Vergnügungen enthalten zu haben *). Diese Art, die Kreuzzüge zu beurtheilen, findet man fast in allen gleichzeitigen Chroniken, und Richards Geschichtschreiber hat sich ungeachtet seiner Gelehrsamkeit nicht über die abergläubischen Irrthümer seines Jahrhunderts erheben können.

Obgleich der Zug Friedrichs Barbarossa unglücklich gewesen war, so hatte derselbe doch drei Geschichtschreiber. Alle drei begleiteten sie das christliche Heer und mit einer gewissen Treue schildern sie uns den Zug der deutschen Pilger durch das griechische Reich und die Wüsten Kleinasiens, wo sie durch die Treulosigkeit von Byzanz, die Grausamkeit der Türken und die Schrecken des Hungers verfolgt wurden. Einer dieser Chronikenschreiber, dessen handschriftliches Werk soeben in Deutschland ist entdeckt und bekannt gemacht worden, sagt uns, daß die Sprache der Engel nicht hinreichend sein würde, um die Leiden der Kreuzfahrer und ihre heldenmüthige Entsagung zu schildern. »Der berühmte Homer,« fügt er hinzu, »der beredte Lucanus, sogar der Dichter von Mantua, wenn sie noch lebten, und man von ihnen eine treue Geschichte dieses Kreuzzuges verlangte, würden den Finger auf den Mund legen und wie sprachlose Menschen stehen bleiben.« Wir besitzen noch zwei sehr weitläufige Berichte über die Belagerung von Damiette, deren Verfasser, welche Augenzeugen waren, die Sache dermaßen schildern, daß wir den Ereignissen, die sie erzählen, beizuwohnen glauben. Der erste, dessen Verfertigung man einem Geistlichen aus Reggio beimißt, beschreibt mit Feuer die Stürme und Kämpfe, die neunzehn Monate lang ununterbrochen auf einander folgten; die heiße Inbrunst des römischen Legaten, seine auf dem Schlachtfelde an Jesus Christus gerichteten Gebete, die Unruhe, die

*) Audenter protestamur, in illa peregrinatione christianorum centum millia fuisse mortuos, pro eo tantum quod sub divinae spe mercedis se continuerunt a mulieribus.

Freude, die Verzweiflung der Pilger, das täglich an beiden Ufern des Nils erschallende Kriegsgeschrei und Waffenrasseln, die Stürme des Himmels, die sich bisweilen zu dem Schauspiel der Kämpfe mischten, ja, sogar die wunderbaren Erscheinungen, deren Anblick die Sarazenen beunruhigte, kurz Alles ist treu geschildert, Alles beseelt sich, Alles erscheint lebendig unter der Feder des italienischen Chronikenschreibers. Der zweite Bericht ist das Werk eines Priesters aus Cöln, Namens Olivier Scholasticus, der in seinen Darstellungen vielleicht weniger Lebhaftigkeit, aber nicht weniger Wahrheit und Natur hat. Nachdem er die rühmlichen Anstrengungen und das langwierige Unglück der Belagerung von Damiette erzählt hat, zeigt er uns diese eroberte Stadt, »welche Krieg, Epidemie und Hungersnoth mit Leichen angefüllt hatten; man erblickte in den Häusern, sowie auf den Straßen und öffentlichen Plätzen nichts als Cadaver. Die Todten brachten die Lebenden um; verhungert und verschmachtet starb der Sohn neben seinem sterbenden Vater; die Sklavin neben ihrer, auf der Erde ausgestreckten Gebieterin; die kleinen Kinder schrien um Brot, als Niemand mehr da war, der es ihnen geben konnte.«

Olivier Scholasticus war einer von den berühmtesten Predigern des sechsten Kreuzzuges; und während der Belagerung von Damiette baute er Maschinen, welche die Bewunderung der christlichen Krieger waren; allein er redet von sich selbst mit so großer Zurückhaltung und Bescheidenheit, daß sein Name der Nachwelt fast unbekannt geblieben ist, und man seine Geschichte Jacob von Vitry zugeschrieben hat. Unsere Nachforschungen haben uns darauf hingeleitet, diese durch die Meinung einiger Gelehrten beglaubigte Ungerechtigkeit zu erkennen, und es ist die süßeste Frucht unserer Anstrengungen, daß wir einen unserer alten Chronikenschreiber den ihm gebührenden Ruhm zurückgeben können.

Ende des siebenten und letzten Bandes.

Quedlinburg, gedruckt bei Gottfr. Basse.

